

H. MEERWARTH

LEBENSBILDER aus der TIERWELT

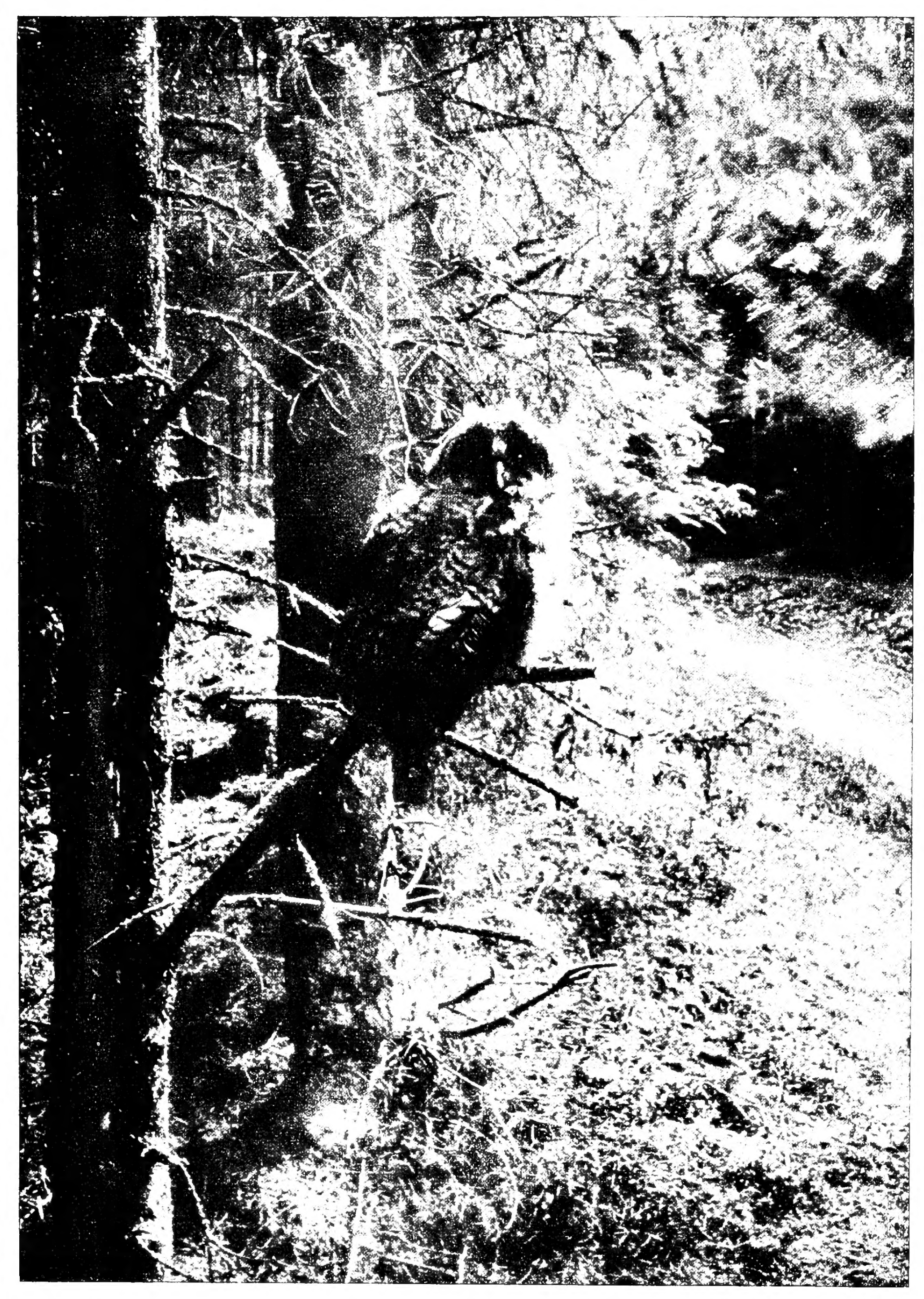
· Vögel ·





2-6

Berch
3 vols



K. Spengler. *Rothehütte . Harz, Juli 1907.*

Junge Waldohreule.

Lebensbilder
aus der
Tierwelt

Herausgegeben von
H. Meerwarth

Vierter Band
Zweite Reihe: Vögel I

5.—10. Tausend



R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

In dem vorliegenden Werk ist zum erstenmal in Deutschland der Versuch unternommen, ein rein biologisches Tierbuch mit ausnahmslos photographischen Aufnahmen lebender und in der überwiegenden Mehrzahl frei lebender Tiere zu illustrieren. Diese Verwendung der Photographie als Illustrationsmittel für naturwissenschaftliche Bücher datiert in ihren Anfängen schon einige Jahre zurück, wurde aber erst nach dem Erscheinen der erfolgreichen Bücher von C. G. Schillings ein immer allgemeiner gehegter Wunsch. Der Verleger dieses Werkes nahm den neuen Gedanken in großzügiger Weise auf und erließ ein Preisausschreiben zur Erlangung von Photographien in Europa frei lebender Tiere, wodurch in naturfreundlichen Kreisen das Interesse an der Sache wesentlich geweckt wurde.

Kurz darauf habe ich selbst in meinen „Photographischen Naturstudien" versucht, Anregung und Anleitung in der gleichen Richtung zu geben.

Heute, nach der freundlichen Aufnahme dieses kleinen Handbuchs besteht über die Zulässigkeit der Photographie als Hilfsmittel für derartige Zwecke kein Zweifel mehr. Im Gegenteil, sie wird als das einzig vollkommen befriedigende Illustrationsmittel von Tag zu Tag allgemeiner anerkannt und verwendet. So wie in jeder ernsten Naturbeschreibung nur diejenige Wortschilderung zulässig ist, welche sich streng an wirklich beobachtete Tatsachen hält, ebenso muß auch in den beigegebenen Bildern jede Phantasie in der Darstellung von der Hand gewiesen werden. Welches andere Hilfsmittel böte uns in dieser Beziehung die gleiche Gewähr, wie die nach Naturgesetzen schaffende Optik, die eben nur dasjenige Bild auf der Platte festhielt, welches im Bereich des photographischen Apparats tatsächlich existiert hat? Haben wir somit auf der einen Seite volle Garantie für die Hauptsache, die Natur-

wahrheit des Lichtbilds, so wurde auch, wo immer es möglich war, bei unsern Bildern bildmäßige Schönheit erstrebt, um auch ästhetischen Anforderungen nach Möglichkeit gerecht zu werden. An Weichheit der Konturen bei minutiösester Feinheit in der Darstellung der zartesten Körperformen, wie z. B. des Haarkleides eines Säugetieres, der Flügeläderung eines Insekts wird das Lichtbild von keiner durch Menschenhand geschaffenen Abbildung jemals erreicht werden.

Den Grundstock unseres Bildmaterials bildet das Ergebnis des eingangs erwähnten Preisausschreibens von R. Voigtländers Verlag. Dazu kommt eine größere Anzahl photographischer Originalaufnahmen deutscher, englischer und amerikanischer Autoren, die nachträglich erworben wurden, ferner einige gute, schon in europäischen Zeitschriften veröffentlichte Tieraufnahmen, die durch Einverleibung in das vorliegende Werk unverdienter Vergessenheit entzogen werden. Durch einen ständigen weiteren Ankauf guter Tierbilder wird unser Bildmaterial fortlaufend weiter ergänzt.*)

Jede Retusche am Tier ist auf unsern Originalen unbedingt vermieden und anderseits wird streng darauf gehalten, daß die Bilder vom photographischen Standpunkt einwandfrei seien. Nicht mit Silhouetten oder verschwommenen Licht- und Schattenflecken, wobei der Beschauer nur mit Hilfe der Unterschrift und nicht wenig Phantasie die dargestellte Tierart erkennen kann, sondern nur mit scharfen Bildern, die das Tier nach Möglichkeit frei zeigen, darf ein der Tierkunde gewidmetes Buch mit Recht die Zeichnung von Menschenhand durch die Photographie ersetzen, deshalb ist auf Schärfe und Deutlichkeit des Tieres selbst ein Hauptgewicht gelegt.

In überwiegender Mehrzahl stellen die Bilder Aufnahmen aus der freien Natur dar. Nur wo es sich um Wassertiere handelt und eine Freiaufnahme unter Umständen zu den technischen Unmöglichkeiten gehört, mußten an Stelle solcher Vivariumaufnahmen treten. Ähnlich bei Darstellungen, wie die allmähliche Entwicklung eines ausschlüpfenden Insektes, oder so kleiner Tiere wie Mäuse u. ä., die im Freileben in der Regel so sehr von der Bodenvegetation verdeckt sind, daß man sie frei sichtbar eben sozusagen überhaupt nie auf die Platte bekäme. Hier spielt die Umgebung ja in der Tat eine so geringe Rolle, daß Aufnahmen der in genügend ge-

*) R. Voigtländers Verlag in Leipzig kauft nach wie vor gute Aufnahmen an und bittet um Zusendung guter, recht scharfer Kopien, möglichst auf glänzendem Papier. Die im Laufe eines Jahres erworbenen Aufnahmen werden jährlich einem Preisgericht vorgelegt, das drei Preise von 250, 150 und 100 Mk. vergibt.

räumigen und den natürlichen Verhältnissen entsprechenden Vivarien gehaltenen Kleintierwelt volle Freiaufnahmen in jeder Beziehung ersetzen können. Im übrigen aber handelt es sich durchweg um Freiaufnahmen.

Die große Schwierigkeit der Beschaffung geeigneten Bildmaterials dürfte wohl allgemein anerkannt werden, den vollen Umfang weiß freilich nur der zu ermessen, der selbst die Tierphotographie in freier Natur versucht hat. Dementsprechend hängen wir ganz von dem zur Verfügung stehenden Bildmaterial ab, nur was im Bilde vorgeführt werden kann, konnte Aufnahme finden, denn photographische Bilder frei lebender Tiere lassen sich nicht so in kurzer Frist bestellen, wie Zeichnungen oder Gemälde beim Künstler. Zähe Ausdauer und Glück spielen da unter allen möglichen Zufällen die Hauptrolle. Es wurden aber und werden auch fernerhin weder Mühe noch Opfer gescheut, von allem, was an guten Aufnahmen überhaupt vorhanden war, das Wichtige nahezu vollständig zusammenzubringen.

Für das tiefgehende Interesse, welches der Verlag der Sache stets und in jeder Beziehung gewidmet hat, wird man ihm daher wohl ebenso sehr Dank wissen wie für die Sorgfalt, welche auf Reproduktion der Bilder und Ausstattung des Werkes verwandt wurden.

Inzwischen ist die Zahl unserer photographischen Mitarbeiter in erfreulicher Weise gestiegen, einige unserer ersten Tierphotographen haben ihre bewährte Kamerakunst ganz in den Dienst unseres Unternehmens gestellt, so daß nunmehr die Fauna Europas und Nordamerikas mit annähernder Vollständigkeit des Bildmaterials dargestellt werden kann.

Für die Verarbeitung des Stoffes ergab sich aus der relativen, zunächst noch bestehenden Unvollständigkeit des Bildmaterials die Notwendigkeit, auf jede systematische Anordnung zu verzichten und eine solche nur in vier Hauptzügen durchzuführen, derart nämlich, daß in vier Reihen I. Säugetiere (3 Bände), II. Vögel (3 Bände), III. Amphibien, Reptilien und Fische (2 Bände), IV. Wirbellose Tiere (2 Bände) behandelt werden. Im einzelnen Band kann also aus den angeführten Gründen von einer systematischen Anordnung und Reihenfolge naturgemäß von vornherein nicht die Rede sein, doch wird am Schluß einer jeden Reihe eine zusammenfassende, systematische Übersicht den Leser über die Stellung der behandelten Tiere im System unterrichten.

Der Text ist unter wesentlich anderen Gesichtspunkten gehalten, als sie wenigstens für die Mehrzahl naturwissenschaftlicher Bücher Geltung haben. Hier soll auf naturwissenschaftlicher Grundlage und in gemeinverständlicher

und ansprechender Form eine lediglich biologische Darstellung des Tieres in seinem Verhältnis zum Menschen und zu anderen das gleiche Gebiet bewohnenden Tieren, seines Lebens und Treibens im Verlauf der verschiedenen Jahreszeiten geboten werden, teils nach eigenen Beobachtungen der Bearbeiter, teils nach Literaturquellen, auf deren Hinweis jedoch aus technisch stilistischen Gründen vielfach verzichtet wurde. Wissenschaftliche (lateinische) Tiernamen werden im Register gegeben.

Es liegt im Charakter unseres Werkes, daß systematische Beschreibungen darin nicht gefunden werden, da es ja lediglich die Schilderung des Lebens erstrebt, wo der Körper der Tiere also nur in seiner Aktion vorgeführt wird.

So möge denn dieses Werk in Schule und Haus und wo immer die Liebe zur Tierwelt eine Stätte hat, die Kenntnis des Tierlebens fördern, der Tierwelt neue Freunde werben und seinem leitenden Grundgedanken und Motto: „Schutz unserer Tierwelt“ in den weitesten Kreisen Gehör und Folge verschaffen!

Braunschweig, März 1909.

H. Meerwarth.

Die Nachtschwalbe.

Von Hermann Löns.

In der Meggenheide ist es nicht recht geheuer, vorzüglich um die Ulenflucht. Wenn der Fuchs im Moore Bier braut, geht der Helljäger um, pfeift seiner Meute und klappt mit der langen Rüdemannspeitsche und die tote Spinnerin läßt ihr Rad schnurren.

Das hat die alte Magd im Heidkruge den Stadtleuten erzählt, die dort in der Sommerfrische sind. Sie tuen so, als glaubten sie es, aber im stillen lächeln sie über das alte Mädchen und seine Spukgeschichten.

Eines Abends aber, als sie den Richteweg durch die Meggenheide einschlagen, wird ihnen doch etwas bänglich zu Sinnen. Wie Gespenster sehen die Wacholderbüsche aus und wie Unholde die zerzausten Krüppelkiefern.

Gerade hat der kecke Sekundaner mit einem schlechten Witze des Schwesterleins gedrückte Stimmung aufgefrischt, da ertönt ein greller Pfiff. Erschreckt fährt der Backfisch zusammen, die Frau faßt fester des Mannes Arm, der Sekundaner sieht sich scheu um und selbst das Haupt der Familie bekommt schnellere Füße.

Noch einmal erklingt der scharfe Pfiff, und noch einmal, und dann hört man das Klatschen der langen Peitsche und das Schnurren des gespenstigen Spinnrades. Ein dunkler, schmalflügliger Vogel flattert lautlos über den Leuten, umkreist sie, tanzt auf und ab, verschwindet im Schatten und tanzt wieder vor ihnen her. Bald hier, bald da erklingt der seltsame Pfiff, ertönt das unheimliche Klatschen, und laut schnurrt das gespenstige Rad. Mit nassen Stirnen und klopfenden Herzen kommen die Leutchen im Kruge an.

Am anderen Morgen sucht das Mädchen zwischen Holz und Heide aus Wohlverleih und Knabenkraut einen bunten Strauß für den Mittagstisch. Als es sich wieder bückt, flattert mit heiserem Rufe etwas Graues vor ihr auf, verschwindet in der Heide, schwebt wieder heran, läßt sich nieder, glotzt aus großen dunklen Augen, spreizt ein gespenstig gefärbtes Gefieder, trippelt auf hexenhafte Art hin und her, und jetzt schreit das Mädchen auf, läßt die schönen Blumen fallen und läuft, was es laufen kann, denn vor sich erblickte sie zwei große, graue, häßliche, glotzäugige Klumpen, schreck-

lich anzusehen, Kröten oder sonst etwas Entsetzliches, wie es ihm noch nie begegnete.

Man kann schon ängstlich werden, wenn abends in stiller Heide die Nachtschwalbe ruft und schnurrt und mit den Flügeln klatscht, und wer nicht weiß, was er vor sich hat, ist leicht geneigt, ihre Jungen für bösartige Ungeheuer zu halten, denn mit ihren dicken, flachen Köpfen, den gewaltigen roten Rachen und den mächtigen schwarzen Augen sehen sie ganz absonderlich aus, und in ihrem Jugendgefieder ähneln sie anfangs verschimmelten Erdklumpen und späterhin jungen Zaunigeln, und ihre Bewegungen sind durchaus nicht anheimelnd. Wer aber die Nachtschwalbe kennt, der liebt sie und freut sich, begegnet er ihr.

Am Tage ist es nicht leicht, sie zu finden, und meist Sache des Zufalles. In der buschigen Heide, am Rande des Kiefernwaldes, im trockenen Moore liegt sie, flach an den Boden gedrückt oder platt auf einen Ast geschmiegt und läßt den Wanderer bis auf wenige Schritte herankommen. Plötzlich erhebt sie sich mit einem merkwürdig trocken klingenden Rufe, einem rauhen „dak, dak“, flattert mit einigen ungeschickten Flügelschlägen empor, schwenkt gewandt um die Büsche und Stämme und ist verschwunden. Der Wanderer hat gesehen, wo sie einfiel. Er geht vorsichtig hin. Hier muß es sein. Er späht und späht, aber er sieht nichts als Heide, Sand, Renntiermoos und Pfeifengras. Da klingt es wieder dicht vor ihm „dak, dak“ und unbeholfen flattert der graue Lappen fort und verschwindet wieder. Ein Dutzend Male versucht der Sucher sein Glück noch, aber nie gelingt es ihm, den Vogel eher zu erspähen, als bis er hoch wird; das grau, braun, schwarzbraun und rostgelb gemusterte Gefieder verschmilzt völlig mit dem Erdboden oder dem Aste.

Wer die Nachtschwalbe am Tage im Freien beobachten will, der kann das nur am Neste. Das heißt, ein Nest im üblichen Sinne baut sie nicht. Im Gewirre von dürrem Farnkraut, Gras und Reisig, unter einem Wacholderbusche, zwischen dem sparrigen Gezweige einer krüppligen Kiefer scharrt sie sich mit den schwachen, bis auf die Zehen befiederten Füßchen eine ganz flache Nestmulde und legt auf den blanken Boden ihre großen, walzenförmigen, beiderseits gleichmäßig abgerundeten Eier, deren Färbung und Zeichnung ebensosehr dem Erdboden angepaßt ist, wie ihr Gefieder. Wer sie dort aufjagt, Geduld hat und stille sitzen gelernt hat, der kann sie gut betrachten.

Eine Viertelstunde sitzt er still und stumm auf dem Baumstumpfe. Da flattert es an ihm vorüber und fällt auf dem Sande ein. Wie es so daliegt, sieht es wie ein fast fußlanges Stück Rinde aus, das Nachtschwalbenweibchen, und das große schwarze Auge, das es dem Beobachter zukehrt, könnte er für einen Käfer halten. Aber jetzt richtet es den Kopf auf, an dem ein win=



Steenhuizen.

Nachtschwalbe neben ihrem Ei.

ziges, von langen steifen schwarzen Schnurrhaaren beschattetes Schnäbelchen sitzt, das der Vogel nur zum Putzen des Gefieders benutzen kann. Aber die Mundspalte ist so groß, daß in dem geöffneten Rachen ein derber Mannesdaumen bequem Platz hat, und so kam der harmlose Vogel in den Verdacht, er hinge sich an Ziegen fest und saugte ihnen die Milch aus.

Da der Beobachter ganz still sitzt, fühlt der Vogel sich sicher. Ungeschickt trippelt er dem Neste zu, mit hochgehaltenen Flügeln sich das Gehen erleichternd. Dabei zeigt er die feine Musterung seines Gefieders, wie sie nur noch ein einziger deutscher Vogel, der schnurrige Wendehals, aufweisen kann. Es ist ein Erdvogelgefieder nach der Zeichnung und ein Nachtvogelfederkleid nach der Beschaffenheit, so weich, daß es einen lautlosen, sanften Flug ermöglicht, wie ihn ein Vogel braucht, dessen Beute schnelle Falter sind, deren feine Sinne sie befähigen, jedem verdächtigen Luftdruck blitzschnell auszuweichen.

Es ist ein Vergnügen, der jagenden Nachtschwalbe zuzusehen. In geradem Fluge schießt sie dicht über das dunkle Heidland. Jäh steigt sie steil empor, schlägt einen blitzschnellen Bogen und kommt mit offenem Rachen dem Kiefernschwärmer entgegen, der im rasenden Fluge dem Hochwalde entgegensaust auf der Suche nach einem Weibchen. Mitten in seinem Liebesfluge öffnet sich vor ihm der rote Schlund, nimmt ihn auf, der Rachen schließt sich laut klappend und während vier silbergraue Flügel einzeln in den Sand fallen, ist die Nachtschwalbe schon dort angelangt, wo in stürmischem, unberechenbarem Zickzackfluge ein dicker rostroter Spinner über die Heide taumelt. Auch seine Flügel flattern zu Boden und gleich darauf fallen die langen Beine einer Heuschrecke in das Moos, die allzu keck von einem langen Halme ihre Gitarre spielte, und auch die mit blankem Golde eingelegten Flügel der Gammaeule, der Grille seltsam getriebene Schwingen und des Mistkäfers stahlblaue Decken zeigen morgens an, wo der große rote Rachen zuklappte.

Ist es eine Lust, dem Jagdfluge des Nachtvogels zuzuschauen, so ist es eine Wonne, sein Minnegegaukel zu belauschen. Zwischen Moor und Heide, eingefaßt von schwarzem Walde, liegt eine große Blöße. Ein abgetriebener Windbruch ist es. Silbern schimmern die Stümpfe der Fichten und Kiefern im Zwielicht und zwischen ihnen wuchern Brombeeren und Himbeeren, Kreuzkraut und Weidenröschen, Adlerfarn und Pfeifengras. Am Tage läutet der Schwarzspecht hier die silberne Glocke, schmettern Zaunkönig und Braunelle ihre Lieder, schwebt der Baumpieper mit kräftigem Schlage hinab; wenn aber die Amsel mit Gezeter ihren Schlafbusch suchte und im Holze die Ohreule seufzt und unkt, aus der Dickung der Bock tritt und die Kreuzotter das Mauseloch verläßt, dann erhebt sich über der Rodung ein seltsames Leben.

Steenhuizen. Ymuiden, Holland, Juni 1906.

Nachtschwalbe, brütend.



Steenhuizen. Ymuiden, Holland, Juni 1906.

Nachtschwalbe bei ihren beiden Jungen.

Ein großer, schmalflügliger Vogel rüttelt plötzlich in der Mitte der Blöße, läßt ein gellendes „kruit, kruit“ hören, tanzt mit steil emporgereckten Schwingen in herrlichem Bogenfluge auf und ab, pfeift wieder gellend, klatscht laut die Schwingen zusammen und klebt mit einem Male auf der Armlehne des Hochsitzes, den der Jäger sich hier aufstellte, und ein seltsames Schnurren beginnt, ein minutenlanges, anhaltendes, weithin hörbares „Oerrrrr“, das mit einem sanfteren „Errrrr“ vom Rande der Blöße beantwortet wird. Von dem Hochsitze löst sich das schwarze Ding, jauchzt seinen wilden Pfiff, tanzt auf und ab, schwebt klatschend fort, und nun tanzen zwei Schatten über die Rodung, haschen sich, fliehen sich, verlieren und finden sich, bis ein dritter erscheint, ein vierter auftaucht, die ganze Blöße von dem Jauchzen und Klatschen hallt und von dem Schnarren und Spinnen schallt, bis mit einem Schlage die Spukgestalten verschwunden sind und fern das Geplärre der Frösche im Moore und das Schrillen der Grillen in der Heide allein die Stille ausfüllen, bis wiederum zwei der pfeifenden, klatschenden Gespenster auftauchen, sich hin und her jagen, die Grillen und Frösche mit ihrem Geschnarre übertönen und abermals von der Dunkelheit verschluckt und von der Stille aufgenommen werden. Gegen Morgen hin, wenn die Grillen schweigen und die Frösche verstummen, sind sie wieder da und treiben noch ein Weilchen ihr sonderbares Spiel, um endlich, wenn der Tau die Halme biegt, im Gestrüppe unterzutauchen, wo sie den Tag verschlafen.

Stört sie dort nicht der Mensch oder ein Hund oder die Schnuckenherde, dann rührt sich die Nachtschwalbe kaum vom Fleck. Ab und zu spreizt sie einen Flügel, daß die hellen Flecken an den Schwingen aufleuchten, fächert den Schwanz, legt sich auf die Seite, rekelt sich, putzt ihr Gefieder oder säubert es mit dem Schnabel und den Krallen von den Federläusen, pudert sich mit dem weichen Sande und genießt die Sonne, bis diese hinter die Heidhügel steigt und die Dämmerung aus dem Forste schleicht. Dann treibt es den Nachtvogel hervor aus seinem Verstecke zu frohem Minnefluge oder wilder Jagd.

Wenn aber die Heide ihr Feiertagskleid anlegt, die Tage kürzer und die Nächte kühler werden, nicht so viele dicke Falter und fette Käfer mehr fliegen, dann ist der Dämmerungsvogel plötzlich verschwunden und ehe eine Woche vergeht, jagt er afrikanische Falter und Käfer mit seinen Verwandten, die dort beheimatet sind.

Um die Mitte des Aprils treibt es ihn aber wieder fort aus dem Lande der Palmen und auf der stillen deutschen Heide klingt dann sein gellender Pfiff, hallt sein lauter Fittichschlag, tönt sein endloses Schnarren und die Leute im Dorfe sagen dann: der Helljäger geht um.

Der Edelfasan.

Von Martin Braeß.

Mit der Ansiedelung und Einbürgerung fremdländischer Vögel ist es eine eigne Sache. Nur in einigen Ausnahmefällen haben, wenigstens in Deutschland, derartige Versuche den gewünschten Erfolg gehabt, obgleich wahrhaftig weder Mühe noch Kosten gescheut wurden. Die meisten Unternehmungen sind fehlgeschlagen, oder die betreffenden Vogelarten — es handelt sich bei uns fast ausschließlich um Wildgeflügel aus der Ordnung der Hühner — haben sich doch nur einen sehr kleinen Bezirk erobert, wo sie nun unter der Bevormundung des Menschen ein unsicheres Dasein fristen. Wir erinnern nur an das südeuropäische Rothuhn, das man oft, aber immer vergeblich bestrebt war, im westlichen Deutschland zu akklimatisieren — neuerdings sollen im Hannoverschen einige aussichtsreiche Erfolge erzielt worden sein — oder an das schottische Mohrhuhn, dessen Einbürgerung in der Lüneburger Heide nicht gelungen ist, dagegen für das Wietingsmoor in Hannover und namentlich für die Eifel einigen Erfolg zu versprechen scheint, an das Rebhuhn, welches auf den ostfriesischen Inseln ausgesetzt, von den meisten dieser Inseln bereits wieder völlig verschwunden ist, und endlich an den stattlichen amerikanischen Wildputer, dessen Einführung, abgesehen von Niederösterreich und Ungarn, in der Gegend von Anklam und in der Granitz auf Rügen gelang, ebenso in Mecklenburg, in Ostpreußen, im Werragebiete, im Altenburgischen, freilich nicht überall dauernd. Es fehlen eben den Fremdlingen die erforderlichen Existenzbedingungen, das zusagende Klima, die gewohnte Äsung und vor allem die Ruhe und Sicherheit.

Aber in einem Falle ist es schon längst gelungen, einen gefiederten Fremdling zu akklimatisieren, und zwar so völlig, daß er sich heute ohne besondere Pflege und Fürsorge bei uns in Wald und Flur selbständig erhält. Diese Ausnahme bildet der Fasan, der sich in den letzten Jahrhunderten das deutsche Bürgerrecht, die deutsche Staatsangehörigkeit voll und ganz erworben hat. Man kann es verfolgen, wie sein Gebiet von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich erweitert und seine Kopfzahl sich vermehrt hat bis in die neueste Zeit. Zahlen sprechen am deutlichsten, namentlich solche, die Beziehung haben zum Geldbeutel. Naumann gibt im Jahre 1822 als Preis für den Hahn nach unserm Gelde 6—9 Mark, für die Henne 4—6 Mark

an, während heute, obgleich fast alle Nahrungsmittel sich gegen früher ganz unverhältnismäßig verteuert haben, auf dem Felde selten mehr als 2,50 Mark oder 3 Mark für den Hahn zu zahlen sind, für Hennen entsprechend weniger, etwa 1,50—2 Mark. Auch in den Wildprethandlungen trifft man zeitweise recht niedrige Preise.

Die Heimat des Fremdlings kennen wir genau; es ist Kleinasien und Kaukasien. Besonders das Gebiet des Rion im westlichen Transkaukasien, der unterhalb Poti ins Schwarze Meer mündet, galt schon den Griechen und Römern als die Urheimat des prächtigen Wildgeflügels. Phasis nannten die Alten jenen Fluß; ihm hat der Vogel seinen Namen Phasianos zu verdanken, den er noch heute, mehr oder weniger verstümmelt, bei allen Kulturvölkern führt. Die Argonauten, so erzählte man sich im Altertum, sollten von ihrem Zuge nach Kolchis den edeln Vogel mitgebracht haben; man bewunderte sein herrliches, farbenschillerndes Kleid, man lobte sein köstliches Wildpret. Aber selten und höchst wertvoll scheint der Fasan noch jahrhundertelang in Griechenland geblieben zu sein, wenigstens bezeugt seine erste Erwähnung in der Literatur — eine Stelle bei Aristophanes (um 400 v. Chr.) —, daß der fremdländische Vogel zwar bereits allgemein bekannt, sein Braten aber außerordentlich kostbar war, infolgedessen er nur bei den luxuriösesten Gastmählern auf der Tafel erschien.

Sehr viel Mühe hat man sich in Rom mit der Einbürgerung, Zucht und Mästung des Fasans gegeben; die Aviarien der reichen Römer mögen wohl stets eine stattliche Menge dieses Hühnervogels beherbergt haben. Für alles, was gut schmeckte und zugleich recht teuer war, hatten ja die römischen Schlemmer in der Kaiserzeit eine besondere Passion. Dazu kam, daß der delikate Braten, wenn er unter dem künstlich arrangierten, bunt schillernden Federkleid den Gästen vorgesetzt ward, ein Schaugericht bildete, das nur noch der Pfau übertraf. So finden sich denn in der römischen Literatur ausführliche Anleitungen zur Zucht und Mästung dieses köstlichen Wildgeflügels. Man ließ die Eier von Haushühnern ausbrüten, fütterte die Jungen zwei Wochen lang mit gekochter Gerste, die man mit Wein anfeuchtete, später mit gebrochenem Weizen und Insektenkost. Mit kleinen Nudeln aus Weizen- oder Gerstenmehl, in Öl getränkt, wurden die erwachsenen Tiere 30 Tage lang gemästet (Palladius, in seinem Werke über die Landwirtschaft, „de re rustica"). Aber auch in den Parks hielt man den Fasan, der übrigens in wirklich verwildertem Zustand heute wohl nirgends mehr in Italien lebt; der gesetzlich festgelegte Marktpreis unterschied aufs bestimmteste den gemästeten (ph. pastus) von dem wilden Fasan (ph. agrestis). Ersterer verdiente natürlich den Vorzug und ihn meint wohl auch der „verwegene" Martial (wie ihn Goethe nennt), wenn er in einem „pulli gallinacei" überschriebenen Xenion sagt:



Steenhuizen. *Ymuiden, Holland, Juni 1906.*

Edelfasan.

Nest mit 36 Eiern. Wahrscheinlich die Gelege mehrerer Hennen in einem Nest.

„Hätten wir libysch Geflügel und solches von Phasis, du würdest
Es erhalten; doch nun nimm mit den Kücken vorlieb.“

Im Mittelalter wird der Fasan von Italien nach den heutigen österreichischen Ländern und nach Deutschland gebracht worden sein. Auf seinen Landgütern ließ Karl der Große den farbenprächtigen Vogel pflegen, auch an manchem Fürstenhofe hielt man ihn später, und zwar nicht nur des Wildprets wegen, sondern wohl hauptsächlich zum Zwecke der Jagd. Man „beizte“ ihn gern mit dem Falken, dem sogenannten „Federspiel“. Doch werden es gewiß immer nur Vögel gewesen sein, die man in den fürstlichen Fasanerien aufgezogen hatte und dann zu diesem sportlichen Vergnügen freiließ, an dem sich mit Vorliebe edle Frauen beteiligten. Denn es ist kaum anzunehmen, daß der Fasan bei dem vielen Raubzeug schon damals in wirklich verwildertem Zustand sich bei uns erhielt.

Von Österreich-Ungarn und Deutschland ist dann der morgenländische Vogel weiterverbreitet worden nach Dänemark, Holland, Belgien, sogar nach Schweden und Norwegen, wo er an besonders günstigen Örtlichkeiten bis zum 60. Grad, also bis zur Breite von Christiania und Stockholm, als Brutvogel angetroffen wird. Frankreich, ebenso die Insel Korsika, wohl auch England und Irland, mögen ihn von Italien, das südliche Rußland, z. B. die Küstengebiete des Schwarzen Meeres oder die Gegend von Astrachan im Wolgadelta, unmittelbar aus seiner Urheimat erhalten haben. Merkwürdig ist es, daß die Pyrenäenhalbinsel den wildlebenden Fasan nicht kennt; alle Versuche, ihn hier anzusiedeln, sind fehlgeschlagen.

Freiwillig scheint sich unser Vogel zu keiner Zeit neues Terrain erobert zu haben; denn Wanderlust ist ihm etwas Fremdes, wenigstens in unsern Gegenden, und mögen auch bisweilen Fasane im Spätsommer, wenn das Getreide geerntet ist, oder im Herbst, wenn das Blattwerk der Laubbäume fällt, oder noch später, wenn empfindlicher Futtermangel eintritt, in ein benachbartes Revier hinüberstreichen, so geschieht dies doch kaum freiwillig, sondern Beunruhigung an dem Wohnort, Störungen, oftmals recht versteckter Art, sind die Ursachen solcher Streifzüge, ärgerlich genug für den Jagdberechtigten, der sich das ganze Jahr redliche Mühe gegeben hat, seinem Revier einen möglichst großen Bestand zu sichern.

„Edelfasan“ — der Name schon weist darauf hin, daß unser Hühnervogel von jeher zur hohen Jagd gerechnet ward. Aus diesem Grunde war es nach den älteren Jagdgesetzen in den meisten deutschen Gauen niemandem gestattet, eine Fasanerie anzulegen oder auf seinem Revier Fasanen auszusetzen, bevor der Landesherr nicht seine Genehmigung dazu gegeben hatte. Diese Einschränkung ist heute überall beseitigt; der „Edelfasan“ ist zum „gemeinen Fasan“ degradiert, so massenhaft kommt er an manchen Orten



Steenhuizen. *Ymuiden, Holland, Juni 1900.*

Fasanhenne, brütend.

vor. Von der fürstlichen Tafel ist er bereits hie und da herabgestiegen auf den bürgerlichen Mittagstisch, und mancher kann sich wenigstens einmal im Jahre das delikate Wildpret leisten, der früher niemals an solchen unerhörten Luxus hätte denken dürfen. Der Fasan ist eben in keiner Beziehung mehr ein seltener Fremdling.

Nur sein Kleid verrät ihn noch als solchen; es ist — freilich nur beim Hahn — von orientalischer Pracht, so daß es nicht recht passen will zu den bescheideneren Farbentönen unsrer nördlichen Heimat. Der schillernde Metallglanz, von dem das ganze Kleingefieder übergossen ist, erinnert an das wechselnde Farbenspiel tropischer Schmetterlinge: goldgrün und kupferrot, lasurblau und braunglänzend wie Bronze, rotviolett, purpurn und indigofarben wie polierter angelaufener Stahl. Bei der geringsten Veränderung des Winkels, unter dem die Lichtstrahlen auffallen, sofort ein anderer Ton; was bisher sich einhüllte in tiefstes Sammetschwarz, erglänzt jetzt im leuchtendsten Goldgelb, und was dem Auge purpurn erschien, hat sich in sattes Stahlblau verwandelt. Besonders schön schimmern die schuppenartig angeordneten Ränder der Halsfedern und die rostroten Seiten der Brust mit ihrem prächtigen Goldglanz und purpurnem Farbenspiel; dazu leuchten die halbmondförmigen, tiefschwarzen Endflecken jeder einzelnen Feder bald herrlich lasurblau, bald violett, wie wenn der wechselnde Sonnenstrahl mit den sanft bewegten Wellen spielt draußen auf blauer See. Wollten wir es versuchen, die Verteilung der Farben auf dem Körper des Fasanhahns eingehend zu beschreiben, von der im Frühjahr brennend scharlachroten, unbefiederten Hautstelle an, die nicht nur das Auge umgibt, sondern einen großen Teil des Gesichts einnimmt, bis zu den verlängerten Schwanzfedern, die äußerst zierlich gebändert, bespritzt und getüpfelt erscheinen, wollten wir dann das bescheidenere Kleid der Henne betrachten, von dem allerdings nur der flüchtige Beobachter sagen kann, es sei nichts daran — die schwarzbraunen Punkte, Mondflecken, Zackenlinien, Wellen und Binden auf dem lichten Untergrunde stellen ja die zierlichsten Muster dar — wollten wir weiter die abweichenden Färbungen der Jugendkleider oder gar die Besonderheiten auch nur der häufigsten Spielarten ins Auge fassen, so würde der uns zu Gebote stehende Raum weit überschritten werden.

Einen eigentlichen Waldvogel kann man ihn kaum nennen; wenigstens meidet der Fasan das Innere ausgedehnter Hochwälder, selbst wenn der Bestand ein gemischter ist. Dagegen bilden kleine, lichte Waldpartien, die viel dichtes Unterholz bergen, von Bächen oder Wassergräben durchschnitten werden und abwechseln mit Wiesen und Feldern, seinen Lieblingsaufenthalt. Hier findet der Vogel, der ja tagsüber immer auf dem Erdboden lebt, indem er ziemlich unbemerkt im hohen Grase, im Getreide, im dornigen Gestrüpp einherschreitet, Schutz vor seinen zwei- und vierbeinigen Feinden, unter denen



Schrammen. *Oelber a. w. Berge, Mai 1907.*

Fasanneſt mit Gelege.

Fuchs und Katze, Hühnerhabicht, Weihen und Raben wohl die schlimmsten sind. Aber auch Marder und Wiesel, selbst Ratten und Igel, ferner Krähen, Elstern, Eichelhäher und noch manch andre gefiederte Strauchritter stellen den Eiern oder den hilflosen Jungen nach. Hauptsächlich aber ist es wohl das Bedürfnis nach abwechselnder, mannigfaltiger Nahrung, das den Fasan große Nadelwälder oder ausgedehnte trockne Sandstrecken, ebenso rauhe Gebirgsgegenden meiden läßt und ihn veranlaßt, fruchtbare Flußauen mit Getreide-, Klee- und Kohlfeldern, mit eingestreuten kleineren Waldpartien und größeren Feldgehölzen zu bevorzugen. Insekten und Würmer bilden das ganze Jahr, besonders aber im Frühling, seine Lieblingskost; jeden Käfer, dessen er habhaft werden kann, hebt er vom Boden auf, jede Spinne, Schnecke, Grille, Fliege, Heuschrecke vom Grashalm und dem Blattwerk niedriger Stauden. Nach Hühnerweise scharrt er im lockeren Boden, im abgestorbenen Laub, und manchen Wurm, der sich hier verborgen hält, manche Assel, Insektenlarve zieht er ans Tageslicht; besonders gern stellt er auch am Rande des Waldes den Ameisen nach und ihren Puppen. Dabei verschmäht er Pflanzenkost keineswegs; die ersten Spitzchen der jungen Saat, das zarte Grün aller keimenden Sämereien sind ihm eine willkommene Zukost. Im Sommer und Herbst bietet ihm der Wald seinen Reichtum an Heidel- und Preißelbeeren; das dichte Dorngestrüpp durchstöbert er, denn Himbeeren und Brombeeren liebt er in gleichem Grade. Der Holunderbusch wirft ihm seine Gabe herab und später der Ebereschenbaum, in dessen Zweigen sich die Drosseln in ganzen Scharen schmausend herumtreiben. Wenn Schmalhans Küchenmeister, dann weiß er selbst die klebrigen Mistelbeeren zu schätzen. Aber lieber ist ihm im Herbst Obst jeder Art, Pflaumen, Birnen, Äpfel u. dergl.; der scheue Vogel traut sich dann bisweilen herein in die Obstplantagen, wo er die gefallenen Früchte stückweis verzehrt, oder in die Weingärten; an den niedrighängenden Trauben richtet er nicht selten argen Schaden an. Auf dem Felde hat er im Herbst auch gute Zeit. Von den Getreidearten liebt er am meisten den Weizen; doch ist ihm der Same wohl all unserer Kulturpflanzen recht, Hanf-, Lein-, Hirse-, Rübsamen, Heidekorn, Buchweizen, Linsen, Wicken u. a. Auch Kartoffeln, Rüben, Möhren werden angepickt, wenn sie freiliegen. Natürlich ist der Winter die schlimmste Zeit; aber noch manche Beere wirft der Sturm von Baum und Strauch, das Unterholz des Waldes, das Dornengestrüpp am Feldrain birgt manches Kerbtierei, und unter dem zusammengewehten trocknen Laub, das die Gräben am Rand des Gehölzes füllt, schlummert so manches Insekt dem Frühling entgegen. Dazu schauen selbst bei hohem Schneefall noch immer lange Samenrispen über die weiße Decke, oder es winkt aus dem Gemüsegarten der überwinternde Braunkohl zur Äsung. Freilich, wenn der Mensch nicht hilfreich eingreifen würde, wie kümmerlich



Fasane (Hahn und Henne) im Lager.

müßte dann das Federwild sein Leben fristen an Quellen und am waldigen Ufer frostfreier Bäche!

Unter dem schützenden Dach hoher Fichten stellt der Forstmann im Wald eine kleine, vorn offene Hütte her, die er mit Rohr, Schilf oder Stroh umkleidet. Er beschickt sie mit allerlei Sämereien, mit Getreide, Sonnenrosenkernen, gehacktem Kraut, Kohl, gerösteten Maiskolben u. dergl. Auch empfiehlt es sich, solch Futter zwischen und unter dichtes Dorngestrüpp zu streuen oder Dorn- und Reisighaufen zu diesem Zwecke aufzuschichten. Solche Fürsorge, aus welcher natürlich ebenso die Rebhühner Nutzen ziehen, wie gleichfalls manche kleinere Standvögel des Waldes, ist auch dann nicht überflüssig, wenn der Forstwirt durch Anpflanzung beerentragender Bäume und Sträucher dem Nahrungsbedürfnis seiner Pfleglinge bereits Rechnung getragen hat. Ebereschen, Schlehen, Liguster, Wacholder, Faulbaum, Rosengestrüpp u. a., zweckmäßig verteilt, werden so zu wahren Wohltätern der hungernden Vogelscharen, ebenso Wildäcker, die man mit Gerste und Weizen, Mais, Hirse, Hanf, Heidekorn u. a. besamt. Nie aber darf es versäumt werden, gerade an den schlimmsten Tagen, wenn der Schneesturm durchs Land jagt oder Rauhreif die Schneedecke mit einer harten Kruste überzieht, die den scharrenden Füßen des nahrungsuchenden Vogels einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzt, die Futterstelle ganz besonders reichlich auszustatten. Mühe und Kosten lohnen sich; manch stattlicher Hahn, der entkräftet nur zu leicht seinen lüsternen Feinden zur Beute fällt, wird erhalten, und was die Hauptsache, die Fasanen denken dann nicht daran, in benachbarte Reviere oder auch entferntere Gegenden zu verstreichen. Ubi bene, ibi patria, das ist ihr Losungswort, nachdem man sie ihrer eigentlichen Heimat, dem fernen Osten, entführt hat.

Aber auch die schlimmste Zeit nimmt ein Ende; die schönste, die Zeit der Liebe, folgt auf dem Fuße. Schon im März, wenn die ersten Frühlingslüfte zu wehen beginnen, geht mit dem Hahn eine auffallende Veränderung vor sich, in seiner Haltung, in seinem ganzen Wesen. Stolzer als je schreitet er einher, erhobenen Hauptes; von Zeit zu Zeit läßt er seine Stimme hören, ein unschönes heiseres Gegacker, ein wenig an das Krähen unsers Haushahns erinnernd, nur kürzer, einsilbig meist und gepreßt, ein häßlicher Klang. Der Balzruf ist es, mit dem er andere Hähne zum Zweikampf herausfordert und zugleich die Hennen herbeilockt. Er ist ein gar streitbarer Gesell um diese Zeit, eifersüchtig und heftig. Wie sein zahmer Vetter auf unserm Hühnerhof, so springt er gegen den vermeintlichen Nebenbuhler los; Brust an Brust wird gekämpft mit den Waffen, die Mutter Natur ihnen gegeben, Schnabel, Krallen und Sporen. Hei, wie die Federn dann fliegen, wie der Boden zerkratzt wird! wie die beiden Kämpen immer von neuem gesenkten Hauptes die Kraft des Gegners messen und den



Max Steckel.

Ringfasane auf einem Stoppelfeld.

günstigen Augenblick abpassen! Blut fließt nicht selten, ehe der Besiegte geduckten Hauptes und schleppenden Schwanzes mit langen Schritten sich zurückzieht ins Dickicht. Im April hört man den Balzruf unsers Vogels immer häufiger, namentlich des Morgens. Dann sind die Hennen, ungefähr ein halbes Dutzend, um ihren Herrn und Gebieter versammelt; denn der Fasan lebt, wie die meisten Vertreter des Hühnergeschlechts, in Polygamie. Einen bestimmten Balzplatz, wie ihn das Birkwild innehält, kennt er nicht. Wenn der Morgen dämmert, verläßt er den Baumast, auf den er sich am Abend mit lautem, gackerndem Ruf aufgeschwungen hat, und nun treibt er sich mit den Hennen, die gleichfalls in der Nähe übernachteten und auf den Balzruf scheu und vorsichtig heranschleichen, stundenlang umher, bis gegen neun oder zehn Uhr morgens die kleine Gesellschaft der zunehmenden Hitze des Tages ausweicht und sich zerstreut in die kühlenden Schatten, um sich erst abends wieder zusammenzufinden am Schlafplatz. Es ist auch behauptet worden, daß sich der Hahn bei Beginn der Balzzeit nur mit einer Henne abgibt, bis diese dann zu legen beginnt, und so der Reihe nach mit den folgenden; denn nicht selten trifft man nur eine Henne in seiner Gesellschaft, wodurch die falsche Meinung entstand, der Fasan paare sich, wie beispielsweise das Rebhuhn, nur mit einem einzigen Weibchen.

Im Mai fangen die Hennen an zu legen, die älteren manchmal um Wochen früher als die jüngeren. Ein stilles Plätzchen unter einem Busche, einem Dornstrauch oder sonst im Pflanzengestrüpp, im hohen Gras, im Getreide- oder Kleefeld wird ausgesucht, wo sich eine seichte Vertiefung im Boden findet; schnell ist diese noch ein wenig ausgescharrt und ausgepolstert mit ein paar Halmen, Stoppeln, trocknen Stengeln, ein kunstloses Lager, das den Namen Nest kaum verdient. Aber ihren Zweck, nach und nach die zahlreichen Eier aufzunehmen — 8 bis 12 sind es in der Regel, bisweilen noch ein paar mehr — und sie zusammenzuhalten, erfüllt die einfache Niststelle vollkommen. Ihr größter Vorzug aber ist ihre Verborgenheit. Fasanennester zu finden, fällt schwer, am schwersten, wenn das erdbraun gefärbte Weibchen auf den matt olivengrünen oder schmutzig-weißen Eiern brütet; und fest sitzt die Henne, sie verrät ihr Gelege nicht durch schreckhaftes Auffliegen. Bisweilen findet sich in einem Neste eine übermäßige Anzahl von Eiern; dann haben mehrere Hennen zusammengelegt. Schon wenn 20 Eier in der flachen Nistmulde liegen, darf man mit Sicherheit annehmen, daß sie von zwei brütlustigen Tieren stammen. Aber sogar noch weit mehr — über 30 — Eier hat man schon in einem Nest gefunden; hier waren es dann wahrscheinlich nicht nur zwei, sondern drei Hennen, die in rührender Eintracht das Nest mit den zahlreichen hübschen Eiern gefüllt haben.

Mit unglaublicher Geduld sitzt die Fasanenhenne 24 bis 25 Tage brütend auf dem Nest, während sich der Hahn nicht im geringsten um seine Nach-



Ringfasan.

kommenschaft kümmert, weder jetzt um die Eier, noch später um die Jungen; das liegt begründet in der ganzen Haremswirtschaft. Die treue Mutter aber harrt so unverdrossen aus bei ihrem stillen Geschäft, daß sie den Menschen, der sich behutsam nähert, bis auf wenige Schritte herankommen läßt und gewiß manchmal ein Opfer ihrer Mutterliebe wird im beutegierigen Fang des heranschleichenden Fuchses. Es sind auch Fälle bekannt, wo brütende Hennen unabsichtlich verletzt oder getötet wurden von der Sense des Schnitters. Kaum wagt es das Weibchen, täglich ein- oder zweimal das Nest zu verlassen, um Nahrung zu suchen. Behutsam bedeckt es erst die warmen Eier ganz leicht mit einigen Niststoffen, Halmen, dürrem Laub, und schleicht sich dann fort, um schon nach kurzer Zeit, vorsichtig Deckung suchend, gewöhnlich in weitem Bogen zurückzukehren zu seiner Pflicht. Haben die Küchlein endlich die harte Eischale durchgepickt, so behält sie die Alte noch einen Tag unter den schützenden Flügeln, um die kleine Gesellschaft zu wärmen und den feuchten Flaum der Kinderkleidchen zu trocknen; dann erst führt sie die niedliche Schar nach Hühnerart aus dem Neste, lehrt sie scharrend die Ameisenpuppen finden und Insektenlarven, nimmt sie bei Regenwetter unter die Flügel und zeigt ihnen, wie man bei drohender Gefahr jede Unebenheit des Bodens, jedes Grasbüschel als Deckung benutzt. Es sind aber auch hilflose Geschöpfchen die kleinen Dunenbällchen, wenn sie eben das Nest verlassen haben, unfähig noch, einen größeren Bissen zu schlucken, empfindlich gegen naßkalte Witterung, unselbständig in jeder Beziehung. Aber nur acht Tage währt es, so sprossen unter dem gelblichen, auf der Oberseite dunkelgestreiften Dunenkleid die Schwingen hervor und später auch die Steuerfedern. Sie wachsen so schnell, daß der Jungvogel, wenn er nur einen Monat alt ist, bereits die ersten Flugversuche unternimmt, indem er hastig über dem Boden dahinflattert. Nach Altums eingehenden Untersuchungen erneuern sich die Schwingen und ihre Deckfedern vier- bezw. fünfmal bis zum endgültigen Herbstkleide, auch die 16 Stoßfedern werden noch einmal ersetzt. Die Natur ist eben besorgt, die Flugorgane dem von Monat zu Monat zunehmenden Gewichte des jungen Vogels anzupassen, ihn möglichst früh flugfähig zu machen, um ihn auf diese Weise den Nachstellungen seiner vierfüßigen Feinde zu entziehen. Und wirklich, kaum ein Vierteljahr alt, so bäumen bereits die Jungen mit der Alten des Abends auf zur Nachtruhe, und noch einen oder zwei Monat später, etwa von Anfang oder Mitte Oktober an, sind die Jungen nicht nur völlig ausgefiedert, sondern können auch als erwachsen gelten. Freilich unterscheiden sie sich von den Alten immer noch auf den ersten Blick: die jungen Hähne sind nicht ganz so schwer, sie haben einen kürzeren Schwanz, einen viel kürzeren oder stumpferen Sporn, und es fehlt noch der starke metallische Glanz ihrem Gefieder; auch die jungen Hennen tragen ein Kleid, das sich



Max Steckel. *Schlesien, Oktober 1907.*

Ringfasan, aufgebaumt.

nicht messen kann mit dem ihrer Mütter, alle Farben lichter, mehr grau als rostbraun, und die dunkeln Zeichnungen weniger klar und fast glanzlos. Das „Volk", oder wie der Weidmann auch sagt, „das Gesperre", hält bis tief in den Herbst hinein zusammen, ja die weiblichen Glieder der Familie bleiben wohl auch den ganzen Winter hindurch beieinander, so daß sich die Verbände erst im Frühling vollkommen auflösen, wenn neue Pflichten an die einzelnen herantreten; Hennen wie Hähne sind ja schon im ersten Lenz fortpflanzungsfähig.

Ein erfahrener Jäger wird bereits im Herbst beim Abschuß der Fasanen sehr darauf achten, daß in seinem Revier das richtige Verhältnis der Geschlechter, etwa 1 zu 6, sich nicht wesentlich verschiebt. Denn sind die Hähne in Überzahl vorhanden, so verzögert sich wegen der nicht endenwollenden Kämpfe das Brutgeschäft bisweilen um viele Wochen, und überwiegt das weibliche Geschlecht, so bleiben manche Hennen ohne Nachkommenschaft oder schreiten gleichfalls nur sehr spät zur Brut. In beiden Fällen ist dann eine große Zahl junger Fasane beim Aufgang der Jagd noch nicht völlig erwachsen, und die in der Jugend recht zarten Vögel haben, wenn frühzeitig naßkalte Witterung eintritt, um so mehr darunter zu leiden, als sie ja von Haus aus einer wärmeren Zone angehören.

Anhaltende Nässe, wie sie bei tagelangem Regen eintritt, bildet überhaupt eine große Gefahr für die jungen Tiere, ebenso mögen einzelne heftige Gewittergüsse manches zarte Küchlein vernichten. Auch der erwachsene Vogel kommt mit dem Wasser nicht gern in unmittelbare Berührung, obgleich er sich mit Vorliebe in seiner Nähe niederläßt. Ein Bad zu nehmen, das fällt dem Fasan nicht ein; wie unsre Haushühner reinigt er sein Gefieder, indem er sich an einer von der Sonne beschienenen Stelle ein Loch ins Erdreich scharrt, seinen Körper hineindrückt und nun nicht müde wird, mit Hilfe von Flügeln und Füßen das ganze Gefieder mit Sand und Erde zu bewerfen. Bei Regenwetter hält er sich im dunkeln Fichtendickicht verborgen, wohin er schon vor den ersten Tropfen flüchtet; ja bei Überschwemmungen soll er seinen Kopf so völlig verlieren, daß selbst flugfähige Vögel bisweilen eine Beute der Fluten werden.

Über die geistigen Fähigkeiten des Fasans pflegt man ziemlich absprechend zu urteilen. Überaus furchtsam, dabei heftig und ungestüm, wählt er nicht immer die zweckmäßigen Mittel, einer plötzlich auftretenden Gefahr zu entfliehen; wie besessen rennt er umher, oder er drückt sich regungslos platt auf den Boden, gelähmt durch den Schreck. Aber wir dürfen nicht ungerecht sein. Jahrhundertelang ist der Vogel vom Menschen gewissermaßen am Gängelbande gehalten worden; in eine ihm unbekannte Gegend hat man den Fremdling versetzt; Jahr für Jahr jagt man ihm lähmenden Schrecken ein bei den großen Treiben, wenn jedes Gebüsch, jedes Versteck

abgeklopft wird und aus dem Hinterhalt das Knallen die Gefährten in Scharen zu Boden streckt! Selbst am Futterplatz lauert Hinterlist und Gewalt, wenn das Bügelnetz plötzlich niederfällt, mit dem man diejenigen Tiere einfängt, die im Haus überwintert oder verschickt werden sollen. Darf man sich wundern, daß Furcht der Grundzug im Charakter unsrer Vögel geworden ist, lähmende Furcht, wie sie der Ausbildung des Intellekts nicht zum Vorteil gereichen kann? Selbst dem Wärter, der ihn täglich mit Nahrung versorgt, traut der in der Fasanerie gepflegte Vogel nicht völlig; scheu und ungestüm bleibt er auch ihm gegenüber — wenigstens in der Regel. Was aber ganz entschieden für den Verstand des Fasans spricht, das ist seine Meisterschaft im Verbergen. Schon die Wahl der Niststätte beweist dies, wie wir oben gesehen, ganz besonders aber das kluge Verhalten des brütenden Vogels, wenn er rechtzeitig eine wirkliche oder vermeintliche Gefahr wahrnimmt: kein Zucken verrät ihn, nicht die leiseste Bewegung. Und dann die jungen Küchlein, man kann nicht genug staunen, mit welcher Schnelligkeit sie sich verstecken, dem kurzen Warnungsruf der Mutter folgend, unter einer Baumwurzel, zwischen dem Heidelbeerkraut, in einem Fahrgleis; mäuschenstill verhält sich die ganze Gesellschaft, bis die Gefahr vorüber. Ist der Fasan auf der Jagd nur angeschossen, so geht er dem Jäger, der keinen Hund bei sich hat, in den meisten Fällen verloren; er verbirgt sich so geschickt im Gestrüpp des Waldes oder Feldgehölzes, daß man ihn nur selten zu finden vermag.

Im Fliegen leistet der Fasan nicht viel; er verläßt sich lieber auf die Schnelligkeit seiner Läufe, die in weiten Schritten ihn außerordentlich fördern. Freiwillig fliegt er höchst selten auf, und wird er aufgescheucht, so fällt er so bald wie möglich wieder ein, wo sich nur ein Versteck bietet. So verläßt der Fasan den Erdboden fast nie; bloß die Nachtruhe bringt er der Sicherheit wegen auf Bäumen zu. Der Flug selbst ist anfangs schwerfällig und wegen der schnellen Flügelschläge der harten Schwingen geräuschvoll; hat aber dann der Körper eine gewisse Geschwindigkeit erreicht, so schießt er in gerader, horizontaler Linie sehr schnell dahin. Nie streicht der Fasan besonders hoch, und gerade dieser Umstand gibt uns Gelegenheit, das herrlich glänzende Gefieder, das in jedem Augenblick in immer andern Metallfarben schimmert, zu bewundern; auch das elegante „Spiel" gereicht dem Vogel, besonders beim aufsteigenden Flug, zu schönem Schmuck.

In der Tat, es ist ein herrlicher, das Herz jedes Jägers erfreuender Anblick, wenn der Hahn aufsteigt vor dem Hunde — Weidmannsheil!



Steenhuizen. Naardermeer, Holland, Juni 1906.

Haubensteißfuß, brütend.

Der Haubensteißfuß.

Von Hermann Löns.

Die Landzunge, die wie ein kleines Vorgebirge in den See hineinragt, trägt heute noch den Flurnamen Galgenberg, obgleich es schon lange her ist, daß dort das schwarze Gerüst stand.

Hinter dem Galgenberge schneidet der See mit einer tiefen Bucht in das Wiesenland hinein. Rohr, Schilf, Kalmus, Riesenampfer und hohe Seggen bilden hier mit Weidengestrüpp einen mächtigen Wall, dessen Ränder je nach der Jahreszeit die Blumen von Schwertlilie, Wasserliesch, Uferwinde, Gold- und Blutweiderich schmücken.

Seerose und Mummel streiten sich um den ersten Schönheitspreis, Wasserknöterich und schwimmender Hahnenfuß um den zweiten. Den Grund bedecken die Rasen der Armleuchterpflanzen und mehrere Arten von Laichkräutern bilden gewaltige Dickungen unter dem Wasser, während Krebsschere und Froschbiß mit dichtem Blätterteppich den Wasserspiegel überziehen, bis schließlich die Seebinse allein die Herrschaft behält, die einzige Pflanze, die dem Wellenschlage standhält.

Infolge ihres Reichtums an Sumpf- und Wasserpflanzen leben in der Bucht hinter dem Galgenberge mehr Tiere, als an den übrigen Ufern des Sees. Nirgendswo schwirren so viele Wasserjungfern, wie hier, und unter faulen Holzstücken finden sich zahlreiche Käfer. Hier schlüpft die Mollmaus, turnt die Zwergmaus, und wintertags, wenn der See übergefroren ist, stecken sich Hase und Fuchs gern in dem dürren Röhricht.

Viele Vögel, kleine und große, leben in der Bucht, vier Arten Rohrsänger allein, dann der Rohrammer, die Stock-, Knäck-, Tafel-, Moor-, Löffel-, Spieß- und Krickente, die große und die kleine Rohrdommel, die Wasserralle und das Tüpfelsumpfhuhn, das Bläßhuhn und das Teichhuhn. Auch die Rohrweihe brütet hier, jeden Tag sucht der schwarze Gabelweih nach abgestandenen Fischen, Sperber und Habicht rauben mit Vorliebe an den Rohrwänden entlang, und nirgends übt der Reiher den Anstand lieber aus, als dort. Im Herbste schlafen die Schwalben und Staare zu Tausenden im Rohrwalde und im Winter suchen die nordischen Enten und Taucher mit Vorliebe die Bucht auf, in der es von Fischen, Schnecken und Würmern wimmelt.



Steenhuizen. *Naardermeer, Holland, Mai 1905.*

Haubensteißfuß. Nest mit Gelege.



Steenhuizen. *Naardermeer, Holland, Juni 1905.*

Haubensteißfuß. Junges, 1 Tag alt, auf einem Teichrosenblatt ruhend.

Darum sucht sich auch der seltsamste Vogel, der auf dem See lebt, der Haubentaucher, alljährlich die Bucht zum Brutplatze aus. Hier ist er vor den Jägern sicher, denn ehe sie mit ihrem Kahne auf Schrotschußnähe heran sind, hat er tauchend längst das Röhricht erreicht, wo weder Kugel noch Hagel ihm etwas anhaben können. Wenn er auch am liebsten auf dem hohen See fischt und die Fischweid in der Bucht selbst den Tauchenten und Bläßhühnern überläßt, seine schwimmende Wiege baut er in der Bucht und seine Brut zieht er dort auf, ehe er sie mit auf das blanke Wasser nimmt und sie die hohe Jagd im tiefen See lehrt und die Flucht vor den bösen Jägern.

Jedes Jahr um die Zeit, wenn das Rohr seine Dolche aus dem Wasser reckt, stellt er sich auf dem See ein. Niemals sehen ihn die Fischer kommen. Als schlechter Flieger reist er nachts. Eines Morgens ist er da. Mitten auf dem See schwimmt er, nicht ungeschickt und plump, wie die Wasserhühner und Enten, die weit aus dem Wasser ragen, sondern wie ein Torpedoboot saust er dahin, nur einen schmalen Strich des Rückens, den langen Hals und den Kopf zeigend.

Aber was für einen Kopf auch! Es lohnt sich schon, den zu zeigen. Seltsam ist die weiße Stirnplatte des Bläßhuhnes und schnurrig des Teichhuhnes siegellackrote Stirn, herrlich des Moorerpels Kopfschmuck und prächtig des Stockerpels Hauptzier, aber gegen den Haubensteißfuß kommen sie alle nicht auf. Erstens die langen, dunkeln Federhörner über der Stirn, und dann der fuchsrote, schwarzbraun gesäumte Kragen um das silberweiße Gesicht, der ihm ein fremdes, unheimliches Aussehen gibt, und darin der dolchspitze, lange, rosenrote Schnabel.

Mögen die anderen leidliche Taucher und annehmbare Schwimmer sein, an ihn reichen sie nicht heran. Hat einer von ihnen so praktische Schwimmfüße, wie er? Wie ein Messer, so scharf sind die Läufe, und die gespaltenen Zehen tragen einen breiten, harten, hornigen Flossensaum und platte Nägel, wie sie sonst kein Vogel hat. Und dann der Leib! Platt und zugespitzt ist er, so daß er das Wasser wie ein Torpedo durchschneidet, und kein unnützer Ballast von Flügeln und Schwanz beschwert ihn. Wie Schuppen liegen die Federn an und so dicht und fest sind sie, daß kein Wassertröpfchen auf die Haut gelangt. Der Pinguin und der Alk allein können mit ihm wetteifern an Zweckmäßigkeit des Körperbaues für die Taucherarbeit.

Darum ist das Tauchen auch seine Lust. Sein Jagdreich ist nicht von dieser Welt. Das seichte Schnattern auf der Oberfläche und das lächerliche Gründeln überläßt er den Enten und Wasserhühnern. Dort unten, wo das Tageslicht nur gebrochen in das Pflanzengewirr fällt, ist sein Gebiet, da übt er sein Recht aus. Wo der Hecht steht, wo der Aal wühlt, wo der Wels liegt und die Quappe kriecht, da ist er zu Hause. Da jagt er den Uklei und



Steenhuizen. *Naardermeer, Holland, Mai 1905.*

Haubensteißfuß. Schwimmendes Nest mit bedeckten Eiern.

den Gründling, die Maräne und die Zährte; er weiß den Steinbeißer zu finden und den Krebs zu erwischen, und der Schwimmkäfer ist ebensowenig sicher vor ihm, wie die Wasserjungfernlarve und der Pferdeegel.

Ihn hungert. Die Nacht war lang und die Reise beschwerlich. Auf dem steil aufgerichteten Halse wendet sich der seltsame Kopf blitzschnell hin und her. Federohren und Kragen legen sich fest an, der Schnabel senkt sich, der Hals krümmt sich, fort ist der Taucher und das Wasser zieht Ringe. Zwanzig Fuß tief stießen die Füße den Taucher fast senkrecht hinab, dann wendet er und schwimmt, mit den Flügeln nachhelfend, geradeaus. Hier liegt das versunkene Segelboot, das vor zwei Jahren mit zwei jungen Burschen umschlug, hier liegt des Sees ältester Wels, und hier ist das tiefe Loch, in das die Unterströmung alles Faulende zusammenfegt. Darum krimmelt es da von Fischen.

Dicht über das veralgte Steuer des Bootes fährt der Vogel hin und quer über den Rücken des Welses fort; ehe sich der Tolpatsch besinnt, ist der Taucher vorüber. Und jetzt mitten in das Gewimmel hinein, so dicht an den alten Barschen vorbei, daß sie entsetzt zur Seite prallen. Erst geradeaus. Die Fischbrut flieht. In zwei Flügelschlägen ist sie überholt. Der Taucher wendet, geht tiefer und kommt den Fischen entgegen. Der messerscharfe Schnabel faßt einen jungen Brassen über den Kopf; ein Ruck und das Fischchen ist verschwunden. Und so geht es einem zweiten und einem dritten. Dann ein Flügelschlag und der Taucher wiegt sich wieder auf dem Wasserspiegel, atmet, lockt einige Male laut und verschwindet abermals.

Wieder taucht er auf, verschwindet abermals und kehrt zurück, und nun ist er satt. Er stellt sich auf die platten Füße, richtet sich steil auf, schlägt mit den dürftigen Flügeln, putzt sein Gefieder und lockt. „Gröck, gröck“ ruft er. Und dann schneller: „Gröckgröckgröck“. Von der Bucht kommt Antwort, derselbe Laut, aber nicht so grob. Freudig ruft der Taucher und quarrt frohlockend sein heiseres „Kworr“ hinterdrein, und von der Bucht wird ihm holde Antwort. Wie ein Kriegsschiff fährt er dahin, gleichmäßig, ohne Ruck und Zug, und das Weibchen steuert ihm entgegen.

Sieht es einer dem wilden Raubfischer an, ein wie zärtlicher Liebhaber er sein kann? Wie kokett er die Federohren sträubt und den Kragen spreizt, wie stolz er den Hals trägt und wie hoch er jetzt auf dem Wasser liegt! Und wie er niedlich nicken und zierlich den Kopf wenden kann! Und wie süß sein helles Locken und wie zärtlich sein tiefes Quarren klingt! Wer kann da widerstehen? Erst flieht sie einige Male, denn das schickt sich so, aber er holt sie ein und hält sie fest und bald darf er Seite an Seite bei ihr schwimmen, den Kopf auf ihren Rücken legen, den Hals um ihren Hals schlingen, darf alles tun, wonach ihn gelüstet. Und zum Schluß der Feier führt das Paar einen seltsamen Tanz auf. Hochaufgerichtet, mit den



Steenhuizen. *Naardermeer, Holland,* [illegible] *1906.*

Haubensteißfuß, brütend.

Flügeln schlagend, hell lockend und dumpf quarrend, stehen sie auf dem Wasser, schnäbeln sich, verschlingen die Hälse und über den ganzen See klingt ihr Liebesduett.

Wonnige Tage folgen. Einmal nur stört sie Eifersucht und Haß. Ein zweiter Hahn taucht auf und drängt sich zwischen das Ehepaar. Zwei Tage lang jagen, beißen und prügeln sich die Hähne auf dem See herum; am dritten streicht der Eindringling ab. Ein Schnabelhieb des Gegners traf ihn über das linke Auge, daß es in das rubinrote Auge herabsickerte. Da gab er sein Werben auf. Es war auch Zeit, denn die Taucherin hat keine Zeit mehr für Minnespiel und Liebesgetändel. Ernste Mutterpflichten harren ihrer. Es gilt die Wiege zu bauen.

Das lockere Rohrdickicht vor der Bucht dünkt ihr der beste Platz dazu. Sie schwimmt geschickt so dahin, daß sie einen dicken Rohrhalm unter sich hat, und mit einem Schnabeldruck knickt sie ihn um, daß seine Spitze in das Wasser taucht. So macht sie es mit vielen Halmen, bis dreißig Rohrhalme trichterförmig gegeneinander geneigt sind. Nun schleppt sie dürre Stengel von Rohr und Schilf heran, schichtet sie kreuz und quer auf, ordnet sie, flicht sie zusammen und tritt sie fest. Aber das ist noch nicht die ganze Wiege, das ist erst der Unterbau, wenn er auch schon als großer, dicker, brauner Klumpen auf dem Wasser schwimmt. Jetzt heißt es: tauchen! Laichkraut und Wasserhahnenfuß holt die Taucherin vom Grunde, faulende Rohrhalme und modernde Schilfstengel, Algenstränge und Charabündel, und dieses nasse, modrige Zeug häuft sie in dem Nestflosse auf und tritt eine Mulde hinein.

In dieses nasse, gärende, stinkende Nest legt sie ganz seltsame Eier, an beiden Seiten zugespitzt und von so grober Schalenbildung, daß es aussieht, als hätte ein liederlicher Maurer sie mit dem Wittelquast angestrichen. Und das merkwürdigste ist, daß die Schale außen kalkweiß, aber innen schön meergrün ist. Lange bleibt die Schale aber nicht weiß. Die faulende Unterlage färbt sie schmutzig braun und wenn die Taucherin fischen geht, deckt sie das Gelege mit faulendem Kraut zu, und so wird es bald ganz braun.

Eines schönen Tages hört die Taucherin unter ihrer silbernen Brust ein leises Piepen. Sie stellt sich aufrecht in das Nest und da kriecht ein seltsames Dingelchen aus der zerborstenen Schale. Ein Vogel, der so sonderbar aussieht und so merkwürdig baut, muß auch schnurrige Junge haben. Und so ist es auch. Sie sind der Länge nach gestreift, wie Frischlinge, und ähneln den Eltern bis auf die Ruder kein bißchen. Aber die Taucherkunst und die Lust zum Fischen brachten sie aus dem Ei mit. Die ersten Tage füttern die Alten sie wohl, aber lange dauert es nicht, dann jagen die Kleinen schon selbständig. Aus dem rotbraunen Planktongewimmel fischen sie mit den spitzen Schnäbelchen die winzigen Krebschen, fangen aus dem moorigen Schlamm die Larven der Frösche und Kröten und stellen im Algengewirre



S. B. Ledge. *Ungarn, Mai 1900.*

Nest mit Gelege des Schwarzhalstauchers.

der Ukleibrut nach, immer treu behütet von Mutter oder Vater. Und wenn die junge Gesellschaft müde ist, dann klettert sie auf den Rücken der Henne, und auch der Hahn gibt sich dazu gern her, und stolz fahren dann die beiden Taucher mit ihrer lebenden Fracht dahin.

Ungern lassen die Alten die Kleinen aus den Augen. Wenn ihre scharfen Augen Rohrweih, Sperber und Habicht auch meist früher erblicken, ehe sie über der Brut sind, auch in der Tiefe lauert das Unheil und so kam es, daß, als das Nestkücken von dem Seerosenblatt heruntersteigen wollte, ein langer breiter scharfzahniger Hechtrachen auftauchte und das arme Ding mitnahm in die schlammige Tiefe. Sogar den dicken Fröschen ist nicht zu trauen und einer von ihnen, ein Riese, hatte schon das drittälteste Taucherchen am Beinchen gefaßt, als ein furchtbarer Schnabelstoß des aufmerksamen Vaters des Frosches Glotzauge traf und das Großmaul veranlaßte, seine Beute fahren zu lassen. Seitdem dulden die Eltern kein Tier in der Nähe der Kinder. Ente und Bläßhuhn, Ralle und Zwergtaucher werden erst verwarnt, wenn sie zu nahe heranschwimmen, und halten sie auch dann nicht Abstand, dann setzt es Püffe mit dem Schnabel und Knüffe mit den Schwingen, oder sie werden glatt überrannt, an den Wickel gepackt und untergeduckt, damit sie lernen, daß Tauchers keine Anbiederung lieben.

Schließlich ziehen die Kleinen die Kinderkleider aus und fischen schon ganz ohne Anleitung. Aber die Alten lassen sie keinen Augenblick ohne Aufsicht und treiben sie immer wieder in die Bucht, sowie ein anderer großer Vogel, als der Fischadler oder die Seeschwalbe, heranrudert. Und wird mitten auf dem See gefischt an warmen stillen Tagen, wenn die Ukleis ganz oben schwimmen, dann braucht sich nur ein Boot zu zeigen, und alt und jung sinkt unter, kommt weit weg hoch, verschwindet wieder, taucht noch weiter vom Boote auf, und ehe die Kugel des Jägers das Wasser trifft, ist die ganze Gesellschaft schon wieder unter Wasser.

So geht der schöne Sommer hin und der halbe Herbst und eines Morgens fehlen der Bucht am Galgenberge die fünf Taucher. Sie sind zum Süden gereist und fischen heute auf einem Alpsee, einige Tage später in der Bucht eines spanischen Flusses und bald darauf im Tschadsee, wo sie ihr freies Leben weiter führen, bis es sie Ende März wieder nach der Bucht hinter dem Galgenberge bei der kleinen Stadt in Nordostdeutschland treibt.

Die Nachtigall.

Von Martin Braeß.

Frau Nachtigall! Tausendmal hat man dich besungen, Königin des Gesangs; nie aber ist dein Lob inniger, begeisterter erklungen, als damals im Mittelalter von den Lippen der ritterlichen Minnesänger. Dein Lied erschien ihnen als das Symbol von Lenz und Liebe, von Jugend und Poesie. Wie sehnsüchtig mögen unsre Altvordern im Vorfrühling deiner Ankunft gewartet haben, sehnsüchtiger noch als wir, die Enkel; denn deine Strophe verkündete ihnen, daß sie nun erlöst seien von dem langen, stumpfen Dahinbrüten in den düstern, durch flackernde Kienspäne nur dürftig erhellten Räumen. Jetzt konnte Luft und Licht wieder eindringen durch die Fensteröffnungen, die den langen, langen Winter über von Holzläden oder durch eine Tierhaut verschlossen waren; jetzt strömte die fröhliche Menge hinaus vor die Tore der Burg oder aus der engen Stadt, um sich zu freuen an den Blumen, die über Nacht erwacht waren auf Anger und Heide, an dem jungen Laub des Maienwaldes, an den Waldvögelein, die im goldnen Sonnenstrahl ihr Liebeslied schmetterten aus voller Brust. Und wenn alles schlief im dämmernden Abend, in lauwarmer Frühlingsnacht, da warst du es, du gottbegnadete Philomele, deren innige, sehnsuchtsvolle Strophen, freudig erregt und wehmütig schluchzend, das Gemüt des Menschen ergriffen mit geheimnisvoller himmlischer Macht. Und was du sangst, es fand einen Widerhall in der Brust der ritterlichen Singer, in dem Herzen des Volks. Wer könnte sie zählen, die herrlichen Blüten der Kunstpoesie, die zarten Strophen des Volksgesangs, die wir deinem seelenvollen Lied verdanken und an denen wir, die Kinder einer andern Zeit, uns noch heute freuen und erquicken können aus vollem Herzen. Sei uns gegrüßt viel tausendmal, Frau Nachtigall, mit deinem Schall!

Ruhig spiegelt sich der Mond in dem dunkeln Gewässer, auf dem der Nachen langsam dahingleitet. So warm, so wohlig die Maiennacht. Ruhe, heilige Ruhe. Die ganze Natur schläft, das Wasser und die Luft, die Bäume und Sträucher, die schwarz das Ufer beschatten, die Blütensterne, die sich über den Rand neigen, die Vögel im Walde und all die tausend kleinen Geschöpfe, die tagsüber spielten im Sonnenlicht. Lässig nur taucht das Ruder



Steenhuizen. *Ymuiden Holland [illegible] 7.*

Nachtigall brütend.

ein in den Wasserspiegel, daß der Silberschein aufglitzert in langgezogenen Wellen. Horch! leise und sanft, gezogene Flötentöne; voller und kräftiger jetzt, immer noch anschwellend und dann plötzlich abbrechend mit zierlicher Tonfigur. Leise rudern wir ans Ufer unter den überhängenden Erlenbusch, aus dem die wunderbare Strophe erklang. Da beginnt es von neuem: drei, vier gezogene Töne und dann ein schmetternder Triller; und jetzt nach kurzer Pause ein paar hastig angeschlagene Noten, dann ein weicher, schwellender Ton, voll und rund, wohl ein dutzendmal wiederholt, und zum Schluß ein tiefes Rollen oder auch eine schmetternde Fanfare, so frisch, so siegesfroh! Ach, wenn es möglich wäre, durch Worte und Silben, durch Notenschrift und andere Zeichen die wunderbaren Strophen wiederzugeben! Aber wie weit bleibt jede Beschreibung zurück hinter der Wirklichkeit; wie armselig die Silben auf dem Papier, mit denen ein Bechstein, ein Naumann es versuchten, den Nachtigallengesang zu fixieren! Wer nie das Glück gehabt, der edlen Sängerin zu lauschen, er kann sich keine Vorstellung machen von dem Wohllaut der Stimme, von dem unerschöpflichen Reichtum ihres Liedes, und wer es nur einmal gehört hat in stiller nächtlicher Stunde, wie Philomele so sanft beginnt und sich hindurchsingt zu fast unglaublicher Stärke und Kraft, um dann zu endigen, schmachtend und sterbend: nimmer kann man's vergessen. Eine solche Fülle von Tönen, flötend und hart, tief und in höheren Lagen, eine solche Abwechslung in dem Vortrag der einzelnen Strophen, schluchzend und klagend, dann wieder schmetternd und wirbelnd, und dabei stets eine vollendete Harmonie, hinreißend und voll entzückender Anmut: welch' Vogelstimme käme der deinen gleich, du einzige Sängerin!

Eine Gegend, in der es Nachtigallen gibt, erhält im Frühling durch deren entzückenden Gesang den höchsten Reiz, den ein Menschenherz sich nur ausdenken kann, und wir verstehen es, daß dort, wo nur ausnahmsweise einmal eine solche Sängerin sich hören läßt, klein und groß, jung und alt aus der Stadt zusammenströmt, um den ganzen seligen Zauber des Frühlings zu genießen. Der Singdrossel schallender Jubelruf, der Amsel flötende Strophe, Rotkehlchens melancholisches Lied, des Plattmönchs flotter Überschlag oder der wirbelnde Gesang der Feldlerche: auf unser Gemüt wirkt keine Vogelstimme mit solch unwiderstehlicher, fast magischer Gewalt, wie die himmlische Musik der nächtlichen Sängerin. Der Wohlklang der Töne, die Stärke und der Umfang der Stimme, die überraschende Mannigfaltigkeit der Touren, das alles ist's nicht allein; die Art des Vortrags ergreift uns, wie die Tonfülle anschwillt vom zarten Piano zum kräftigsten Forte; das Tempo, gemessen und feurig schnell, läßt uns alle Schönheiten genießen; selbst die längeren oder kürzeren Pausen zwischen den Strophen vermehren die Wirkung der einzelnen Melodien; dazu der Zauber der stillen, mondhellen Mainacht,

wo den entzückten Zuhörer kein anderer Laut stört, kein Zwitschern minderbegabter Sänger, kein Krähengekrächz, kein heiserer Schrei eines Raubvogels.

Um Mitte April kommt die Nachtigall in Mitteldeutschland an, wenn die Stachelbeersträucher und die Weißdornhecken sich belaubt haben, die Birken in ihrem duftigsten Kleide prangen und aus den spindelförmigen Knospen der Buchen das erste grüne Blättchen sich herauswickelt; bei rauher, naßkalter Witterung verzögert sich allerdings ihr Einzug nicht selten bis Ende des Monats. Sie scheinen einzeln zu reisen, immer des Nachts, und die Männchen einige Tage früher als die Weibchen. Dann hört man wohl die Lockrufe „huid“ oder „fied“, hinaufgezogen ähnlich dem Fitisruf, nur kräftiger; und nicht lange dauert's, so ertönt auch die schmachtend-sehnsüchtige Strophe und der heiße, feurige Schlag des Männchens, mit dem es die ankommende Gattin begrüßt. Aber auch dem Nebenbuhler, der sich einmischen will in die Liebe der beiden, gilt der Gesang; ein Kriegslied ist's dann voll Kraft, herausfordernd zum Zweikampf. Wirklichen Wettgesängen zwischen zwei hitzigen Männchen kann man bisweilen lauschen. Strophe reiht sich an Strophe, fast ohne Pause; dabei nähern sich die beiden Sänger immer mehr, wie man deutlich aus ihren Stimmen vernimmt. Jetzt sitzen sie sich gegenüber auf demselben niedrigen Strauch, und jetzt im vollen Schlag stürzen sie los aufeinander und jagen sich wutentbrannt umher auf dem Boden oder im dichten Gestrüpp.

Ist endlich alles in Ordnung, so beginnt das Pärchen mit dem Bau des niedlichen Nestes, das in der Nähe derselben Stelle errichtet wird, die schon das vorige Jahr sich bewährte; denn es steht ganz außer Frage, daß die Nachtigall stets wieder zurückkehrt in ihr altes Revier, wenn nicht Mißgeschick sie traf auf der Reise oder Nachstellungen, Veränderungen der Umgebung und anderes ihr das Gebiet verleideten. Auch jüngere Vögel, die zum erstenmal brüten — man erkennt das Männchen an dem weniger ausgebildeten Gesang — wissen mit wunderbarem Instinkt recht bald einen passenden Platz zu finden, nicht selten das Revier eines Pärchens, das den Tod fand auf der Reise, oder sie ersetzen, indem sie die Ehe mit einem älteren Vogel eingehen, den nicht zurückgekehrten Gatten, so daß an demselben Ort, der voriges Jahr ein oder mehrere Pärchen beherbergte, auch im neuen Lenz wieder Nachtigallen brüten, vorausgesetzt immer, daß keine störenden Veränderungen erfolgt sind. Ganz besonders lieben die Nachtigallen das niedrige lichte Laubholz in der Nähe langsam fließender Bäche und Flüsse, namentlich die freundlichen waldreichen Auen des Niederlands. In weit ausgedehnten, einförmigen Hochwaldungen sucht man sie daher vergebens, ebenso wird man sie in gebirgigen Gegenden nur dort antreffen, wo tiefe waldige Täler sich einsenken oder sanfte Vorberge den Übergang zur Ebene bilden. Kleine Feldgehölze meiden sie, aber wo ein wirkliches Wäldchen sich einlagert

zwischen Wiesen und Feldern, da siedelt sich gern ein Pärchen an, vorausgesetzt, daß Wasser in der Nähe sich findet und dichtes Unterholz die Stämme der Bäume umgibt. Auch die Nähe von Ortschaften ist ihnen willkommen, die Promenaden und Parks oder die Friedhöfe großer Städte sowohl, wie das dichte Buschwerk, das den Obstgarten umsäumt oder den Dorfbach begleitet auf seinem Weg durch die Wiesen.

Fast über ganz Deutschland ist die Nachtigall verbreitet; so kommt sie in Oldenburg wie in Ostfriesland auf der Geest sehr häufig vor, ebenso in Schleswig-Holstein mit Ausnahme des Westens. Erst nordwärts von Flensburg wird sie seltener, und auf den Inseln hat man sie als Brutvogel nicht beobachtet. Das nördliche Mecklenburg meidet sie, dagegen tritt sie in den Provinzen Sachsen und Brandenburg an allen geeigneten Plätzen sehr häufig auf; weiterhin zieht die nördliche Grenze ihres Brutgebiets durch das südliche Hinterpommern, Posen und Schlesien. Darüber hinaus kommt sie nur noch vor im südlichen Schweden. Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß die herrliche Sängerin nun alle geeigneten Gegenden Mittel- und Südeuropas südlich dieser Linie bewohnte. Gewiß, in keinem Lande fehlt sie völlig, aber ihre Verbreitung ist doch sehr ungleichmäßig und in vielen Distrikten ist die Sängerin unbekannt. So brüten im Königreich Sachsen die meisten Nachtigallen in den Flußauen der Leipziger Gegend, während sie sonst höchstens vereinzelt vorkommen. Wie sorgsam sucht man sie z. B. in dem prächtigen Großen Garten von Dresden zu schützen, der alle Vorbedingungen für ihr Wohlbefinden zu bieten scheint, und doch gelingt es nicht jedes Jahr, auch nur zwei, drei Pärchen herbeizulocken. In Nürnbergs Umgebung brütet keine Nachtigall mehr, ebensowenig im Regnitztal und seinen Nebentälern von Fürth bis Bamberg, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen. Aus dem ganzen hessischen Ländergebiete nördlich des Mains sind in den letzten fünfzig Jahren die Nachtigallen verschwunden, und so ließen sich noch viele Beispiele dafür anführen, daß unsre herrlichsten Sänger mitunter fehlen, wo wir sie eigentlich voraussetzen dürften. Es mögen oftmals ganz versteckte Ursachen sein, die sie veranlassen, bestimmte Gebiete zu meiden: das Überhandnehmen ihrer Feinde, unter denen wildernde Hauskatzen und frei herumlaufende Hunde vielleicht die schlimmsten sind; die Vermehrung anderer Vögel in unsern Parkanlagen, wie Amsel und Singdrossel, deren lautes Gebaren sie mancherorts zu beunruhigen scheint; der Mangel einer genügenden Laubdecke am Boden — diese gewährt stets reichliche Insektenkost und verrät zugleich durch ihr Rascheln das Nahen mancher Gefahr — das Fehlen dieser oder jener Lieblingsspeise; selbst an unangenehme Ausdünstungen des Bodens hat man gedacht und an die Verseuchung der Bäche und Flüsse durch Chemikalien der Fabrikwässer. Leider steht so viel fest, daß die Nachtigallen trotz des Schutzes, den sie allenthalben genießen, trotz



Paul.

Nachtigall beim Nest mit Jungen.

der großen Mühe, die man sich mancherorts gegeben hat, sie anzusiedeln, stark in Abnahme begriffen sind. Es ließe sich eine große Menge nicht nur kleinerer Distrikte, nein ausgedehnter Gebiete anführen, in denen keine Nachtigall mehr nistet, obgleich noch vor achtzig oder fünfzig Jahren hier aus jedem kleinen Hain ihr herrliches Lied erklang. Gewiß, heimliche Vogelsteller trifft manche Schuld, aber solche hat es jederzeit gegeben; die Massenmorde der Vögel im Süden sind auch nichts Neues; die wachsende Bevölkerung unseres Landes wird die Nachtigall nur ganz vereinzelt vertrieben haben, denn eigentlich menschenscheu ist der Vogel nicht, und so blieben als Ursachen der beklagenswerten Abnahme nur die Beseitigung so vieler natürlicher Hecken und größerer Feldgehölze, die Austrocknung von Gewässern, der Ersatz manches Laubwaldes durch Nadelholz, die Regulierung von Bächen und Flüssen, die Entfernung des trockenen Laubes aus den öffentlichen Garten- und Parkanlagen und ähnliche Maßnahmen übrig, die alle der Nachtigall die Nahrung beschneiden und das Auffinden passender Nistplätze erschweren.

Wie das Rotkehlchen, so gehört auch die Nachtigall zu den „Erdsängern". Auf oder nur wenig über der Erde wird sie geboren; auf den niederen Ästen der Bäume, in den Zweigen des Gebüschs sitzt sie singend oder späht nach Nahrung aus, die sie vom Boden nimmt, wo sie gewandt mit schnellen Sprüngen erhobenen Schwanzes einherhüpft. Den Flug über weite Flächen meidet sie ängstlich; sie fliegt meist nur von einem Busch zum andern, immer in der Nähe ihres Nestes, das den Mittelpunkt des kleinen Vogeldaseins bildet, bis zu dem großen Augenblick, da die Abschiedsstunde schlägt. Das Nest steht selten höher als 1½ m, meist nur 30 bis 50 cm über dem Boden, im dichtesten Pflanzengewirr oder in einem Grasbüschel, zwischen dem Wurzelgeflecht eines Baumstrunks oder den jungen Trieben, die diesem entspringen, in einer Dornenhecke oder in niedrigem Buschwerk. Fast immer ist es gut versteckt und aus solchen Stoffen gefertigt, die es nicht leicht verraten, aus vertrockneten Halmen und Gräsern, namentlich aber aus dürrem Laub, wie es die Umgebung bietet. Aus diesem Grunde machen die Nester meist einen liederlichen unförmlichen Eindruck, aber doch nur äußerlich; untersucht man den kunstlosen Laubhaufen näher, so findet man den ziemlich tiefen Napf in seinem Innern doch recht sorgfältig ausgefüttert mit feinen Würzelchen, trocknen Stengeln, Haaren von Pferden und dergleichen. Er birgt, wenn das Gelege vollzählig ist, vier bis sechs Eier, die auf den ersten Blick fast einfarbig grünlich-braungrau erscheinen, bei näherem Zusehen aber erkennen lassen, wie braungraue Flecken, Punkte und Striche eine lichtgrüne Grundfärbung gleichmäßig bedecken. Die Brutzeit währt zwei Wochen. Dabei sitzt das Weibchen so fest auf den Eiern, daß es sich unter Umständen mit der Hand greifen läßt; doch wird es vom Männchen häufig abgelöst in

seiner stillen Beschäftigung. Nähert man sich um diese Zeit, also etwa Ende Mai, dem Nistplatz, so hört man die Alten fortgesetzt einen tiefen knarrenden Ton ausstoßen, „karr" oder „krrr", ähnlich dem Geräusch, das eine hölzerne Schnarre verursacht; häufig geht ihm das oben beschriebene „huid" oder „fied" voraus, und wenn sich die Angst um die Brut bei den besorgten Alten noch steigert, so fangen sie auch an, ganz laut zu „rätschen": „rärä", oder sie lassen unaufhörlich ihr warnendes „tack tack" hören. Verhält man sich aber ruhig, so schwindet die Furcht bald, und zwischen die einzelnen Schnarrlaute fügt das Männchen schon wieder, leise singend, eine kurze Strophe seines Liedes.

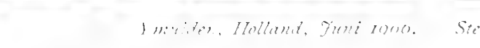
Überhaupt übt es jetzt, während das Weibchen auf den Eiern brütet, am fleißigsten seinen herrlichen Gesang. Namentlich in den frühesten Morgenstunden bis etwa um sechs Uhr schlägt der unermüdliche Sänger fast ohne Aufhören, ebenso gegen Abend, bis tief in die Nacht hinein. Aber auch zu andern Tageszeiten, am Vor- wie Nachmittag, kann man nicht selten der Nachtigall lauschen, wenn sie dann auch weniger anhaltend ihre Kunst zum besten gibt und die einzelnen Strophen durch längere Pausen trennt. Nur in den Mittagsstunden, etwa bis drei oder vier Uhr, wenn die Sonne am wärmsten scheint, pflegt unser edler Sänger der Ruhe. Übrigens verhalten sich die einzelnen Vögel doch sehr verschieden. Die einen singen vornehmlich des Nachts; unausgesetzt ertönt ihre herrliche Stimme von dem Augenblick an, da die ersten grauen Schatten der Abenddämmerung sich lagern über Busch und Au, bis die Morgensonne alles übergießt mit goldigem Licht — es ist ein Märchen, daß sie schweigen sollen in der mitternächtlichen Stunde, wenn die Geister ihren Spuk treiben — andere wieder verhalten sich ziemlich ruhig während der Nacht, singen nur ab und zu einzelne Strophen, leise und abgebrochen, und werden erst eifriger, wenn der junge Tag sich meldet am östlichen Himmel. Im allgemeinen aber kann man beobachten, wie unmittelbar nach ihrer Ankunft, also noch bevor sich die Vögel gepaart haben, der eigentliche Nachtgesang überwiegt, während später, namentlich wenn das Weibchen bereits brütet, die holdselige Singekunst in den frühen Morgenstunden am eifrigsten gepflegt wird. Sind nach einigen Wochen die Kleinen der Eischale entschlüpft, also um die Mitte des Rosenmonds, so verstummt der Gesang ziemlich schnell und um Johanni vernimmt man nur ausnahmsweise noch eine Strophe — dem ernsten Sommer mit seiner heißen Arbeit ist der heitere Frühling gewichen.

Fünf oder sechs Vogelschnäbelchen, die weit sperrend sich den Alten entgegenstrecken, wollen versorgt sein. Unverdrossen suchen dann die Vögel unter dem Gesträuch im alten Laube, auf dem gelockerten Boden der Promenaden und Gärten, im Moos und der faulenden Holzerde alter Baumstöcke usw. nach Insektenlarven und winzigen Würmern und hüpfen behend mit

der kleinen Beute zum Nest. So geht's den ganzen Tag. Dabei ist es lustig anzusehen, wie die Nachtigall von einem niederen Ästchen herab äugt, wenn sie irgend etwas Genießbares unten am Boden erblickt hat; ganz schief hält sie das Köpfchen, um mit einem Auge scharf zu fixieren, was da sich bewegt im trockenen Laube. Endlich springt sie hinab; aber noch ein paar Sekunden betrachtet sie die kleine Beute, ehe sie den Wurm, das Käferchen, die Spinne mit dem Schnabel ergreift. Unsre Drosseln, besonders die Zippen, machen's ganz ähnlich, nur sind sie hastiger in all ihren Bewegungen. Auch wenn die Jungen das Nest bereits verlassen haben, dauert die Elternpflicht noch fort, Nahrung herbeizuschaffen; ja der Appetit der Kleinen wächst von Tag zu Tag. Sie sind aber auch noch sehr unbeholfen in der ersten Zeit; ungeschickt sitzen sie im Gezweig, und flatternd nur hüpfen sie von einem Ästchen zum nächsten, an ein wirkliches Fliegen ist noch nicht zu denken. In ihrem ersten Jugendkleid, das zwar schon die einfache Grundfärbung der Alten zeigt, nur daß alle Federchen, besonders auf der Unterseite, graubraun gesäumt sind, wodurch deutliche Wellenzeichnungen entstehen, sehen die niedlichen Geschöpfchen jungen Rotkehlchen recht ähnlich, zumal wenn das rostrote Schwänzchen, an dem man sie später leicht erkennt, sich noch nicht vorgeschoben hat aus dem Kleingefieder. Bloß etwas größer sind sie, ihre Läufe ein wenig höher, täppisch und hölzern fast, wie die langen Beine eines jungen Fohlen, das auch noch nicht recht weiß, wie es seine Glieder gebrauchen soll. Vor der Abreise, die etwa Mitte August erfolgt, mausern sich die Jungvögel; dann nimmt ihr weiches, zartes Gefieder im wesentlichen schon die Farbe der Alten an: grau-rostbraun die Oberseite, gelblich- bis schmutzigweiß mit ganz fein angedeuteten bräunlich-grauen Wellen Brust und Bauch, am hellsten die Kehle.

Gerade zur Zeit der Reise ist der Tisch für die Nachtigall wohl am allerreichsten gedeckt. Würmer und Insekten gibt es in größter Menge; die Ameisen, denen unsre Vögel gern nachstellen, haben Puppen in ihrem Bau ohne Zahl; dazu sind an Baum und Strauch mancherlei Beeren gereift, die von der Nachtigall mit ebensolcher Freude begrüßt werden, wie von den Grasmückarten und andern Insektenfressern. Johannisbeeren, schwarze wie rote, zupfen sie fleißig ab von den Träubchen, selbst die kaum flüggen Jungen werden damit gefüttert. Auch die schwarzen Beeren des gewöhnlichen Holunders, selbst die des Attichs werden nicht verschmäht; nach Naumann aber sind es die roten Früchte des Traubenholunders, die von den Nachtigallen jedem andern Beerenobst vorgezogen werden.

Die Abreise unserer Sänger erfolgt fast unmerklich. Ende August sieht man sie noch hie und da durchs Gebüsch schlüpfen; unruhig hüpfen sie von einem Busch zum andern, und nur des Nachts wagen sie einen größeren Flug zu einem entfernteren Wäldchen. Noch ein paarmal begegnet man ihnen



Steenhuizen. *Ymuiden, Holland, Juni 1906.*

Nachtigall; Nest mit Gelege.





Steenhuizen.

Nachtigall. Alter Vogel bei der Futtersuche.

wohl, wie sie scheu unter dem dunkeln Gesträuch am Boden dahinflattern; aber in der ersten Septemberwoche sind sie verschwunden. Wenn einzelne Beobachter noch Ende September oder gar Anfang Oktober in unsern Breiten eine Nachtigall erblickt haben, so können dies wohl nur Vögel gewesen sein, die durch irgend einen Zufall verhindert wurden am rechtzeitigen Wegzug, oder Junge, die infolge verspäteter Brut die Mauser noch nicht völlig überstanden hatten. Die Herbstreise nach dem Süden wird meist familienweise angetreten, und zwar immer des Nachts. Dabei scheinen sich die Vögel nicht zu übereilen. Es handelt sich ja nicht wie im Frühjahr darum, ein bestimmtes Ziel in möglichst kurzer Zeit zu erreichen; überall winkt Nahrung im Überfluß, Beeren- und Insektenkost, und der rauhe Herbst, der harte Winter, wie fern sind sie noch!

Wo unsre Zugvögel während des Winters weilen? Unser Wissen über diesen Punkt ist noch höchst mangelhaft. Wie die meisten der zarten Sänger, so wandert auch die Nachtigall übers Meer nach Afrika; sie ist hier nachgewiesen worden in allen Ländern vom äußersten Westen, also von der marokkanischen Küste an — selbst Madeira wählen sich viele zum Winterquartier — bis zu den fernen Nilländern im Osten. Auch scheinen sie weit gegen Süden vorzudringen; in Südostafrika hat man sie noch am Sambesi angetroffen. Ob aber auch von den Nachtigallen, die bei uns brüteten oder in Deutschland geboren wurden, ein Teil bis gegen den Äquator oder gar über diesen hinaus vordringt, das erscheint doch sehr fraglich.

Höchst anerkennenswert ist es, daß man an verschiedenen Orten es versucht hat, Nachtigallen auszusetzen, um der Landschaft den unvergleichlich hohen Reiz wiederzugeben, den manche Kulturunternehmungen oder auch brutale Nachstellungen ihr geraubt haben. Denn wenn man darauf warten wollte, bis aus freien Stücken einige Nachtigallenpärchen sich wieder ansiedeln würden, wer weiß, ob man's erlebte. Nur dorthin kehrt der Vogel im Frühling zurück, wo er sich wohl und sicher fühlte im vorigen Jahre, nur dort baut er sein Nest, nur dort singt er sein Lied; und auch die Jungvögel kennen nur eine Heimat, das Wäldchen ist es, der Park, der Garten, da ihre Wiege stand. Bei diesem, man möchte sagen, eigensinnigen Verhalten der Nachtigallen ist es kein Wunder, wenn so oft alle Versuche, sie von neuem anzusiedeln, fehlschlagen, wenn die ausgesetzten Vögel sofort wieder verschwinden oder im nächsten Frühjahr sich nur in verminderter Zahl einfinden, um dann spurlos wegzubleiben. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß an einzelnen günstigen Örtlichkeiten auch dauernder Erfolg erzielt ward, und so können wir nur wünschen, daß die Besitzer größerer Gärten, Tierschutzvereine, städtische Behörden und andere immer von neuem sich bemühen, die Nachtigallen wieder dort anzusiedeln, wo ihr Lied in früheren Jahren das Herz des Naturfreundes entzückte. Freilich die Vorbedingungen für das

Wohlbefinden der zarten Sänger müssen zuerst wieder hergestellt werden: reichliches Unterholz zwischen den Laubholzbeständen, Laubdecke am Boden, möglichste Sicherheit vor Füchsen, Katzen, Mardern, Wieseln, Ratten — den Raubvögeln fallen die Nachtigallen, da sie das dichte Gebüsch nur selten verlassen, weniger zur Beute — ganz besonders aber Schutz vor den Nachstellungen der Vogelfänger! — Glücklich eine Landschaft, wo der Nachtigall seelenvolles Lied noch erschallt aus Busch und Hain. Möge man diesen Schatz, der sich freilich nicht zahlenmäßig feststellen läßt wie Gold und Goldeswert, überall erkennen; möge man, solange es noch Zeit ist, alle Veränderungen, alle Störungen vermeiden, durch welche der in dieser Beziehung so empfindliche Vogel vertrieben wird; möge man ein wachsames Auge haben auf seine Feinde! Es ist leichter, einer Gegend ein ganzes Dutzend Nachtigallenpärchen zu erhalten, als ein einziges wieder neu anzusiedeln!

Die Rohrsänger.

Von Hermann Löns.

Der Kiefernforst singt ein anderes Lied, als der Eichenwald; das Laub der Buchen raschelt anders, als das Gezweige der Weiden und Pappeln.

Sind die Weisen, die das Rohr und das Schilf und das Riedgras bei Wind raunen, einander auch ähnlich, das harte Geraschel des Rohres bringt eine andere Stimmung hervor, als das weiche Geraschel des Schilfes, und noch anders wirkt der Seggenblätter und des Bandgrases verlorenes Geflüster, das schleifende Rauschen des Kolbenrohres und das gleichmäßige Wetzen der Binsen.

In Rohr und Schilf, im Weidengebüsch und im Ried lebt eine Gruppe von Vögeln, ähnlich einander an Gestalt, Färbung, Benehmen und Stimme, Nestbau und Lebensweise, und doch verschieden in kleinen Abweichungen der Größe und Färbung, des Standortes und der Form der Nester, der Färbung und Zeichnung der Eier, des Klanges des Locktones, der Art des Gesanges; mögen unsere Rohrsänger sich auch noch so ähneln, sie sind doch so verschieden unter sich, daß die Systematik sie in drei Gruppen zerlegte, deren eine, die der Heuschreckensänger, sich am meisten von den anderen Gruppen, den Rohrsängern und den Schilfsängern entfernt.

Wenig beachtet das Volk diese Gruppe, unterscheidet kaum die eine von der anderen Art. Nur der größte deutsche Rohrsänger, der Drosselrohrsänger, brachte es zu einem eigenen Volksnamen; denn zu auffällig, zu merkwürdig, zu sonderbar ist sein Geschwätz, als daß es nicht bemerkt werden müßte. Die Quarrlaute der Frösche scheint er nachzuäffen, das Geraschel des Rohres und die schrillen Rufe von Wasserhuhn und Zwergtaucher, um daraus ein Lied zusammenzuflechten, eigentlich kein Lied, nimmt man das Wort genau, und doch eins, prüft man es auf seine Wirkung.

Je nach der Stimmung der Landschaft wirkt sein Lied gemütlich oder herbe, spaßhaft oder unheimlich. Wenn der See in der Mittagssonne glitzert, wenn das Rohr ganz leise rauscht und flüstert, wenn einzelne Frösche behaglich quarren, ab und zu ein Wasserhuhn scharf ruft oder ein Zwergtaucher trillert, dann hat der Rohrdrossel Schwatzen eine gemütliche, einschläfernde Wirkung. Selten singen dann mehrere auf einmal, hier schlägt eine an, ruft faul ihr „karre, karre“, macht eine Pause, klettert den Rohr-



Steenhuizen. *Naar [illegible]*

Drosselrohrsänger. Das Männchen singt vor dem brütenden Weibchen.

halm hinauf, schlüpft durch das Röhricht, stößt ihr schrilles, lustiges „kiek, kiek" aus und verschweigt. Nach einer Weile beginnt drüben am anderen Ufer ein anderes Männchen. Mutvoll hebt es an: „hedder, hedder, hedder", schweigt, ruft: „tui, tui, tui", schweigt wieder, knarrt laut weiter: „dorre, dorre, dorre", hört wieder auf, läßt das rauhe „karre, karre, karre" folgen, besinnt sich ein Weilchen, schreit: „kei, kei, kei", ist abermals still, krächzt laut: „kerr, kerr, kerr", und schließt, nachdem er noch einmal schwieg, mit heiserem „karra, karra" und gellendem „kiek, kiek". Und dann ist es still auf dem See. Die Schwalben fahren zwitschernd hin und her, klatschend wirft sich ein großer Fisch, in der Ferne verklingt das Kreischen der Seeschwalbe, steif und stumm steht das Rohr und die Julihitze brütet auf der Landschaft.

Kein Frosch plärrt, kein Rohrsänger ruft. Stunden vergehen. Am westlichen Himmel erheben sich weiße Wetterköpfe, wachsen immer höher, holen schwarzes Gewölk herauf, stellen sich vor die Sonne. Der weißglühende, glitzernde See wird grau und dann schwarz. Die Schwalben sind fort, die Wasserjungfern verschwinden. Die Weiden lassen ihr Gezweig zappeln, laut raschelt das Röhricht, Katzenpfoten trippeln hurtig über die Flut. Jähe Windstöße lassen das Rohr klirren und werfen klatschende Wogen an den Strand. Goldrot bricht die Sonne aus den schwarzen Wolken, färbt den See blutrot und verschwindet wieder. Es pfeift in der Luft, es braust im Walde, der ganze Himmel wird schwarz, graue Regenschauer prasseln auf den See herab.

Da erklingt ein heller, froher, scharfer Ruf. Auf der Spitze des höchsten Rohrhalmes, der wild im Winde zuckt, sitzt die Rohrdrossel, läßt sich schaukeln und singt mit dem Wind und dem Wasser, mit dem Rohr und den Weiden um die Wette. Je schriller der Sturm pfeift, je lauter die Welle klatscht, je wilder der Wald braust und je toller das Rohr rauscht, um so flotter singt und schwatzt der Vogel, und nicht in Pausen gibt er sein Sturmlied zum besten, nicht bruchstücksweise, nicht in Absätzen, nicht faul und schläfrig, wie um die Unterstunde, sondern flott und frisch klingt es durch Sturm und Rohrgeraschel: „heid heid heid, tui tui tui, dorre dorre dorre dorre, karre karre karre, keik keik keik, kerre kerre kerre, karra karra, kiek kiek", und noch einmal und abermals, und je toller der Sturm loslegt, je schwärzer der Himmel und je wilder das Wasser wird, um so lustiger singt der tapfere Vogel hoch von seinem schwankenden Halm herab.

Sonst ist er nicht sehr für die Öffentlichkeit und er zieht ihr das heimliche Leben im Röhricht vor, wo er von Halm zu Halm huscht, halmab, halmauf klettert, Motten jagend und Mücken, Räupchen und Larven. Unglaublich lang und dünn kann er sich machen, und so leicht, daß der Binsenhalm, an dem er hängt, kaum Zeit hat, sich zu biegen. Das Schlüpfen,



Steenhuizen. *Naardermeer, Holland, Juli 1906.*

Uferschilfsänger bei seinem Nest; darin ein junger Kuckuck.

Kriechen und Klettern, das kann er trotz Zaunkönig, Braunelle und Meise. Das Fliegen liebt er nicht sehr. Ab und zu schlägt er, will er einen anderen Hahn aus der Nähe seiner Niststätte jagen oder einem anderen das Weibchen abspenstig machen, einen kurzen Bogen an der Wasserseite, aber das geht so flink, daß selbst der Sperber, der die Kunst der Buschklepperei doch nach allen Regeln kennt, ihn so leicht nicht erwischt, und die Rohrweihe kümmert sich gar nicht um ihn; sie weiß, daß er schneller als sie ist. So lebt er denn in dem Rohrwalde mit Fröschen, Enten, Wasserhühnern und Tauchern sein verborgenes Leben, bis Sturmwetter ihn verwegen macht und er hoch vom Rohrwalde mit dem Wind um die Wette singt. Sonst läßt er sein Lied meist aus dem Rohrdickicht erschallen, und ist die Nacht schön warm und lau, so schweigt er auch dann nicht und überschreit das Gequarre der Wasserfrösche und das Geplärre der Rohrkröten.

Sind aber erst die Jungen da, dann hat er nicht mehr so viel Zeit. Sie wollen schnell wachsen, denn Ende August geht es schon wieder nach Afrika, und so heißt es: fleißig füttern. Fortwährend schlüpfen die Alten heran und stopfen die vier oder fünf nimmersatten Gelbschnäbel, die aus dem merkwürdigen Neste heraussehen, das hoch über dem Wasser zwischen vier Rohrstengeln hängt. Als es gebaut wurde, war das Rohr noch niedrig, und so stand das Nest anfangs dicht über dem Wasser. Je mehr das Rohr aber wuchs, um so höher hob es auch das Nest. Dieses ist ein Bau eigener Art. Es ist dreimal so lang, wie breit, und äußerst künstlich aus Schilfblättern und Weidenbast gewirkt und mit Kolbenrohrwolle und Rohrflocken ausgelegt. Die Nestmulde ist so tief, daß kein Sturm die Eier hinauswerfen kann, und so fest und sauber ist es geflochten, daß der heftigste Wogenschlag es nicht durchnässen kann. In dieser luftigen Schaukel, die jede Bewegung der Halme mitmacht und jeder Strömung der Wellen folgt, wächst der Rohrdrossel Brut heran. Ehe sie aber noch völlig flügge sind, klettern die Jungen schon über das Nest hinauf und turnen an den Halmen auf und ab, bis der dumpf rollende Warnruf der Alten, wenn ein Raubvogel über dem See klaftert oder ein Boot sich naht, sie in das Nest zurücktreibt. Sind die Fittiche aber ausgereckt, dann folgen sie den Eltern, die sie mit lautem „tak, tak" hinter sich herlocken, und sie lernen von ihnen, wie man die Eintagsfliege fängt und die Wasserjungfer, die Motte und die Köcherfliege, wie man beim Herannahen des Sperbers wie ein Stein von der Spitze des Rohrhalmes in das Gewirr der Stengel und Blätter fällt oder mit hastigem Fluge zwischen Welle und Rohr dahinstreicht und im Bogen im Röhricht verschwindet.

So, wie der Drosselrohrsänger, spielt sich das Leben aller unserer Rohrsänger im großen und ganzen ab, doch hat jeder sein Abzeichen in den Körpermaßen und in der Gefiederzeichnung, das Lied der einen Art ist mehr



Hoffmann. *Bern, Juli 1909.*

Teichrohrsänger im Nest.

dem der Grasmücke, das der anderen dem des Gartenspötters ähnlich, aber ohne Nachahmung von Rohrgeraschel, Froschgequake und Rohrhuhngequieke geht es bei keinem ab. Keiner von ihnen allen ist so ausgesprochener Rohrvogel, wie der Drosselrohrsänger. Ihm genügt das schönste Schilfdickicht, das dichteste Weidengebüsch nicht; Rohr muß er haben, nur Rohr und Wasser, dann ist er zufrieden, aber sonst auch nicht. Es kommt vor, daß auch er einmal im Buschwerk baut, aber nur in ärgster Legenot oder wenn der Mensch das Rohrdickicht zerstörte, als das Nest schon fertig war.

Der Rohrdrossel Vetter, der Teichrohrsänger, nimmt es mit dem Wohnort nicht ganz so genau. Er ist in jeder Beziehung eine verkleinerte Ausgabe der größeren Art, in der Färbung, im Nestbau, im Gesange und in der Lebensweise. Auch er liebt das Rohr mehr als alle anderen Uferpflanzen, doch nimmt er auch mit Kolbenrohr und Uferweiden vorlieb und das Wasser kann er nicht entbehren. Wenn in seinem Gesange die Urlehrmeister der Rohrsänger, Rohr und Welle, Frosch und Wasserhuhn, auch nicht mehr so deutlich zur Geltung kommen, wie bei der Rohrdrossel, man kann sie doch noch immer deutlich heraushören, denn es quiekt und schnarrt und quarrt und raschelt ganz wunderlich daraus hervor. Nur ist das Liedchen zusammenhängender, fließender, weniger abgehackt, nicht so rauh, hart und scharf, und es verrät, daß der Sänger nicht ganz auf das harte Rohr angewiesen ist. Aber lustig und fröhlich klingt auch des Teichrohrsängers Strophe. In seinem Neste, ist es auch nicht ganz so streng gebaut, wie das des großen Vetters, ist er aber immer noch der echte Rohrsänger, selbst wenn das Nest im Weidicht steht. Am liebsten aber hängt auch er es in das Rohr und läßt es dort mit den Halmen emporwachsen.

Unabhängiger vom Wasser und gar nicht an das Rohr, ja noch nicht einmal an das Schilf gebunden ist der Sumpfrohrsänger. Mit jedem Buschwerk, das auf feuchtem Boden steht, ja selbst mit dem Gebüsch der Gärten und Anlagen nimmt er vorlieb und sogar in Erbsen-, Bohnen-, Hafer- und Rapsfeldern siedelt er sich an. Wenn auch sein Nest noch meist frei hängt nach alter Rohrsängerart, es ähnelt doch in der Form und Anlage schon bedeutend mehr dem der Grasmücken, und auch sein Gesang verrät nur noch in den Grundtönen die ursprüngliche Rohrsängerweise, kommt aber sonst dem der Grasmücke recht nahe. Wie er von der Dorngrasmücke es lernte, sein Leben dem Felde anzupassen, so entnahm er ihr auch den Gesang und verflocht darin alte Erinnerungen an Rohrgeraschel und Wellengekluckse, Froschgequak und Taucherschrei. Aber das genügte ihm noch nicht, und so stahl er denn der Wachtel ihren Dreitakt, äffte das heisere Kichern der Meise und das scharfe Locken des Rebhahnes nach, er stibitzte der Amsel ihr Geflöte und dem Spatz sein Geschilpe, dem Staar sein Pfeifen und dem Bussard sein Miauen, und alle diese Laute quirlt er zu einem seltsamen

Gesangsbrei zusammen, so daß kein Sumpfrohrsänger wie der andere singt; aber die alten rauhen und scharfen Rohrsängerlaute behält selbst der Vogel bei, der im Park zwischen Nachtigall und Amsel, Mönch und Braunelle, Rotkehlchen und Spötter aufwuchs, denn Art läßt nicht von Art.

Noch weiter von der alten Stammesart entfernten sich die beiden Schilfsänger, der Schilfrohrsänger und der Binsenrohrsänger. Zeichnen sie sich von den anderen Rohrsängern schon durch die dunkelgefleckte Oberseite und den hellgestriemten Kopf aus, so noch mehr durch ihre Wohnorte. Sie brauchen kein Rohr, sie wollen kein Schilf, aber Riedgras verlangen sie, Doldenpflanzen und Binsenbüsche, und an das Wasser sind sie so wenig gebunden, daß schon einige Wiesengräben oder gar der feuchte Grund ihnen genügt. Da sie dem Rohre untreu wurden, vergaßen sie auch, ein Rohrsängernest zu bauen, und so legen sie ihr Nest auf einer dichtbewachsenen Bodenerhöhung, in einer Riedgrasbülte, in einem Binsenbusche an, wie es die Rohrammer tut. Nach alter Gewohnheit verflechten sie den Rand des Nestes noch mit den Binsen- oder Riedhalmen, aber viel Zweck hat das eigentlich nicht mehr, weil das Nest meist auf dem Boden steht und nur noch ganz selten hängt. Auch sonst haben sie von den anderen Vögeln der Wiese und des Weidelandes, den Piepern und Rohrammern, allerlei angenommen. Der Schilfrohrsänger flattert, wie der Pieper, beim Singen schräg abwärts und läßt sich auf einem Busche nieder, und er äfft gern Wiesenbachstelze, Rohrammer, Pieper, Blaukehlchen und Schwalbe nach, und während er ganz wie ein Pieper oder eine Stelze dahintrippelt, schlüpft der Binsenrohrsänger mäuseähnlich gewandt, wie ein Blaukehlchen, über den Boden und aus der Verborgenheit läßt er, wie dieses, sein wunderliches Liedchen ertönen.

Gänzlich untreu geworden aber den alten Rohrsängersitten sind die Heuschreckensänger. Sie sind so weit heruntergekommen, daß sie sich vergaßen, den Gesang der Heuschrecken und Grillen nachzuahmen, und morgens und abends lassen sie aus dem dichten, feuchten Gebüsche, aus nassen Feldern, bewachsenen Sümpfen oder wo sie sonst gerade ihr Heim aufschlugen, ihr eintöniges Schwirren ertönen, meist aus der Verborgenheit, manchmal auch von einer Dolde oder von einer Zweigspitze.

Alle aber, wie sie da sind, unsere Rohrsänger, mögen sie nun im hohen Rohrwalde oder im dichten Uferschilfe, im Wied oder im Risch, im Busch oder im Feld wohnen, sonderbare Gesellen sind sie alle miteinander.

Der Star.

Von Martin Braeß.

Wenn man unter den Staren Mitteldeutschlands so eine Art Volkszählung anstellen könnte mit genauer Angabe des Geburtsorts, so würde man gewiß konstatieren müssen, daß die bei weitem größere Anzahl dieser gefiederten Freunde in einem von Menschenhand hergestellten Starenkasten das Licht der Welt erblickt hat. Wie kein anderer Vogel ist ja gerade der Star dem freundlichen Wink des Menschen gefolgt, so daß es fast scheint, als habe er es heute vollständig vergessen, daß die Mutter Natur eigentlich Astlöcher und Höhlungen überständiger Waldbäume für ihn bestimmte, seine Brut aufzunehmen.

Wer zuerst auf die Idee gekommen, durch Aushängen von Nistkästen Freund Star an Haus und Garten zu fesseln, ist nicht bekannt. Soviel scheint jedoch festzustehen, daß anfangs nicht ethische oder ästhetische, sondern grob materielle Beweggründe maßgebend waren, ähnlich denen, welche die Bewohner des Nordens schon seit langen Zeiten veranlaßten, für den Säger, wie für die Schellente Nistkästen herzustellen, oder Nisthöhlen im Erdboden für die Brandente, wie es auf Sylt und anderen Inseln üblich ist. Während man aber dort diese vertrauensseligen Vögel ihrer Eier und Dunen beraubt, nahm man dem Star die ziemlich flüggen Jungen, die dann in die Küche wanderten und dem hinterlistigen Hauswirt einen willkommenen Leckerbissen gaben.

Der alte Geßner († 1565) erwähnt in seinem berühmten „Vogelbuch" noch nichts über künstliche Nistkästen; erst zweihundert Jahre nach ihm berichtet J. Th. Klein in seiner „Historie der Vögel" (Danzig, 1760), daß in Ostfriesland den Staren an den Kaminen Verschläge eingerichtet werden, in denen sie nisten, und Vater Bechstein erzählt in der „Naturgeschichte der Stubenvögel" (Gotha, 1795): „Die Stare nisten sogar in hölzernen Kästen und in tönernen Gefäßen, die man ihnen mit einem langen Loche (?) an die Bäume hängt, unter den Dächern und in den Taubenschlägen, in Häusern, die im Walde liegen." Auch Joh. Andr. Naumann sagt in seiner großen „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" (Leipzig, 1822) nichts weiter als dieses: „Man behandelt in manchen Gegenden, z. B. im Voigtlande, die Stare wie die Tauben, hängt ihnen hölzerne Kästchen oder tönerne Gefäße



F. C. Chapman.

Star beim Füttern der Jungen.



F. C. Chapman.

Stare, kurz nach dem Ausfliegen.

an die nahen Bäume und an die Häuser, worinnen sie nisten, und nimmt ihnen die Jungen aus. So sollen sie sich bequemen, zuweilen dreimal zu brüten; aber die letzte Brut läßt man ausfliegen, sonst würden im folgenden Jahre keine wiederkommen.“ In der „Allgemeinen deutschen Gartenzeitung“, VI. Jahrgg., 1828, tritt Pfarrer Hofinger warm dafür ein, Nistkästen für Stare und Meisen aufzuhängen und zwar aus ethischen Gründen; am Ende seiner Ausführungen aber — ein sehr charakteristisches Zeichen dafür, wie die breiteren Schichten des Volks damals noch keine Ahnung hatten von Vogelschutz — wird er bedenklich, ob es zur Zeit schon ratsam sei, den Landmann dazu aufzumuntern. Er schreibt: „Wenn hier und dort in seinem Hausgarten einige Starenkübel aufgehangen sind, so erwürgt er sämtliche Jungen, und trägt sie zum Verkaufe in die Stadt. Dieses nützliche Vogelgeschlecht würde demnach ausgerottet oder ungemein vermindert werden, wenn es zahlreicher in die Hausgärten gelockt, den sicheren Tod fände.“ Erst von den fünfziger Jahren an begann das Verständnis für den wirklichen Nutzen der Stare allgemeiner zu werden; namentlich ist Lenz († 1870), der erfahrene Naturhistoriker von Schnepfenthal, fort und fort bemüht gewesen, durch Wort und Schrift seine Landsleute auf den Vorteil hinzuweisen, der ihnen durch das Anbringen von Starenkübeln erwächst. Und von Thüringen aus, dem klassischen Land der Vogelkunde und des Vogelschutzes, hat sich dann die Sitte bald weiterverbreitet, ohne freilich in jedem deutschen Gau so allgemein üblich geworden zu sein, wie z. B. vielfach in Mitteldeutschland, wo man sich ein Dorf, einen größeren ländlichen Garten, aber auch einen städtischen Park gar nicht mehr denken kann, ohne die anheimelnden, gemütlichen Starenkästen, die man am Stamm oder im Gipfel höherer Bäume befestigt, aber auch am Hausgiebel, und im Gras- und Gemüsegarten, wo Bäume fehlen, auf hoher, schwankender Stange. Und wie hat sich der Starenkübel im Laufe der Zeit vervollkommnet! Heute ahmt z. B. die nach Angabe des bekannten Vogelschützlers Freiherrn von Berlepsch gebaute künstliche Nisthöhle die natürliche Brutstätte in vollendeter Weise nach, während früher Tongefäße oder roh zusammengenagelte Brettchen demselben Zweck dienten. In diesen primitiven Vorrichtungen einen passenden Nistplatz zu erkennen, das war gewiß eine starke Anforderung an die Phantasie unsers Vogels; aber der pfiffige Starmatz hat die Absicht des Menschen gemerkt, und man kann nicht gerade behaupten, daß er die neuen Berlepsch’schen Nisthöhlen den althergebrachten Starmesten aus Brettern überall unbedingt vorzöge. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß die Sorgfalt, die man heute auf die Herstellung seiner Wohnung verwendet, unnötige Liebesmüh sei, im Gegenteil, die angeführten Nisthöhlen sind schon wegen ihrer Dauerhaftigkeit — man muß sie geradezu als unverwüstlich bezeichnen — allen anderen vorzuziehen, und dann wollen wir ja auch dadurch,



F. C. Chapman.

Stare.



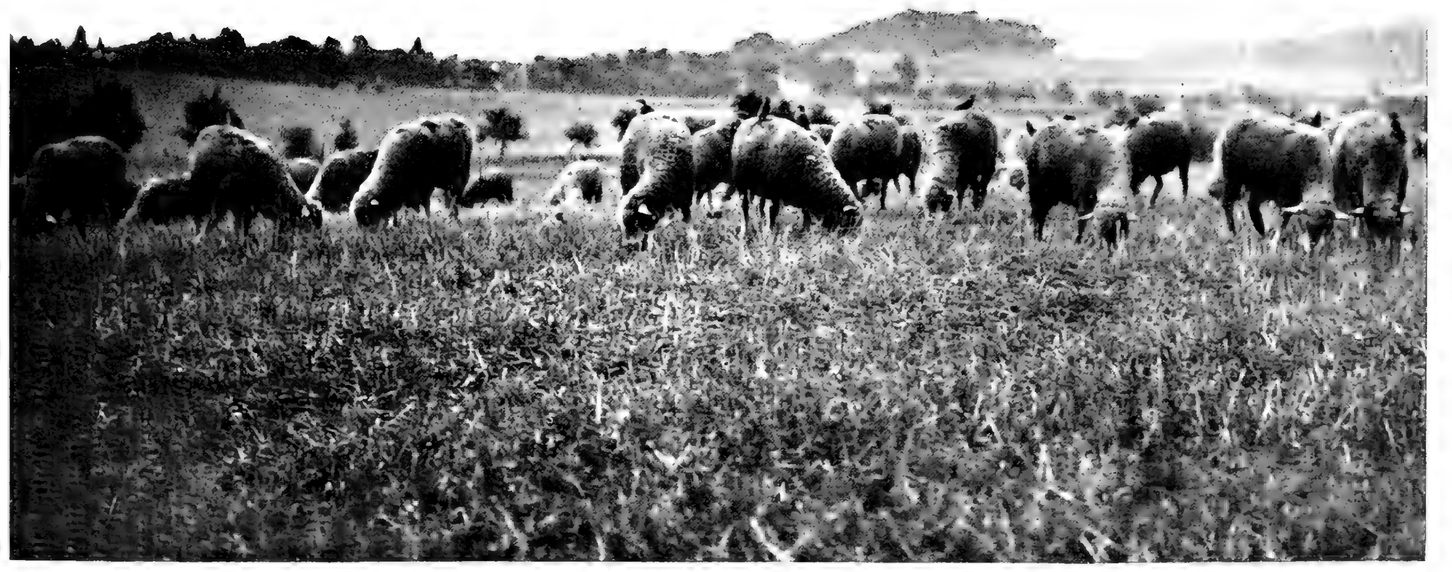
F. C. Chapman.

Stare.

daß wir die Wohnung der Spechte in so vollkommener Weise nachahmen, auch noch Meisen, Trauerfliegenfänger, den Wendehals, das Gartenrotschwänzchen und andere Höhlenbrüter, die weniger vertrauensselig sind, an unsern Garten fesseln. Auch in solchen Gegenden, wo der Star die freundliche Einladung des Menschen noch nicht kennt, kommt man mit den Berlepsch'schen Nisthöhlen schneller zum Ziel; sie entsprechen den natürlichen Verhältnissen so völlig, daß sich eigentlich kein Vogel erst an sie zu gewöhnen braucht, vorausgesetzt, daß sie richtig angebracht werden.

In dieser Beziehung stellt nun der Star geringere Anforderungen, als die meisten Vogelfreunde annehmen. Man sagt ihm fälschlicherweise nach, daß er sein Flugloch durchaus gegen Osten gerichtet wissen will; es ist ihm gleichgültig, er wacht schon auf zur rechten Zeit, auch wenn ihm die Morgensonne nicht zum Fenster hereinscheint. Weiter ist es eine unnötige Fürsorge des Gartenbesitzers, im zeitigen Frühjahr den Starenkasten zu reinigen und alles alte Genist zu beseitigen; das besorgt der Star selbst, soweit er die Stoffe nicht von neuem verwendet. Das alte Nistmaterial ist dem einziehenden Vogel ein Beweis, daß jemand den Platz schon ausprobiert hat; es macht den neuen Mieter vertraut und lockt ihn an. —

Stare und Lerchen sind unsre ersten gefiederten Herolde des Frühlings; bald erscheinen die einen, bald die andern ein paar Tage früher. Schon im Februar kommen sie an, und wenn auch der Grimm des Winters noch wochen- und monatelang währt, der erste Star vor seinem Bretterhäuschen, so heiter schwatzend und pfeifend, ein lieblicher, heißersehnter Anblick ist's, der die selige Vorahnung des wieder einziehenden Lenzes in der Brust eines jeden wachruft. Bitter kalt ist der Februarmorgen, die grünen Spitzen der Saat ruhen noch unter der schützenden Schneedecke; der Bach ist in eisige Fesseln geschlagen, daß man nur leise sein Murmeln vernimmt; die bereiften Äste und Zweige von Baum und Strauch glitzern im Frühlicht, und heiser ruft die hungrige Elster ihr „schack schack" über die beschneite Flur. Da läßt er sich nieder, der Weitgereiste, auf dem kleinen Sitzstäbchen an seinem lieben Häuschen; er kann sich nicht genug tun vor Freude und Lust: daheim ist er wieder, daheim! Wie er schluchzt und schnalzt und mit zitternden Bewegungen der Flügel, ja seiner ganzen kleinen Person das bescheidene Liedchen begleitet! Die Lerche, wenn sie mit Jubelgesang am Ostermorgen aufsteigt zur blauen Himmelsglocke, das erste Schwalbenpärchen, das zum Hoftor hereinstürmt und sich niederläßt auf den Dachfirst, der erste Zug langbeiniger Störche, wie er gleich schneeiger Wolke in schwindelnder Höhe gen Norden eilt, der erste Kuckucksruf im jungbelaubten Walde: ach so viele kleine entzückende Stimmungsbilder gewährt der einziehende Frühling, die das Herz eines jeden Erdenpilgers höher schlagen lassen, daß er alle Sorgen vergißt, und allen Kummer; aber der erste Star, wenn er eben



Jensen. *Neustadt a. Harz, September 1905.*

Stare lesen weidenden Schafen das Ungeziefer ab.

zurückgekehrt ist von der Reise und nun den aufgehenden Sonnenball mit seinen jauchzenden Rufen begrüßt: diesem Lenzesbild kommt kein zweites gleich. „Frühling, Frühling wird es nun bald!“

Gewiß müssen die Stare in dieser frühen Jahreszeit noch viel leiden durch Kälte und Hunger, weshalb sie nach einem kurzen Antrittsbesuch, den sie der alten Wohnung abstatten, sich fast regelmäßig noch einmal zurückziehen in die schützenden Wälder, besonders an offene Quellen und Bäche. Aber die gute Laune geht ihnen nicht verloren. Selbst wenn Schneeflocken dicht vom bewölkten Himmel herabwirbeln zur Erde, wenn der eisigkalte Nordost bläst und die Nahrung karg bemessen ist, so singt und pfeift die kleine Gesellschaft doch gar lustig ihre schrillen, schnalzenden Liedchen, dem mürrischen Winter zum Trotz. Bei milderer Witterung stellen sie sich dann wieder ein in unsern Gärten und Anlagen, um vielleicht noch ein zweites, noch ein drittes Mal zu verschwinden. Aber schließlich muß es doch Frühling werden!

Die alte Niststätte vom vorigen Jahre erkennt, wie wir schon sahen, Freund Starmatz auf den ersten Blick wieder. Er erinnert sich noch gut, wo damals sein Tisch gedeckt war, wo ihm ein Trunk frischen Wassers winkt; man merkt es an der Bestimmtheit, mit der er all seine Handlungen ausführt. Anders die Jungvögel vom vorigen Jahre; sie fliegen unstät von einem Kasten zum andern, sind unschlüssig in der Wahl, verschwinden wohl wieder tagelang, während die erfahrenen Alten bereits einzutragen beginnen; sie kommen dann wieder, versuchen es hier, versuchen es da, bis sie sich endlich entscheiden. Nicht selten müssen sich die Stare mit Gewalt ihr rechtmäßiges Heim erkämpfen; denn der Sperling hat es in Besitz genommen als Winterherberge. Anfangs erhebt sich nur ein heftig geführtes Wortgefecht, das auch andere Stare und Spatzen aus der Nachbarschaft herbeilockt — ein Schimpfen und Zetern, ein giftiges Zischen und Zanken auf beiden Seiten! Bald aber rückt man sich auf den Leib, Schnäbel und Krallen braucht man als Waffen; oft verbeißen sich zwei erbitterte Gegner so fest ineinander, daß sie herab zu Boden wirbeln, um dort den Kampf fortzusetzen. Er endigt gewöhnlich mit dem Sieg des rechtmäßigen Eigentümers und dem Rückzug des Spatzenvolks, das noch lange weidlich schimpft — freilich aus angemessener Entfernung. Gefährlicher wird dem Star ein anderer Liebhaber seines Hauses, der erst eintrifft, wenn das Starenweibchen schon tagelang auf den Eiern sitzt. Es ist der Mauersegler, der wenigstens in Thüringen und Sachsen dem Starenpaar gar nicht selten die Wohnung streitig macht. Der erbitterte Kampf entspinnt sich meist im Innern der dunkeln Höhle; der freche Eindringling wirft sich dort auf den Rücken und hat dann meist gewonnen Spiel. Mit den nadelspitzen, sichelförmigen Krallen an seinen winzigen Klammerfüßchen bringt er dem mutigen Star, der es



R. Hilbot. *Rathenow, Mai u. Juni 1907.*

Star am Starkasten.

immer von neuem wagt hineinzufliegen, bisweilen sogar tödliche Wunden bei an Kopf und Bauch. Auch die Sperlinge haben unter der Wohnungsnot der von Jahr zu Jahr an vielen Orten immer zahlreicher auftretenden Segler, die übrigens zu unsern nützlichsten Insektenvertilgern zählen, schwer zu leiden.

Sehr lustig ist es zu beobachten, wie der junge Star, wenn er auf Freiersfüßen geht, im Frühling ein Weibchen zu gewinnen sucht. Nach langer Wahl hat er sich einen bestimmten Nistkasten erkoren, und nun sitzt er auf seinem Stäbchen und pfeift und schnalzt in heißer Sehnsucht, wenn eine Starenschönheit vorüberfliegt. Und setzt sie sich dann in seine Nähe, so schlüpft er eiligst hinein in die dunkle Behausung, um sofort wieder zu erscheinen. Er spreizt den kleinen Fächer des Schwanzes, lüftet die Flügel, daß der schöne stahlgrüne und purpurne Schiller seiner Unterseite und die weißlichen Spitzenflecken der so eigentümlich lanzettförmigen Federn noch besser zur Geltung kommen; er sträubt das glänzende Gefieder an Kopf und Kehle, verdreht die dunkelbraunen Äuglein und schnalzt und gurgelt in den zartesten Tönen, deren er fähig ist: ein Bild höchster Liebessehnsucht, wie sie das Herz eines Jünglings ergreift. Welch Starenfräulein könnte kalt bleiben bei solch inniger Werbung! Anfangs freilich erscheint die Spröde kühl und gleichgültig, wie es die Sitte erheischt; aber plötzlich schlüpft sie hinein in den Kasten, um freilich ebenso schnell wieder draußen zu sein und dem feurigen Liebhaber, der ihr folgen will, ein paar Schnabelhiebe zu versetzen. Dieser schaut ganz verdutzt drein, aber nur einen Augenblick; denn schon jagen sich beide im Gezweig umher, bis sie im Dunkel der Wohnung vor unsern neugierigen Blicken selbander verschwinden.

Manche haben dem Star einen hochentwickelten Schönheitssinn zugeschrieben. Man kann nämlich beobachten, wie er sich bisweilen unnütz macht an den Frühlingsbeeten, hier ein Schneeglöckchen oder ein Leberblümchen, dort eine Primel oder eine Frühlingsknotenblume abbeißt und das bunte Lenzeskind zu Neste trägt. So soll er in einzelnen Fällen seine ganze dunkle Behausung mit schönen Blüten schmücken. Wenn man weiß, was alles Dohlen, Elstern, Krähen zusammenschleppen, blanke Knöpfe, Glasscherben, glänzende Steine, Münzen u. dergl., so darf es uns nicht verwundern, wenn bisweilen auch Stare, die ja zu den genannten Vögeln in näherer oder weiterer Verwandtschaft stehen, den lebhaft glänzenden Frühlingsblumen ihre Aufmerksamkeit schenken. Eine lustige Spielerei mag's sein, wenn der Star die Blüten abreißt und sie zu Neste trägt, nichts anderes. Wie den Strohhalm oder die Feder, so reicht er dann spielend die bunteBlume dem Weibchen, das ja beim eigentlichen Nestbau die Hauptarbeit leistet. Hierin eine Äußerung höherer ästhetischer Gefühle zu erblicken, das dürfte wohl zu weit gehen. Aber es kommt noch besser. Man will nämlich beobachtet haben, daß ganz besonders die ehelos gebliebenen Starenmännchen



Paul. *Glogau, Mai 1906.*

Star, fütternd.

— und deren gibt es bisweilen scharenweise — dieser ästhetischen Passion huldigen sollen; sie beabsichtigen, so hat man ganz im Ernst vermutet, eine Schöne um so leichter an ihr Heim zu fesseln, wenn sie den Blick in die ausgeschmückte zukünftige Kinderstube wirft. Durch den festlichen Schmuck des Hauses, für den der werbende Freier sorgt, sollen also gewissermaßen die schweren Pflichten versüßt werden, die der Ehestand mit sich bringt. Aber auch in den folgenden Flitterwochen legt der junge Gatte seine Ritterlichkeit nicht ab; in der artigsten Weise überreicht er bisweilen seiner Gemahlin, die vor dem Häuschen sitzt, ein Gänseblümchen oder eine Blüte vom Apfelbaum. Sie weiß nicht viel damit anzufangen, bewegt es ein Weilchen im Schnabel hin und her, läßt's dann fallen oder trägt's in die Behausung. Was kümmert's den Gatten; er hat ja doch seinen innigsten Gefühlen Ausdruck gegeben. „Du bist wie eine Blume!" hat er so zärtlich gesagt. In der Tat, es sind hübsche Geschichtchen, die man sich zusammenreimen kann, wenn man menschliche Gefühle ohne weiteres in die Tierseele hineinlegt!

Doch zurück zur Wirklichkeit! Schon brütet das Weibchen auf den vier bis sieben lichtgrünen Eiern, für die es in Gemeinschaft mit dem Gatten aus dürrem Laub, Halmen, Graswurzeln, Haaren und Federn ein kunstloses Lager bereitet hat. Das Männchen sitzt in der Nähe und läßt fast ununterbrochen seine Stimme hören, als wollte es durch seine abwechslungsreichen Strophen der treuen Gattin die Zeit vertreiben, oder es fliegt auf Acker und Wiese, um Futter zu holen für sich und sein Weibchen. Verläßt dieses einmal den Kasten, gleich ist der aufmerksame Gatte zur Hand, schlüpft hinein durch das Loch und sitzt ruhig auf den Eiern, bis ihn das Weibchen wieder ablöst und er nun von neuem von seinem Ästchen herab schnalzt, flötet, pfeift, schwirrt, schrillt, schnattert nach Herzenslust.

Die Stimme unsers Freundes mit Silben und Worten wiederzugeben, ist ganz unmöglich. Er hat vielleicht das modulationsfähigste Organ von all unsern heimischen Vögeln. Wie meisterhaft versteht er es, die Weisen anderer Sänger nachzuahmen, das Geschwätz der Schwälbchen, das Gackern der Hühner, den Schlag der Wachtel, Bruchstücke aus dem Lied der Singdrossel oder der Amsel u. v. a. Am vollendetsten gibt er aber den Ruf des Pirols wieder, so daß selbst die erfahrensten Vogelkenner auf gar lustige Weise von dem „Spottvogel" getäuscht werden. Oft hört man den Pfingstruf „idliaidlio" schon im März, wenn der schwarz-gelbe Sänger noch gar nicht daran denkt, seine Winterherberge zu verlassen. Auch für andere Laute hat er Verständnis; das Klappern einer Mühle, das Knarren des Hoftors, das Quietschen der Wetterfahne macht er mit einer Gewissenhaftigkeit nach, die einer besseren Sache wert wäre.

Zwei Wochen dauert's, dann schlüpfen die Jungen aus der engen Kalkhülle; das Weibchen nimmt die kleinen zarten Dinger noch ein Weilchen



Pfaff. *Connewitz b. Leipzig, Juli 1906.*

Star, als Ungeziefervertilger bei ruhendem Damwild.

unter die wärmenden Flügel, dann aber hilft es dem Männchen beim Herzutragen des Futters, das von Tag zu Tag in immer größeren Mengen beschafft sein will, um die hungrigen Schnäbel zu befriedigen. Das ist dann ein immerwährendes Zu- und Abfliegen bei dem Starenkasten; nicht fünf Minuten vergehen, ohne daß Vater oder Mutter vom Acker oder von der Wiese her in schnellem, schnurrendem Flug herbeieilen mit ein paar Insektenlarven, einem Wurm, einer Schnecke oder Heuschrecke im Schnabel. Scheinbar rücksichtslos springt der Alte zwischen die anfangs noch blinden Jungen, welche die Hälse recken und die Schnäbel weit aufreißen. Er wartet ein Weilchen, die Köpfe senken sich wieder; aber bald hebt eins der Kinder sein Hinterteil und fördert einen kleinen weißen Kotballen zutage, worauf es sofort den Schnabel wieder in die Höhe streckt und nun den Bissen empfängt. Dann nimmt der Alte den Kotballen und verschwindet. Dr. J. Gengler, der an einem hierzu eingerichteten Starenkasten diese eingehenden Beobachtungen anstellen konnte, ist der Meinung, daß stets dasjenige Junge gefüttert wird, welches durch die Abgabe seines Kotes anzeigt, daß es verdaut hat. Rätselhaft bleibt es nur, wie der alte Star bei der tiefen Dunkelheit der Nisthöhle den Kotballen so schnell zu finden vermag. Sind die Jungen etwas größer geworden, so begrüßen sie die herzufliegenden Eltern mit quäkendem Geschrei, und noch später, wenn ihnen bereits das dunkle, rauchfahle Erstlingsgefieder gewachsen ist, dann fährt wohl auch schon weitgeöffnet so ein hungriger schwarzbrauner Schnabel zum Guckloch heraus.

Nach dem Volksglauben fliegen am Himmelfahrtstage die ersten Stare aus; das stimmt nun freilich schon aus dem Grunde nicht, weil dieser Tag ebensogut auf den 1. Mai wie in die erste Juniwoche fallen kann; aber nehmen wir die Mitte dieser Termine, so mag das Volk schon recht haben. „Maistare" nennt sie der Landmann; es sind wohl stets die Kinder mehrjähriger Eltern. Zwei bis vier Wochen später folgen die der vorjährigen Stare. Man kann es deutlich beobachten, wie von Mitte Mai an der Jungen immer mehr werden; ihr unscheinbares düsteres Gefieder läßt sie uns leicht von den Alten unterscheiden. Nur Kehle und Brust sind weißlich, dazu mit schwärzlich-braunen Längsflecken gezeichnet. Der schöne purpurviolette Schimmer, der Kopf, Hals und Brust des alten Männchens auszeichnet, der goldgrüne Glanz, der bei diesem auf Rücken und Schultern liegt, und der stahlblaue bis stahlgrüne Schiller des übrigen Gefieders fehlt dem Jugendkleide noch völlig. Auch die weißen Spitzchen an jeder Feder, wie sie das alte Weibchen noch auffälliger zeigt als das Männchen, vermißt man an dem unscheinbaren Kinderkleidchen.

Noch ehe die jung verheirateten Stareneltern ihre Kleinen großgezogen haben, sind die alten Pärchen bereits zu einer zweiten Brut geschritten,

5*

die gewöhnlich noch im Brachmonat, dem Juni, den ersten Schritt in die Welt wagt; „Brachstare“ nennt sie das Volk. Indessen scheinen sich unsre Hausfreunde in manchen Jahren und an vielen Orten mit einer einzigen Brut zu begnügen; es hängt dies wohl zusammen mit der Ungunst der Witterung, mit dem Mangel an Nahrung und gewiß auch mit andern noch unbekannten Verhältnissen, denn bisweilen kann man sich's unmöglich erklären, warum sie nur einmal brüten. In den ersten Wochen des Juli ist schließlich die ganze Kleinkinderwirtschaft zu Ende, es müßte denn sein, daß noch ein einzelnes Paar, dem die erste oder zweite Brut verunglückt war, einen letzten Versuch macht.

Eine Zeitlang widmen die Eltern den Kleinen noch ihre Fürsorge. Familienweise sieht man die Jungen mit den Alten auf den abgemähten Wiesen einherschreiten, wo sie neben allerlei anderen Insekten namentlich den Heuschrecken und ihren Larven nachstellen; denn diese bilden eine Lieblingsspeise von groß und klein. Gern wird auch das Familienbad besucht, das der Morgentau gewährt, der auf Gräsern und Kräutern liegt; er durchnäßt das Gefieder unsrer Freunde so vollkommen, wie man sich's nur wünschen kann. Bald vereinigen sich dann die Familien zu ganzen Gesellschaften, und diese endlich bilden bisweilen nach Tausenden zählende Scharen, die auf Wiesen und Krautäckern, in Kirschplantagen, Feldgehölzen und des Abends ins Rohr der Teiche mit sausendem Geräusch und nicht endendem Geschwätz einfallen. Im Juli beginnen die ersten jungen Stare ihr Jugendkleid abzulegen; sie gewähren dann einen höchst drolligen Anblick. Die neuen Federn erscheinen nämlich nicht alle gleichzeitig, sondern gewöhnlich ist das lanzettförmig zugespitzte Gefieder auf Brust und Bauch mit den schönen weißen Tropfen am Ende jeder Feder bereits fertig, während Kopf und Hals noch das weiche, fahlgraue Jugendgefieder tragen; der schöne Metallglanz der Alten ist freilich auch auf der Brust kaum ein wenig angedeutet.

Noch ehe das Jugendkleid völlig abgelegt ist, begeben sich ganze Schwärme von jungen Vögeln auf die Reise nach dem Süden. Gerade die Wanderung der Stare ist es, die Meister Gätke den Satz aufstellen ließ, daß die jungen Sommervögel unabhängig von ihren Eltern und vor ihnen den Herbstzug unternehmen. Bereits Ende Juli erscheinen nach unserm erfahrenen Gewährsmann viele junge, d. h. noch graue oder halbgraue Vögel auf Helgoland oder ziehen in breiter Front über das Eiland dahin; jeden Tag kommen neue Massen, die nach Tausenden und Zehntausenden zählen, und dies währt bis zum Schluß des Monats. Den jungen Vögeln wird — oder wurde — seitens der einheimischen Jäger ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen eifrigst nachgestellt, und so konnte man leicht den Beweis führen, daß sich alte Tiere nie darunter befanden. Diese folgen erst nach einer



Dr. Bethge. *Kiel, Mai 1907.*

Star und Hausspatz an der Tränke.

Pause von sechs bis acht Wochen, etwa von Ende September an, wenn sie die Herbstmauser vollendet haben. Im Oktober steigert sich die Menge der Durchzügler, um sich im November wieder zu vermindern, und gegen Schluß des Jahres endet der Herbstzug mit kleinen Flügen von 40 bis 60 Stück. Soweit die positiven Beobachtungen Gätkes, die überraschend genug sind. Aufgabe der Forschung ist es, sie in allen Einzelheiten zu kontrollieren; denn den Schlüssen Gätkes ohne weiteres zu folgen, das würde niemand weniger fordern, als der erfahrene Meister selbst. Schon heute wissen wir, daß sich in Gemeinschaft der jungen Sommervögel doch recht häufig einige alte, erfahrene Stare zeigen oder auch andere Vögel, die die Reiseroute bereits einmal zurückgelegt haben; auch dürfen die Aufzeichnungen Gätkes keinesfalls so gedeutet werden, als habe mit Ende Juli der Zug der Jungstare sein Ende erreicht. Jedes Jahr bemerken wir noch im August und September unter den Schwärmen alter, schwarzer Vögel zahlreiche Junge, die ihr graues Gewand noch nicht völlig abgelegt haben; später sind sie schwerer von den Alten zu unterscheiden. Sie werden wohl in der Gesell-

schaft reisen, der sie sich im Spätsommer schon angeschlossen haben und in deren Gemeinschaft sie Wiesen und hohe Alleebäume, Weinberge und Parkanlagen besuchen und im Schilf am Teich oder in geschlossenen Waldbeständen nächtigen.

Welch herrlichen Anblick gewährt solch ein nach vielen Tausenden zählender Schwarm fliegender Stare! Wahre Wolkenzüge sind es bisweilen, die fortwährend ihre Form ändern, bald breiter, bald schmäler werden, jetzt sich teilen und dann sich wieder vereinigen. Die wunderbarsten Flugübungen werden abgehalten und mit einer Genauigkeit ausgeführt, als gehorche die ganze riesige Schar dem Kommando eines Generalissimus der Armee: jetzt ein ungeheurer dunkler Wolkenball, der sich um eine Achse dreht, jetzt ein breiter Strom, der sich hebt und senkt und dann eine Kurve beschreibt, so schön, so regelmäßig, als sei sie vorgezeichnet mit Hilfe des Zirkels; jetzt aber läßt sich die Schar pfeilschnell herab auf die hohen Pappeln am Teichrand, mit sausendem Geräusch, daß es tost und braust, als zöge Gewittersturm über das Land. Auch Gätke kann nicht Worte genug finden, uns eine Vorstellung von den ungeheuern, in dichtgedrängter Masse dahinstürmenden, fast endlosen Scharen zu geben, wenn sie der Herbstzug übers Meer führt.

Die meisten unserer Stare mögen bereits in Südeuropa überwintern, in Spanien, Italien, auf der Balkanhalbinsel; manche mögen sogar bis ins nördliche Afrika ziehen, während andere schon im südlichen Frankreich, in der südlichen Schweiz und in Oberitalien das Ziel ihrer Reise erblicken. Unserm Winter sind sie entflohen, aber Gefahren anderer Art warten ihrer. Mit Netzen, Schlingen, Fallen, Flintenschüssen werden sie von den Südeuropäern empfangen, die ja alles in den Mund stecken, was Federn und Flügel trägt, und junge Stare schmecken so übel nicht. Aber sie sind auch nicht frei von Schuld. Trauben, Feigen, Oliven werden von den schwarzen Scharen in arger Weise gebrandschatzt, und wenn schon wir es dem Starenvolk nur schwer verzeihen können, daß es unsre Kirschbäume oft in der rücksichtslosesten Weise plündert, wieviel weniger werden wir es unsern südlichen Nachbarn verdenken dürfen, wenn sie ärgerlich sind über die Plünderungen der Stare, die ihnen den angerichteten Schaden durch Verzehren von Kerbtieren und Würmern während der kurzen Zeit ihres Aufenthalts weit weniger vergüten, als unsern Garten- und Kirschplantagenbesitzern.

Sehr häufig geschieht es, daß kleinere Trupps von Staren sich entschließen, dem rauhen Winter unserer Heimat Trotz zu bieten. Es ist, als könnten sie sich nicht trennen von dem Bretterhäuschen, das Zeuge war ihres stillen Familienglücks. Immer wieder suchen es die Pärchen auf; spielend schlüpfen sie hinein in die dunkle Behausung oder jagen sich umher



Dr. Bethge. *Kiel, Mai 1907.*

Star im Bade.

im Geäst. Das Männchen versucht noch einmal seine pfeifende und schluchzende Strophe oder reicht dem Weibchen ein paar Halme, die dieses in den Kasten trägt; kurz, sie betragen sich genau so, als sollte das Brutgeschäft noch einmal beginnen. Wenn aber dann der Novembersturm rauh durch die Baumwipfel saust und auch das letzte Blatt ein Spiel der Winde wird, so ziehen sich die Stare aus dem Obstgarten oder dem offnen Land zurück an den Waldesrand, besonders gern in ein geschütztes Tal, und so ist es nichts seltenes, daß man auch in den kältesten Monaten, im Dezember und Januar, an solchen Stellen kleineren oder größeren Gesellschaften von Staren begegnet. Bisweilen sind sie ganz munter und schwatzen seelenvergnügt, als könne ihnen Schnee und Kälte nichts anhaben, bisweilen aber machen sie einen gar kläglichen Eindruck: der Hunger hat sie geschwächt. Manchem mag er die Glieder gelähmt haben, daß er flugunfähig eine Beute seiner Feinde ward — man kann ermattete Stare nicht selten mit den Händen greifen — mancher sucht mit dem Schnabel die harte Eiskruste zu durchschlagen, mit der der Rauhfrost die Schneedecke überzogen hat; aber seine

Kraft ist dahin, ohnmächtig sinkt er nieder, noch ein Zucken mit den Flügeln und dann — vorbei, vorbei! Es werden in harten Wintern gar nicht selten tote Stare — auch andere Kleinvögel — gefunden, bei denen das abgestoßene Kleingefieder am Schnabelgrunde deutlich zeigt, wie sie sich abgemüht haben, unter dem hartgefrorenen Schnee irgend etwas Genießbares zu finden. Aber die meisten überstehen doch schließlich die schlimme Zeit, wenn sie auch jetzt aufgeplustert so still beieinandersitzen im Gebüsch, das immer dichter zugedeckt wird von den herabwirbelnden Flocken. Woran sie wohl denken mögen? An die Regenwürmer und Käferlarven vielleicht, die sie, hinter dem Pfluge des Landmanns einherschreitend, in großer Fülle auflasen, oder an den Kirschensegen, den ihnen der Sommer brachte. Was war das doch für eine lustige Zeit, wenn sie mit Kind und Kegel nach der Niederung zogen, wo die süßen Früchte zwei Wochen früher reiften. Dann kehrten sie wieder zurück in ihre eigentliche Heimat; und gingen nach einigen Wochen auch hier die Kirschen ihrem Ende entgegen, so ward noch ein kleiner Beutezug hinauf ins Gebirge unternommen. „Wie gemütlich saß es sich auf den sanften Wollenträgern, den Schafen, die den ganzen Tag auf der grünen Trift weideten; mit unserm Schnabel durchstöberten wir das dichte Vließ und zogen manche wohlschmeckende Zecke aus ihrem verborgenen Winkel. Auch vor den großen Kühen fürchteten wir uns nicht, ohne Scheu setzten wir uns auf ihre breiten Rücken, wo wir den geplagten Tieren Bremsen und Stechfliegen wegfingen. Dann kam der Herbst, und wenn uns auch der Brotkorb etwas höher hing, allerlei Beeren gab es in reicher Fülle, Schnecken und kleines Gewürm bot sich noch hie und da, und selbst die korallenroten Früchte der Ebereschbäume oder Getreidekörner, wie wir sie auf den Stoppelfeldern auflesen konnten, fanden ihre Liebhaber, sobald es nichts Besseres gab." — So mögen die Hungrigen träumend schwelgen in Erinnerung vergangener Zeiten. Sei getrost, du kleine frierende Schar! Noch ein paar Tage oder Wochen, und alle Not hat ein Ende. Schon verheißen die dicken Blattknospen an Baum und Strauch den baldigen Einzug des Frühlings. O selige Zeit! Schwatzend und pfeifend sitzt ihr dann wieder vor euren Häuschen, und wir Menschen sehen mit verklärtem Blick hinauf zu euch, ihr lieben gefiederten Herolde des nahenden Lenzes!

Der große Brachvogel.

Von Hermann Löns.

Im Bruche klingt eine neue Stimme. Bisher hatte der Birkhahn das große Wort; wenn die Nacht noch auf den Wiesen lag, trommelte und blies er schon, und wenn die Sonne hinter den schwarzen Kiefernwäldern verschwand, war er wieder auf seinem Balzplatze, tanzte und sprang und zischte und kollerte. Tot lag das Bruch noch, die Wiesen waren noch fahl und allnächtlich hing der Reif in dem Ried.

Die Silberkätzchen der Weidenbüsche werden zu blankem Golde, an den Gräben schießt das junge Ried empor, die Blütenknospen der Gagelbüsche dehnen sich, der Bach begrünt sich mit Wasserstern. Da klingt das neue Lied über das Bruch.

Ein Flöten ist es, weich und rund, ein Trillern ist es, laut und hell, klingt jauchzend und jubelnd, jammernd und klagend, schwillt an und erlischt, ist hoch oben in der Luft und klingt unten von der Erde, verhallt in wehmütigem Gewimmer und erhebt sich wieder zu gellendem Gejubel.

Ein großer, langflügeliger Vogel schwebt über den fahlen Wiesen, kreist in schönem Bogen, wiegt sich in anmutigem Fluge. Wie Silber blitzt er in der Sonne; nun dreht er sich und leuchtet wie Gold, kommt in den Wolkenschatten und wird zum schwarzen Kreuz und steht auf der Wiese als brauner Pfahl.

Hochbeinig und langhalsig ist er und sein langer Schnabel ist schön gebogen. Stolz blickt er um sich und vorsichtig späht er umher, ob der Habicht nicht um die von gelbem Rohr umsäumten braunen Erlenbüsche heranschwenkt, ob nicht der Fuchs hinter den Gagelbüschen herschleicht oder ein Mensch den Damm entlang kommt.

Dann dreht er den langen Hals, zupft mit dem Schnabel sein rostgelbes, schwarz gestriemtes Rückengefieder, den weißen, braungestreiften Bürzel, die helle, leicht getupfte Flanke. Jäh fährt der Schnabel aus den Federn, aufmerksam äugt der Vogel zum Himmel, wo ein großer Vogel heranrudert, aber beruhigt putzt sich der Brachvogel weiter, denn der Schwarzrock da oben ist der Kolkrabe, ein harmloser Geselle für ihn.

Mit gewichtigem Gange stelzt er durch die feuchte Wiese, bei jedem Tritte bedächtig nickend und mit den dunkelbraunen Augen bald das Moos

durchspähend, bald das Moor und den Himmel überblickend. Der lange Schnabel nimmt die Raupe vom Halme, die Schnecke aus dem Moose, stochert den Käfer unter dem Erlenlaube hervor, pflückt die vorjährige Moorbeere, findet die Eulenpuppe im Torfmoospolster und die Köcherfliegenlarve in der Wasserrinne.

Eine weiße und eine braune Weihe schweben über die Gagelbüsche. Der Brachvogel äugt nach ihnen und jagt beruhigt weiter. Dicht bei ihm wirft sich das balzende Weihenmännchen sausend bis dicht an die Erde und keckert gellend, ohne daß er sich darum kümmert. Aber dann macht er einen langen Hals, wird steif wie ein Stock, erhebt sich mit heiserem Warnruf und steigt eilig in die Luft, schrill flötend.

Ein zweites Flöten von dem Bache her antwortet ihm. Da schwebt sein Weibchen in der Luft und beide kreisen über der Füchsin, die quer über die Wiesen angeschnürt kommt, nach Enteneiern suchend. Gellend pfeifend und schrill flötend, eilig rudernd und dann jäh hinabfahrend stoßen die Brachvögel nach dem Fuchse, heben sich, senken sich, rufen die Krähen herbei, locken die Kibitze heran, melden es der Mooreule und dem Raubwürger, daß der rote Räuber da ist, und die Hetzjagd geht quer über die Wiesen hin. Die Krähen stechen quarrend nach der Füchsin, höhnisch quäkt die Mooreule und rüttelt über dem Schleicher, schrill kichert der Würger und die Kiebitze taumeln quiekend rechts und links neben ihr herum. Mit einem Satze gewinnt die Füchsin die braunen Büsche und es wird wieder still im Bruche von groben und harten Stimmen, und nur das Geschmetter des Baumpiepers und das Gezirpe der Rohrammer herrscht in der Runde.

Hoch oben am blauen, leicht bewölkten Himmel kreisen die beiden großen Vögel und erfüllen das Bruch mit ihrem Geflöte und Getriller. Der Bauer, der an seinen Staugräben arbeitet, die ihm das Winterwasser zuschlämmten, legt die Hand vor die Augen und sieht zu den Vögeln empor und ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt, freut er sich an dem Wechsel der Farben ihres Gefieders, das, je nachdem das Sonnenlicht darauf fällt, silberweiß schimmert und goldig glänzt, und angeregt durch ihr wohllautendes Trillern und ihr süßes Flöten spitzt er die schmalen, zugekniffenen Lippen und pfeift bei der Arbeit leise das Lied vom Brommelbeerbusche vor sich hin, das die Mädchen Sonntags abends singen, wenn sie untergehakt über die Dorfstraße gehen.

Jeden Tag von früh bis spät pfeift und trillert das Brachvogelpaar über dem Bruche. Die Gagelbüsche blühen auf und umsäumen die Wiesen mit rotem Geloder, an den Gräben leuchten die goldnen Kuhblumen, an den Birken funkeln Smaragden, die Krüppelkiefern bekommen goldrote Kerzen und ein satter Geruch von Juchten und Kien geht vor dem lauen Winde her. Die Ringeltauben rufen, die Turteltauben schnurren, abends meckern rund=



Steenhuizen. *Ymuiden, Holland, Mai 190[illegible]*

Großer Brachvogel beim Nest mit eben ausgeschlüpften Jungen.

herum die Heerschnepfen und die Ziegenmelker spinnen und rufen. Aber alle, auch die kreischenden Weihen und die keckernden Mooreulen, des Grünspechtes schallendes Gekicher und des Kolkraben rollenden Ruf übertönt der Brachvögel Liebesgeflöte und Minnegetriller, und mitten in der Nacht noch, wenn nur die Rohrdommel ruft, klingt der Zwiegesang über der mondhellen Weite.

Tief unten im Bruche, wo das Wasser bis in den Juni hinein die Wiesen versauert, wo ungeheure Gageldickungen sich aneinanderschließen und der Erlenbach fußhohen Schlamm abladet, wo die Bauern fast nie und ganz selten die Jäger hinkommen, da kommen die Brachvögel jeden Morgen her, dahin streichen sie jeden Abend, bis daß eines Tages immer nur einer auf die Wiesen kommt und nach Schnecken und Gewürm herumstochert. Da hinten in der Wildnis liegt, von Moor umgeben, von Gagelbüschen umsäumt, eine trockene Stelle, mit Wollgras und Heide bestockt, und mitten darin sitzt auf den vier großen, bräunlichen, dunkelgefleckten Eiern die Henne.

Das Wasser schützt sie vor dem Fuchse und ihr bodenfarbiges Gefieder vor dem Habicht und der Rohrweihe. Und wenn das Flugraubzeug dicht über sie hinschwebt, sie rührt sich nicht, denn hoch genug ragen die Riedhalme, um sie zu verbergen, und die schwarzen Streifen ihres rötlich-gelben Rückens täuschen den scharfen Augen der Räuber trockenes Torfmoos vor, auf dem der Seggenhalme Schatten liegen. Stumm und heimlich kommt zu bestimmten Zeiten das Männchen herangeschwebt, kreist hoch über dem Neste, läßt sich weit davon nieder, hält lange Umschau, schlüpft verstohlen durch das Buschwerk und das Gestrüpp und löst die Henne ab, die sich still von dannen stiehlt und sich erst weit vom Neste in die Luft erhebt. Treulich brütet der Hahn, bis das Weibchen seinen Hunger gestillt und sein Gefieder geordnet hat, und erst, wenn es sich wieder dem Neste naht, schlüpft der Hahn von dannen und geht auf die Würmersuche, immer sorgsam achtend, ob nicht irgend ein Feind sich nahe. Ist das der Fall, so erklingt sein Warnruf quäkend über das Bruch und es erschallt sein Angstpfiff, und fest drückt sich die Henne auf ihr Gelege, bis die Warnrufe verklingen und sie den Kopf wieder erheben darf.

Die bunten Eischalen springen auseinander. Vier graugelbe, braunschwarzgefleckte Junge zirpen unter der Henne herum, ordnen mit dem kurzen, leicht gekrümmten Schnäbelchen das wollige Gefieder und wagen sich in das verfilzte Dickicht von Heidkraut und Wollgras hinein. Ihnen voran schreitet die Alte, leise lockend, und führt die Kleinen von dem Nistorte fort. In dem dichten, mannshohen Gewirre der Gagelbüsche sind die Jungen sicher; das dichte Blattwerk schützt sie vor den spähenden Augen von Rohrweihe und Habicht, Mooreule und Krähe, und das dürre Geäst und das trockene Gras macht es Fuchs und Iltis unmöglich, sich lautlos zu nahen.

Ein Gewimmel von Mücken, Stechfliegen und Gelsen schreckt alle ab, sich in das Dickicht zu wagen, und selbst das Großwiesel meidet sie.

Die Gagelbüsche wachsen jeder für sich und bilden eine Bülte neben der anderen, und zwischen ihnen zieht sich ein Irrgarten schmaler Steige hin, bald offen, bald von Riedgras überhegt, bald trocken und von zartem Mulm erfüllt, bald feucht und morastig und von Torfmoos überwuchert.

Hier wachsen die jungen Brachvögel heran. Reichliches Futter bietet ihnen die heimliche Dickung. Jede Lache wimmelt von Mückenlarven, in allen Torfmoospolstern stecken die feisten Larven der blinden Fliegen und Bremsen und der Morast ist gespickt mit den fetten, lang geschwänzten Maden der Schlammfliegen. Überall huschen Spinnen, kriechen Räupchen, krabbeln Käfer, flattern Motten, und da, wo am Ufer des Erlenbaches die Kalla mit ihren fetten Blättern den mannstiefen Schlamm überzieht, wo gewaltige Dolden ihr krauses Blattwerk über den nassen Boden spreizen, da kriechen die klebrigen Bernsteinschnecken in Menge, da ist jede Lache, jedes Wasseräderchen zwischen den moosigen Wurzeln erfüllt von allerlei schwimmendem und kriechendem, fliegendem und schwirrendem Geschmeiß.

Niemals kommt ein Mensch dahin, und selbst der Jagdaufseher meidet den Ort, seitdem er einmal bis an den Hals in den Moder sank; einzig allein Rohrsänger und Pieper, Zaunkönig und Rohrammer schlüpfen dort herum, und ein alter Rehbock mit hohem, weitem, dunkelbraunem Gehörn und eisgrauem Gesichte nimmt dort Stand und warnt mit dröhnendem Basse, wenn der Wind die Witterung von Mensch oder Hund heranträgt. Ab und zu verirrt sich vom Flusse der Fischotter hierher, aber die Mücken und Gnitten plagen ihn zu sehr und so schleicht er immer schnell wieder von dannen. Selbst im hohen Sommer, wenn die Sonne das ganze Bruch austrocknet, steht hier in der Senkung das Wasser, und so ist immer Ruhe und Frieden hier; auch der Kuhhirt bleibt hier fort, denn dürftig und ungesund ist die Weide und zu gefährlich ist der grundlose Boden für das Vieh.

Oben im Bruche klingen die Sensen zum zweiten Male. An den trockenen Stellen im tiefen Gagelmoore schmückt sich die Moorheide mit rosigen Glöckchen. Die jungen Brachvögel sind flugbar geworden und üben in der ersten Morgenhelle die Schwingen, immer von den Alten umkreist, auf deren Warnruf sie jäh zu Boden schießen und in der Undurchdringlichkeit der Gagelbüsche verschwinden, wo sich das flügge Birkwild verbirgt und der alte Bock schon im zehnten Jahre der Bemühungen des Jägers spottet. Ganz selten nur sehen die Bauern einen der sechs Brachvögel, aber der Jagdaufseher, der in der Mondnacht über die Wiesen kommt, hört sie hoch über sich flöten und locken.

In einer warmen Augustnacht, als er sich zur Frühpürsch rüstet, hört er sie wieder pfeifen. Unaufhörlich pfeift es hoch oben in den Lüften,

Hunderte von Brachvögeln sind es. Von weit und breit haben sie sich mit ihren Jungen zusammengeschlagen, Finnländer, Sibirier, Dänen, Ostpreußen, Pommern, Ostfriesen, Holländer. Als der Jagdhüter im Morgengrauen durch die Feldmark auf der Geest schleicht, um den Feisthirschen aufzupassen,



Flugbilder eines amerikanischen Brachvogels.

die Nacht für Nacht im Buchweizen stehen, pfeift es rings um ihn und verschwindet lockend und pfeifend in der hohen Heide, und in dem unsichtbaren Schwarme ist auch das Brutpaar mit seinen Jungen, das unten im Bruche am Erlenbache brütete.

Die Nächte durch wandern die Schwärme der großen Vögel, tagsüber liegen sie auf freiem Feld, suchen Schnecken und Würmer und geben acht,

daß kein Mensch auf Büchsenschußweite sich nähert. Naht sich ein Mensch oder ein Hund, dann steht der ganze Trupp auf und streicht laut klagend ab und fällt erst wieder ein, wo freies, weites, menschenleeres Feld ihm sichere Rast bietet, und nur, wenn dicker Nebel auf der Flur liegt, fühlen sie sich sicher und lassen den Menschen näher herankommen.

So kommt es, daß sie der Jäger selten erbeutet, wenn es nicht aus dem Schirm auf der Birkhahnbalz oder von der Krähenhütte aus geschieht, denn der große Brachvogel raset auf den Uhu so scharf, wie die Krähe. Auch auf dem Zuge droht ihm wenig Gefahr, da er zu vorsichtig ist und zu hoch fliegt, so daß er von den Massenmördern am Mittelmeere und auf dessen Inseln recht selten erbeutet wird, und selbst in der Winterherberge in Afrika meidet er den Jäger und kommt ihm nur selten schußgerecht. Die Umänderung der Moore zu Weiden und Wiesen, die andere Vögel, zum Beispiele die Heerschnepfe, beeinträchtigt, kommt ihm sehr zustatten, denn er ist ein ausgesprochener Grünlandsmoorvogel, und da auch Hühnerhabicht und Wanderfalke, die einzigen unserer gefiederten Räuber, die dem erwachsenen Brachvogel gefährlich werden können, recht selten geworden sind, so ist für ganz Norddeutschland festgestellt, daß sich dieser stolze Vogel seit zwanzig Jahren bedeutend vermehrt hat, eine Tatsache, die jeden Freund der Tierwelt um so mehr freuen kann, als sie neben der Zunahme des Schwarzspechtes den einzigen Fall darstellt, daß ein großer, schöner und unschädlicher Vogel bei uns häufiger geworden ist.

Bläßhuhn und Rohrhuhn.

Von Martin Braeß.

Willst du den jungen Lenz finden, die ersten Boten, die er vorausgeschickt hat, seinen Einzug zu melden, so folge uns an das Ufer des kleinen Sees, der eingebettet liegt zwischen den dunkeln Schollen des Ackerlandes! Noch ruhen die Blütenschäfchen der Weiden unter den bräunlichen Schuppen; aber der verjüngende Saft ist schon emporgestiegen, daß die schwanken Ruten rotgolden leuchten im Sonnenstrahl. Von den Reisern der Hasel hängen die Kätzchen herab und streuen bei jedem Lufthauch gelblichen Blütenstaub aus in solcher Menge, daß ein wenig davon doch hängen bleibt an den purpurnen Griffeln der winzigen weiblichen Blüten, so sehr sie sich verstecken mögen in lieblicher Scham. Auch aus den Ästchen der Erlen hat die Sonne die weichen Kätzchen hervorgezupft, und wahrhaftig, die alten Pappeln drüben am andern Ufer zeigen auch schon den verheißungsvollen rötlichen Hauch am Umkreis des Astwerks. Auf der Wasserfläche im dunkeln Schatten des Fichtenbestandes ruht noch eine dünne Eisschicht, aber schon morgen kann sie verschwunden sein, denn überall ist sie durchlöchert, ein rechtes Bettlergewand. Und sieh, hier zu unsern Füßen, da sprießt und sproßt es schon im seichten Gewässer, neues Leben in zartem Grün — beglückende Farbe der Hoffnung! Das Schilf läßt zwischen dem abgestorbenen Wust der alten Stengel und Blätter die ersten Spitzchen neugierig hervorschauen; Rohrkolben und Igelkolben treiben ihre knotenlosen Halme; der Wasserhahnenfuß will aus der Tiefe emporsteigen, und auch die länglichrunden Blütenköpfchen der Pestilenzwurz heben sich empor ans Licht; noch ein paar Tage, und sie öffnen die purpurnen Blättchen. Schon hat sich der braune Grasfrosch eingestellt. Zwei oder drei verliebte Pärchen sind's, die hier im seichten Wasser sitzen, nachdem sie wohl eben erst ihr Winterversteck im Schlamm oder unter Laub, Erdschollen u. dergl. verlassen haben. Und dort, zwischen den welken Rohrhalmen und dem abgestorbenen Schilf, das die Winterstürme zusammengetrieben haben in jene schlammige Bucht, da regt sich's auch, das neu erwachte Leben; schwarze Gestalten sind's, Wasservögel, die nach Entenart sich bewegen in dem gelbbraunen Pflanzengewirr. Willkommen auch ihr, Herolde des Frühlings! Ehe

der Kiebitz seine Flugkünste übt über den Wiesen und Äckern am Ufer des Sees, ehe das erste Schwalbenpärchen die Brust wieder eintaucht in den Wasserspiegel, da seid ihr es, ihr dunkeln Gesellen, die uns das Nahen der besseren Zeit verkünden.

Aufs anmutigste beleben die schwarzen Bläßhühner im Vorfrühling unsere Teiche und Seen. Freilich, die Färbung ihres Gefieders ist düster; samtschwarz der Kopf und der Hals, schieferfarben das übrige Federkleid, nur der Schnabel leuchtet blendend weiß bei den Alten und ebenso die Stirnblässe, die fast hinaufreicht zum Scheitel. Auch der gellende Lockton „grö“, der bald einzeln, bald mehrmals hintereinander ausgestoßen wird, daß er weithin schallt über Wasser und Land, hat für uns nichts Verlockendes; aber das ganze Leben und Treiben der geselligen Geschöpfe, besonders ihr inniges Familienleben, bietet so anmutige, liebliche Züge, daß wir zu jeder Jahreszeit immer wieder uns freuen über die muntere Schar, die sich ohne Scheu dem Blick zeigt, fast auf jedem stehenden Gewässer der Heimat.

Weit ist die Reise gewiß nicht gewesen, die unsere zehn oder zwölf Bläßhühner in diesen Tagen zurückgelegt haben; denn gegen Kälte nicht besonders empfindlich, überwintern sie schon in Südfrankreich, auf der Iberischen Halbinsel, in Oberitalien, in Griechenland und auf den Inseln des Mittelmeers. Oftmals harren einige auch aus in den milderen Strichen Österreichs und Ungarns, im Rheinlande und im Elsaß; ja auf manchen Schweizer Seen sind Bläßhühner im Winter eine ganz regelmäßige Erscheinung, und selbst in nördlicheren Gebieten, in Bayern und Sachsen, in Braunschweig, in Westfalen, bei Hamburg, in Schleswig-Holstein, in Dänemark, sogar im südlichen Norwegen hat man in milderen Wintern schon wiederholt ganze Gesellschaften angetroffen, ebenso auch in Belgien, Holland und auf den britischen Inseln. Die Reisenden wandern des Nachts. Kein Frühling vergeht, ohne daß man die hoch in der Luft dahinziehenden Vögel an ihrer Stimme erkennt; es scheinen gewöhnlich nur kleinere Trupps zu sein, die sich zunächst auf einem größeren Teich oder See sammeln, um sich dann auf all die kleinen Gewässer der Umgebung zu verteilen, sobald die Eisdecke geschmolzen ist. Hier verweilen sie nun bis zum Spätherbst, denn von größeren Ausflügen ist unser Bläßhuhn kein Freund; es fliegt höchst ungern nur. Nähert man sich vom Ufer aus einer Gesellschaft, so schwimmen die Tiere nach der freien Mitte der Wasserfläche, wenn sie es nicht vorziehen, sich im nahen Schilf zu verstecken. Hat man sich aber leise in ihre Nähe geschlichen, so fliehen sie hastig, halb laufend, halb fliegend, sobald sie den Beobachter wahrnehmen; aber zu einem wirklichen Flug, der dann immer nahe über dem Wasser dahinführt, kommt es nur selten. Das Wasserlaufen ist für das fliehende Bläßhuhn sehr charakteristisch; es schlägt die Fläche so kräftig mit seinen Lappenfüßen, daß man das



Kiddagshausen b. Braunschweig.

Wasserhühner verlassen das Schilf nach der Mittagsruhe.



H. Meerwarth. *Riddagshausen b. Braunschweig, September 1906.*

Wasserhühner und Rohrhuhn (links oben).

plätschernde Geräusch weithin hört und noch lange Zeit an den ringförmigen Wellen die ganz geradlinige Flucht verfolgen kann. Dabei werden die Flügel seitwärts gehalten und sehr schnell, fast zitternd auf und abbewegt, der Hals aber weit nach vorn gestreckt. Zwingt man endlich die Vögel zum Auffliegen — wenn mehrere Menschen von verschiedenen Stellen des Ufers aus sie beunruhigen, kann man es, namentlich im Frühling, wo das niedrige Schilf noch wenig Schutz bietet, leicht erreichen — so schwingen sie sich mit großer Anstrengung empor, ziehen die anfangs herabhängenden Beine an, durchkreuzen rufend die Luft nach allen Richtungen, lassen sich aber, wenn irgend möglich, nicht abdrängen von der Nähe des Wassers, sondern fallen wieder auf der Mitte des Teiches ein, sobald sie glauben, daß die Gefahr vorüber.

Besseres leistet das Bläßhuhn im Schwimmen. Die langen Zehen an den übermäßig großen, seitlich zusammengedrückten Läufen, stellen mit ihren eingekerbten, dünnen Schwimmlappen ausgezeichnete Ruder dar; dazu ist der ganze Körper mit dem weichen, pelzartigen Kleingefieder der Unterseite

so breit, daß er, leicht wie ein Kork, beim Schwimmen nur wenig einsinkt im Wasser. Auch das Tauchen versteht unser Wasserhuhn vortrefflich, wenn es auch in dieser Kunst nicht so Erstaunliches leistet wie z. B. der Haubentaucher und seine Verwandten. Besonders jetzt im Vorfrühling ist es angewiesen auf diese Fertigkeit; denn seine Nahrungspflanzen, die verschiedenen Laichkrautarten, das Tausendblatt, das Hornblatt und manche andere, zwischen deren Grün sich oft Fisch- und namentlich Froschlaich verbirgt, haben ja die Oberfläche noch nicht erreicht. Mit einem kleinen Sprung taucht der Vogel, den Kopf zuerst, unter den Wasserspiegel, um nach einigen Sekunden schon wieder auf der Fläche zu erscheinen und zwar ungefähr an derselben Stelle, wo er hinabtauchte. Aber auch bei plötzlicher Gefahr, wenn es ihm nicht möglich ist, auf freiem Wasser sich zwischen Schilf und Röhricht zu bergen, sucht er bisweilen sein Heil im feuchten Element, und gewiß mag es auf diese Weise manchem Bläßhuhn gelingen, den Angriff einer Rohrweihe oder eines andern Raubvogels zu vereiteln. Nach den Beobachtungen Naumanns rudert dann der geängstigte Vogel ein gutes Stück unter dem Wasser fort, klammert sich unten an Pflanzenstengeln fest und steckt nur den Schnabel und den Kopf bis zu den Augen aus dem Wasser, so daß er nicht leicht zu bemerken ist.

Auf festem Lande erblickt man das Bläßhuhn ziemlich selten; es steht dann, die Brust erhoben, Hals und Kopf zurückgebogen, wie es bei den hohen, weit hinten eingelenkten Beinen die Wahrung des Gleichgewichts fordert, ruhig da, mit seinen kleinen dunkelroten Augen nach allen Seiten um sich schauend, oder rennt eiligen Laufes in geduckter Haltung nach dem Ufer, um so schnell als möglich das bergende Schilf zu erreichen.

Eigentlich kehren unsere Wasserhühner viel zu früh zurück aus der Winterherberge; denn jetzt Ende März können sie noch nicht daran denken, ein Nest für ihre Brut zu errichten. Selbst im April sind die Spitzen des aufkeimenden Rohres noch so niedrig, daß sie den Vogel, der an Größe einer mittelgroßen Haushenne ungefähr gleichkommt, nicht völlig verbergen. Und so muß unsere Blässe mit dem Fortpflanzungsgeschäft gewöhnlich bis gegen Ende April warten, wenn ihr nicht altes Röhricht die Anlage des Nestes auch schon früher gestattet. Dann mag es vorkommen, daß man schon gegen Mitte April ein volles Gelege findet und Anfang Mai die ausgeschlüpften Jungen; doch das sind Ausnahmen.

Im allgemeinen sind die Bläßhühner friedliche Tiere; nur im Frühling ist Zank und Streit an der Tagesordnung, und wenn auch kein Blut dabei fließt, das Balgen und Beißen, Herumflattern, das Plätschern und Schreien nimmt erst dann ein Ende, wenn die Brutzeit beginnt. Besonders auf einem kleinen Teiche ist es für die einzelnen Pärchen nicht leicht, sich zu behaupten. Neue Ankömmlinge stellen sich ein, und die kleine Wasserfläche



Wasserhühner.

ist bald überfüllt. Da gilt es denn, mit aller Kraft die Eindringlinge zu verjagen und das lauschige Plätzchen zu verteidigen, das zur Aufnahme des Nestes erkoren wurde. Natürlich sind es die Männchen, die am hitzigsten ihr Eigentumsrecht zu wahren suchen, aber auch die Weibchen beteiligen sich nicht selten an der Rauferei.

Es dauert nicht lange, so erhält unsre Bläßhühnerschar noch andre Gesellschaft; das grünfüßige Rohrhühnchen stellt sich ein, ein wirklich allerliebstes Geschöpf. Zwar ist das dunkle Kleid des neuen Ankömmlings, der an Größe selbst unsere kleinste Entenart, die niedliche Krickente, noch nicht erreicht, im ganzen auch einfach gefärbt — olivenbraun Rücken und Flügel, dunkel schiefergrau die Unterseite, Kopf und Hals ziemlich schwarz — aber der leuchtend weiße Streifen an den Tragfedern der Seiten und die weißen Unterschwanzdecken kommen doch hübsch zur Geltung, zumal das Rohr- oder Teichhühnchen meist mit emporgestelztem und etwas ausgebreitetem Schwanze dahinschwimmt. Die Hauptzierde bildet aber auch bei ihm die Stirnblässe, die hier im schönsten Hochrot erglänzt und sich nach vorn in die leuchtend gelb gefärbte Spitze des Schnabels fortsetzt. Der sonderbarste Schmuck jedoch ist eine gleichfalls hochgelb bis zinnoberrot prangende Stelle oberhalb der Ferse; man könnte sie einem bunten Strumpfband vergleichen, das den Abschluß der so eigentümlich lichtgrünen Fußbekleidung bildet.

Der großen Menge ist unser Teichhühnchen, wohl auch recht passend „Rotblässe" genannt, ein unbekannter Vogel, obgleich es sich gerade auf den kleineren Teichen und Tümpeln, die so zahlreich im Lande zerstreut sind, besonders gern einfindet. Kein Wunder, der niedliche Vogel führt ein recht verborgenes Dasein; er versteckt sich in dem dichten Blattwerk von Rohr, Schilf und anderen Wasserpflanzen und verrät sich häufig nur durch den oft wiederholten klangvollen Ruf „kürrk" oder „kurr" (Voigt). Freilich, jetzt im zeitigen Frühling kann auf der freien Fläche des Teiches der kleine gefiederte Schwimmer unserm Auge nicht entgehen. Es ist ein einzelner Vogel, ob Männchen oder Weibchen, kann man nicht unterscheiden. Behend schwimmt das Tierchen umher, so schnell und munter, daß man staunen muß, wie geschickt es seine Füße zu gebrauchen versteht, obgleich die langen Zehen keine Spur von Schwimmhäuten aufweisen; dabei wippt es unaufhörlich mit dem aufgerichteten Schwänzchen und nickt beständig mit dem kleinen Kopf auf dem Sförmig gekrümmten Halse. Jetzt taucht es unter, wahrscheinlich um etwas Genießbares zu erwischen, und erst nach einem Weilchen kommt es an anderer Stelle wieder zum Vorschein; jetzt steuert es dem gegenüberliegenden Ufer zu, und jetzt schiebt es seinen kleinen Körper auf ein Büschel abgestorbenen Schilfes, um auszuruhen und das Gefieder zu putzen und es einzufetten mit dem Öl, das

die Bürzeldrüse in reichlicher Menge bereit hält. Um die Bläßhühner kümmert sich unser einsames Teichhühnchen nicht; es scheint nur an den Gatten zu denken, der vielleicht erst in ein paar Tagen sich einstellt; denn gar oft läßt es sehnsuchtsvoll seinen Lockruf hören, namentlich gegen Abend und während der Nacht. Die Teichhühner wandern ja auch wie die Bläßhühner zu nächtlicher Stunde, einzeln meist oder doch nur in ganz kleiner Gesellschaft; man vernimmt Anfang April ihr helltönendes „Kickickick" bisweilen hoch aus den Lüften. Im Fliegen leisten die Teichhühner nichts Hervorragendes; man möchte eher von einem Flattern reden, so schnell und kurz werden die gestreckten Flügel auf- und abwärts geschlagen, und man staunt, wie es den ungeübten Fliegern möglich ist, den Reiseweg in doch gewiß kurzer Zeit zurückzulegen. Freilich übers Mittelmeer werden wenigstens die bei uns brütenden Rotblässen wohl kaum zu fliegen brauchen; die meisten scheinen gleich den schwarzen Wasserhühnern in Südeuropa zu überwintern, ja einige von ihnen sind bisweilen so kühn, dem weißbärtigen Herrscher des Nordens auch bei uns Trotz zu bieten. So hat man selbst in Jütland noch das niedliche Teichhühnchen während des Winters angetroffen.

Eigentlich scheu sind die Rotblässen nicht, ja sie werden dort, wo man sie unbehelligt läßt, sogar ziemlich zutraulich. Es sind Fälle bekannt, daß sich einzelne den Haushühnern anschlossen und auf dem Hühnerhofe sich mit füttern ließen; doch es sind dies natürlich seltene Ausnahmen. Vorsichtig bleiben sie immer, und wenn sie auch durch vorübergehende Menschen sich kaum stören lassen, so suchen sie doch sofort das bergende Schilf auf, sobald sie sich beobachtet wissen. Werden sie erschreckt, so rennen sie flügelschlagend über die Wasserfläche dahin, erheben sich wohl auch manchmal zu wirklichem Fluge; in der höchsten Angst aber tauchen sie unter, so daß sie spurlos verschwinden. An Pflanzenteilen klammern sie sich dann an und heben nur den Kopf ein wenig über das Wasser. Liebe beobachtete die Teichhühner bei diesem Kunststückchen. Er erzählt: „Sucht man jetzt die Oberfläche des Wassers behutsam mit dem Auge ab, so sieht man . . . das Blatt einer Teichlilie oder Seerose ein wenig gehoben und darunter das Auge des Teichhühnchens, das, ohne sich zu regen, den Blattstiel umfaßt hält und unter dem Schutze des Blattes eben nur einen Teil des Kopfes über den Wasserspiegel erhebt; man kann auch die leise Bewegung des Blattes sehen, wenn das Hühnchen an dem Stiele emporklettert."

Immer heimlicher wird das Leben unserer Bläßhühner im Monat Mai. Schon seit Wochen haben sie sich häuslich eingerichtet im hohen Schilf, das sie unsern Blicken verbirgt. Nur hie und da sieht man in dem dunkeln Wald der Wasserpflanzen eine weiße Stirnblässe aufleuchten oder ein einzelnes Teichhühnchen sich tummeln auf der freien Mitte des Wasserspiegels. Vom



Grünfüßiges Rohrhuhn. Links Nest mit Gelege; rechts brütend.



Zimmermann. *Parsteinsee b. Angermünde, Mai 1906*

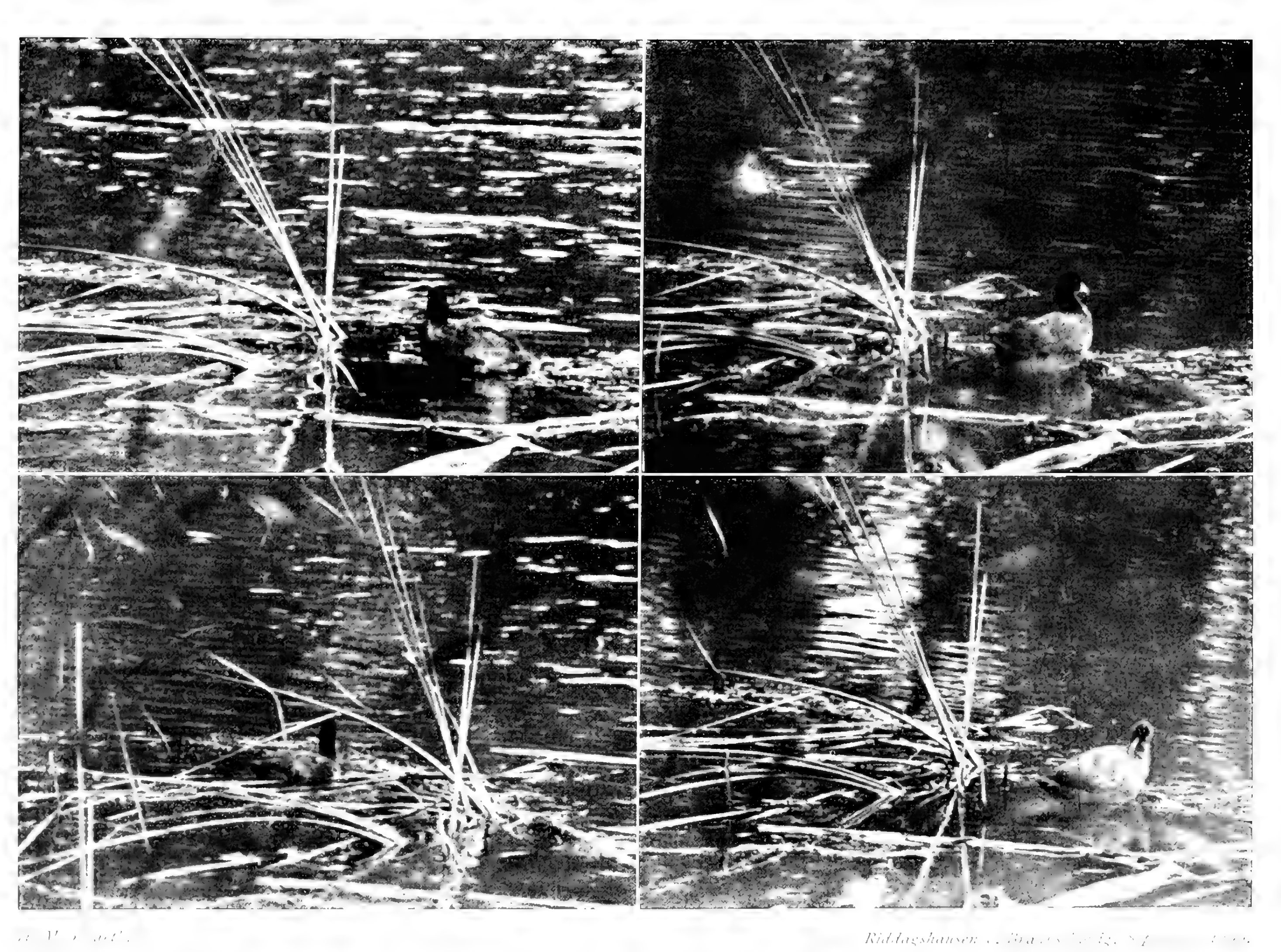
Wasserhuhn. Nest mit noch unvollständigem Gelege.

Ufer aus ist es schwer, die vorsichtigen Tiere bei ihrem Brutgeschäft zu belauschen; von einem Kahn aus, den man behutsam durch das Röhricht zwängt, lassen sie sich aber gut beobachten. Auf einer niedrigen Landzunge, die ziemlich dicht mit den Büschen der großen Ufersegge besetzt ist, zeigt sich, kaum ein paar Fuß vom offnen Wasser entfernt, das niedlichste Bild: ein brütendes Teichhühnchen inmitten der linealförmigen Blätter einer Carex-Staude. Das scharfe Vogelauge hat den Eindringling natürlich längst bemerkt, aber ruhig verharrt der Vogel auf seinem Nest, solange sich auch der Beobachter still verhält, um den anmutigen Anblick möglichst lang zu genießen. Die Blätter in der Mitte des Busches sind niedergetreten und bilden die Grundlage für das Nest, dessen Rand ziemlich sorgfältig aus grünem und abgestorbenem Blattwerk derselben Wasserpflanze gewoben ist. Die flache Mulde wird von dem Körper des brütenden Vogels ausgefüllt; man erkennt deutlich die weißen Tragfedern an den Seiten, den orangefarbenen Schnabel und die leuchtend rote Bläße am Vorderkopfe. Bis auf 5 oder 6 Meter kann man sich der lieb-

lichen Strandidylle nähern; aber nur eine einzige unvorsichtige Bewegung, und ohne einen Laut von sich zu geben, ist das Teichhühnchen im Ufergestrüpp spurlos verschwunden. Jetzt kann man die acht Eier mit Muße betrachten. Ein mattes Rostgelb mit grünlichem Schimmer bildet die Grundfärbung, auf der zahlreiche kastanienbraune Punkte und Flecken ziemlich gleichmäßig verteilt sind. Die Eier zeigen alle eine vollendete Ovalform — nicht kreiselförmig, nicht kugelig. In der Größe mögen sie die Mitte halten zwischen Tauben- und Kiebitzeiern. Es ist nicht zu besorgen, daß der gestörte Vogel nun sein Gelege im Stiche läßt. Das grünfüßige Teichhuhn ist in dieser Beziehung wenig empfindlich; es kehrt stets unverdrossen zurück zu seiner Pflicht, wenn es auch wiederholt verjagt wurde. Selbst ein oder zwei Eier darf man getrost wegnehmen, ohne daß der brütlustige Vogel vergrämt wird. Namentlich wenn die Jungen dem Ausschlüpfen nahe sind, lassen sich die Alten so leicht nicht vertreiben.

Auch noch mehr Nester finden sich im Uferschilf des Teiches. Hier ruht ein solches auf einem schwimmenden Brettchen, das sich eingezwängt hat zwischen zwei oder drei Büschel der Ufersegge; dort ist ein anderes breitblättrigem Rohrkolben anvertraut, und an jener Stelle gewährt ein alter zerbrochener Fischkasten, der halb eingesunken ist im schlammigen Ufer, eine willkommene Unterlage. Recht verschieden sind die Nester gebaut, sorgfältig verflochten oder liederlich zusammengefügt, unförmlich groß und breit, oder klein und zierlich gerundet, bauchig der Napf, eine Halbkugel fast, oder nur eine sanfte Vertiefung. Das Gelege besteht meist aus acht bis zehn Eiern; doch scheinen sich jüngere Pärchen auch mit sechs oder sieben Stück zu begnügen.

Auch den Bläßhühnern kann man jetzt einen Wochenbesuch abstatten. Am Rande jenes Schilfwaldes, ganz vom Wasser umgeben, sind alte Rohrstengel zu einem großen Haufen zusammengetragen; wirr liegen sie durcheinander, am Fortschwimmen nur gehindert durch einige Halme von Binsen und Schilf, die aus dem Wasser ragen. In der Mitte birgt der scheinbar kunstlose, lockere Bau einen hübsch gerundeten Napf, der mit feinerem Material, mit dünnen Halmen und Gras, mit Rohrspitzchen und jungen Schilfblättern ausgekleidet ist, damit die Eier weich und warm liegen und sicher vor Nässe. Das volle Gelege zählt wenigstens sieben bis acht Eier; doch hat man häufig auch weit mehr in einem Neste angetroffen. Zehn bis vierzehn ist keine Seltenheit, ja es sind Fälle bekannt, wo siebzehn, neunzehn, selbst zweiundzwanzig Eier in einem einzigen Neste vereint waren. Natürlich haben dann wenigstens zwei Bläßhühner demselben Neste ihre Pfänder der Liebe anvertraut — war ein Pärchen zu bequem, ein eigenes Heim zu bauen, oder fehlte es an geeigneten Plätzen? Die Eier des Bläßhuhns sind bedeutend größer als die der Rotblässe; sie erreichen die Schwere



Wasserhuhn bei der Mittagsruhe auf einem geknickten Schilfstengel.

von kleinen bis mittelgroßen Hühnereiern und zeigen als Grundfärbung ein ganz lichtes Lehmgelb, bisweilen auch einen grünlichen Anflug; nur sind diese Töne durch eine Unzahl schwarzbrauner Pünktchen getrübt, die die Oberfläche gleichmäßig bedecken.

Niedliche Dinger sind die Kinder unserer Bläßhühner, ein wenig ruppig zwar die haarigen Dunen, aber doch allerliebst, wie sie mit leisem Piepen den Eltern folgen, die sie bekannt machen mit der großen Welt. Alle Wasserstraßen im Rohrwald, an dessen Rand ihre Wiege stand, lernen sie kennen, dann die kleine benachbarte Bucht am Wiesenufer und endlich draußen die freie Fläche des Teichs. Die Jungen sind ganz anders gefärbt als die Alten; sie tragen ein schieferschwarzes Dunenkleid, mit silberweißen Spitzchen besetzt. Das eigentümlichste aber ist die prächtig hochrot gefärbte Umgebung des Auges, das kleine lichtrote Bläßchen auf der Stirn und der blaßrote Schnabel, der in schneeweißer Kuppe endigt. Den jungen Teichhühnchen gleichen sie so sehr, daß sie, aus der Ferne gesehen, kaum von ihnen zu unterscheiden sind; nur ist ihr Körperchen etwas kräftiger, und die Lappen an den Zehen belehren jeden, der ein solches Tierchen in der Hand hat, welcher Familie es angehört.

* * *

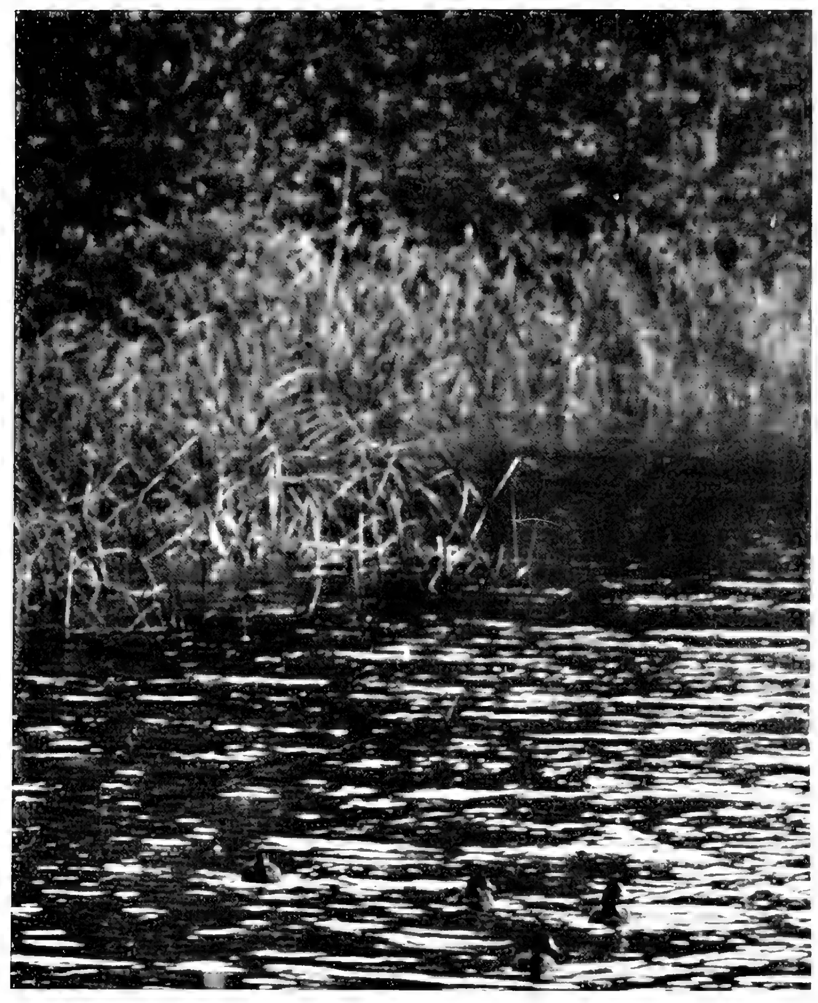
Der Sommer hält seinen Einzug. Jetzt hat das Leben den Höhepunkt erreicht auch am Ufer des Teichs und auf seiner glitzernden Fläche.

Schon von ferne tönt uns das lustige Konzert der unermüdlichen Sumpf- und Drosselrohrsänger entgegen, knarrend, als hätten sie's gelernt vom pausbäckigen Frosch, zwitschernd wie Schwalbengesang, klangvoll wie die Strophe des Gartensängers, piepend und pfeifend, quiekend und quäkend: ein Quodlibet, wie es toller nicht gedacht werden kann. Dazu das Liedchen des Rohrammers, der Grasmücken und Gartenspötter, Baumpiepers Kanariengesang, Zaunkönigs schmetternde Fanfare, des Buchfinken fröhlicher Schlag und das helle Glöckchen der Meisen. Das ist ein lustiges Treiben in Baum und Strauch am bewaldeten Ufer, in Rohr und Schilf und Gestrüpp. Aber auch draußen auf dem Wasserspiegel, welch liebliches Leben! Es ist, als wollten die stolzen Eltern einander die Kinderschar vorführen, die Bläßen und die Teichhühnchen, die Haubentaucher und Rothalstaucher, die Stock- und Tafelenten und die kleine, niedliche Krickente. Am zahlreichsten sind die Bläßhühner vertreten; wenigstens fünf oder sechs Pärchen tummeln sich mit den Kleinen auf der Wasserfläche. Hier zählt die fröhliche Kinderschar sieben, dort acht Köpfe, bei einem Paar kann man sogar elf oder zwölf solch niedlicher Küchlein zählen. Dem Lockruf der Alten „kröw, kröw" antworten die Kleinen mit bereits recht kräftigen Pieptönen. Über

die ersten Tage der Kindheit sind die meisten hinaus; das Rot an der Stirn ist so ziemlich verschwunden, auch der Schnabel hat sich schon schmutzig weiß gefärbt, und ordentliche Federn verdrängen die Dunen. Manchmal entfernt sich ein oder das andere der Jungen ziemlich weit von der Mutter, ja das ganze Häuflein zerstreut sich bisweilen, besonders wenn es sich übt im Untertauchen; dann lockt die ängstliche Alte ihre vorwitzigen Kleinen wieder zusammen, und auch der Vater, der wachsam auf jede Gefahr achtet, hilft ihr die Kinder herbeirufen. Allerliebst ist es zu sehen, wie diese sich noch füttern lassen von ihren Eltern, auch dann noch, wenn sie bereits verstehen, selbst ihre Nahrung unter der Wasserfläche hervorzuholen. Der alte Vogel taucht unter; mit irgend einem Wasserinsekt, einem Wurm, einer kleinen Schlammschnecke oder auch mit etwas Grünem kommt er wieder empor, und dann reicht er den leckeren Bissen einem der bettelnden Schnäbelchen, um sofort wieder zu tauchen — sie wollen ja alle gefüttert sein.

Oder sieh, jene Familie dort in der Nähe des schilfigen Ufers! Die Jungen haben Eischale und Nest wohl erst vor ein paar Tagen verlassen und wagen sich noch nicht recht hinaus auf die freie Fläche des Teiches. Während auch hier der Vater die Familie zu führen und zu bewachen scheint, gibt die Mutter praktischen Unterricht. Unermüdlich macht sie es den Kleinen vor, wie sie hinabzutauchen haben ins feuchte Element. Dabei geht sie ganz systematisch zu Werke, ein Pädagoge könnte lernen von ihr. Anfangs füttert sie die Jungen mit kleinen Insektenlarven unmittelbar aus ihrem Schnabel; jetzt aber legt sie ihnen den lockenden Bissen auf das Wasser, damit sie selbst zugreifen lernen. Und ist dies hinreichend geübt, so zeigt sie den begierigen Blicken der kleinen Schar nur ganz kurz, was Schönes sie aus dem Wasser geholt hat, taucht dann unter, und wer ihr die süße Lockspeise abnehmen will, der muß ihr nun folgen unter den Wasserspiegel. So lernen die Jungen nicht nur tauchen, sondern auch unter dem Wasser fressen — es muß eben alles gelernt werden. Jetzt ist die Lektion zu Ende, die kleinen Lappenfüßchen sind müde; eng schmiegen sich die dunkeln Dunenbällchen an die Mutter, und langsam ziehn sie durchs Rohr, im Dickicht verschwindend.

Auch die grünfüßigen Teichhühner geben ihren Kindern Unterricht. Bald hat sich die muntere Schar um die beiden Alten versammelt, bald folgt die eine Hälfte dem Vater, die andre der Mutter; jetzt eilen alle wieder auf letztere zu, da sie soeben etwas Genießbares im Schnabel hält und mit sanftem „duck, duck“ es ihnen vorlegt. Nun wird ein Wettschwimmen unternommen; mit schnellen Ruderschlägen entfernen sich die Alten, und gleich jagt und stürzt die kleine Schar hinterher. Wie die dünnen Füße das Wasser schlagen und die winzigen Flügelchen zittern — sie möchten ja alle die Belohnung haben, die der Sieger erhält. Auch das Untertauchen



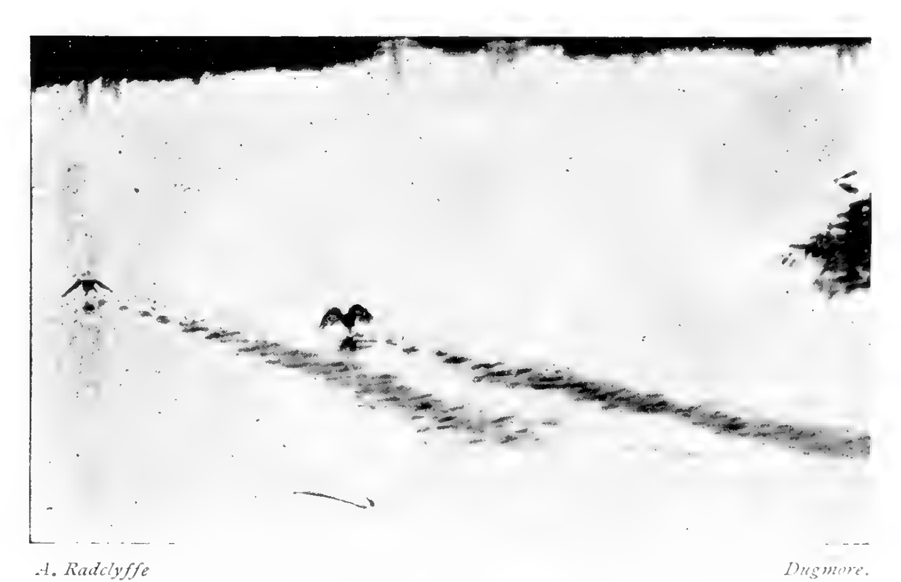
H. Meerwarth. *Riddagshausen b. Braunschweig, September 1906.*

Wasserhühner auf bewegtem Wasser.



A. Radclyffe. *Dugmore.*

Nordamerikanisches Rohrhuhn. Charakteristisches Flugbild.



A. Radclyffe *Dugmore.*

Nordamerikanische Wasserhühner. Charakteristisches Flugbild.

wird geübt, wie bei den Bläßhühnern. So treiben's die munteren Tiere den ganzen Tag, bis die Alte, auf einem niedergetretenen Schilfbüschel sitzend, die ermüdeten Kleinen unter ihre Flügel nimmt, während der Vater Wache hält bei der Familie.

Ein anderes Pärchen führt schon größere Kinder mit sich, bei denen zwischen den dunkeln Dunen bereits überall Fahnenfedern hervorsprossen. Sie müssen nun endlich selbständig werden, denken die Alten und treiben mit heftigen Bewegungen, wohl auch mit leichten Schnabelhieben die bettelnde Schar von sich; nur dem kleinsten, dem Nesthäkchen, reicht die Mutter noch ab und zu einen Bissen. Bald haben ja die Eltern nötigeres zu tun, als sich noch abzugeben mit ihren halberwachsenen Kindern; der Gedanke an eine zweite Brut geht ihnen im Kopfe herum. Nur ab und zu noch widmet der Vater ihnen ein freies Stündchen, wenn er die Mutter nicht ablösen muß beim wieder aufgenommenen Brutgeschäft, bis schließlich nach drei Wochen die glücklichen Eltern mit der zweiten Kinderschar auf dem Wasser erscheinen. Gleich sind auch die älteren Geschwister bei der Hand, die neuen Ankömmlinge freudig zu begrüßen, und nun kann man sich nicht satt sehen, wie ein jedes den Kleinen einen guten Bissen reicht oder, altklugen Kindern gleich, es ihnen vormacht, was sie alles zu lernen haben, Tauchen und Wettschwimmen und flügelschlagend übers Wasser zu laufen.

* *
*

Die Tage sind kürzer geworden. Schon schüttelt der Herbststurm die Bäume, daß das gelbe und braune Laub in tollem Spiel herabwirbelt von den Zweigen. Die Stare haben sich zu großen Gesellschaften zusammengeschlagen und suchen des Abends ihre gemeinschaftlichen Schlafplätze auf im Rohre oder im Wald. Das letzte Schwalbenpärchen jagt über den See, und riesige Schwärme von Raben- und Nebelkrähen ziehen krächzend von Feld zu Feld. Das Rohr am Ufer ist gelb geworden, vielfach geknickt vom rauhen Sturm, dem Vorboten des Winters. Trübe Wolken bedecken den Himmel. Abschiedsstimmung!

Auch unsere Wasserhühner rüsten sich zur Reise nach dem wärmeren Süden, wo nicht, wie in der Heimat, eine Eisdecke auf den Teichen jedes Tauchen nach Nahrung monatelang unmöglich macht. Unruhig schwimmen sie hin und her zwischen dem welken Schilf, einander lockend und warnend. Was sollen sie noch hier in der Heimat! Die Herbstmauser ist beendet, und die Jungen sind herangewachsen, so groß beinahe wie die Alten, daß sie aus der Ferne nicht leicht zu unterscheiden sind. Nur die Stirn und der Schnabel leuchten noch nicht in dem schneeigen Weiß, wie bei den alten Blässen, und die Mitte des Unterkörpers erscheint viel lichter infolge der hellen Säumchen jeder einzelnen

Feder. Auch die jungen Teichhühnchen haben ihr Jugendkleid abgelegt; doch unterscheiden sie sich von den Alten durch die ganz kleine Stirnblässe, die statt des schönen Rot ein schmutziges Grün zeigt — nur an der Spitze beginnt der Schnabel sich gelb zu färben — und durch die lichtere, mehr bräunliche Farbe des Rückens und die weißliche Unterseite. Die hübschen Familienbilder aus der Sommerzeit sucht man vergebens; einzeln oder in kleineren Trupps, wie sie der Zufall zusammenführt, treiben sich die Vögel im Schilf oder auf dem freien Wasser umher, oft mit den Flügeln schlagend und scheinbar ohne Grund, mit plätscherndem Geräusch über die Fläche laufend, als wollten sie sich erheben in die Lüfte. Ein paar Tage vielleicht warten sie noch mit der Abreise; dann aber, wenn der Abend sich senkt über die stille Flur, wenn graue Nebelschleier aufsteigen am Waldesrand, flattern sie empor, höher und höher in die klare Herbstluft — verlassen liegt der Teich. Freilich Besuch bekommt er noch manchmal in den nächsten Wochen und Monaten, Reisende, die aus nördlicheren Gebieten kommen und hier ein Weilchen rasten im schützenden Schilf.

Die Bläßhühner haben ja ein außerordentlich großes Verbreitungsgebiet. Ganz Europa und Asien, mit Ausnahme der nördlichsten Teile, ist ihre Heimat, von Island an bis nach Japan, von den Kapverdischen Inseln durch Nordafrika bis nach den indischen Gewässern; dazu wohnen auch in Amerika, Australien und in dem größten Teile von Afrika noch nah verwandte Arten. Fast dasselbe gilt von dem grünfüßigen Teichhuhn. Es dringt nach Norden vor bis ins mittlere Schweden und bis zu gleicher Breite in Rußland; es ist nachgewiesen im östlichen Sibirien, in China und auf Formosa, ebenso aber auch in Algier und Ägypten.

Man sieht, was ein paar Flügel wert sind, selbst wenn sie nur ungern gebraucht werden, und man staunt über die fast wunderbare Anpassungsfähigkeit eines Vogels, der in Sibirien bis zum Polarkreise brütet, in Island selbst im Dezember beobachtet wurde und doch auch Standvogel ist im Nildelta.

Der Triel.

Von Hermann Löns.

Die weite Fläche zwischen dem Kiefernforste und der Feldmark ist ein ganz trauriges Stück Land. Nur an einer einzigen tiefen Stelle unter dem Sandberge gibt es dort Wasser, sonst ist weit und breit alles dürrer Sand. Der Förster hat versucht, Kiefern darauf hoch zu bringen, aber die meisten hat die Sonne verbrannt oder der Rüsselkäfer umgebracht, und nur einzelne haben es durchgehalten und fristen mühsam ihr Dasein neben einem halben Dutzend krüppliger Birkenbüsche. Hier und da in den Bodenwellen hat ein hohes Sandrohr sich angesiedelt, ein weißblaues Büschelgras bildet dürftige Bülten, schwarze, harte Moospolster und zunderdürre graue Flechtenkrusten bedecken den Boden.

So traurig das Stück Land aber auch ist, ganz ohne Leben ist es nicht und zuzeiten hat es sogar allerlei Blumen. Das Sandveilchen schmückt sich mit lichtblauen Blüten, die Zaunlilie behängt sich mit weißen Sternen, die Sandnelke läßt ihre rosenroten Köpfe glühen, des Katzenpfötchens Trugdolden leuchten von Schwefelgelb bis Orangerot, im Sommer überzieht sich der Quendel mit rötlichem Blau, im Frühherbste sprießt aus den niedrigen Polstern der Sandheide eine Fülle rosiger Kelche. Am schönsten ist es aber um Pfingsten hier, wenn des Besenginsters dunkle Ruten über und über mit goldenen Schmetterlingsblüten prangen.

Dann haben es die Zauneidechsen gut, die zwischen den glitzernden Feuersteinbrocken nach Käfern, Fliegen und Raupen jagen, und die grünen und graubraunen, flinken Sandläufer, die in der Sonne hin- und herschwirren. Auch Sandbienen und Erdwespen tummeln sich dort und düstere Schmetterlinge, und mit Vorliebe jagen über der sonnigen Fläche schimmernde Wasserjungfern. Von größeren Tieren läßt sich nur der Hase hier blicken und nachts zieht das Rotwild über die Sandblöße zu Felde und scheucht die Heidelerche und den Brachpieper auf, die hier in der Sandöde ein ruhiges Leben führen, falls nicht der Sperber oder der Lerchenfalk sie in Angst versetzen. Gerade so, wie es hier ist, öde und dürr, gefällt es den beiden kleinen grauen Vögeln, deren Gefieder genau dem Sande angepaßt ist.

Noch ein anderer Vogel lebt hier auf der Sandheide, auch ein sandfarbiger Vogel, aber er ist viel größer, als die Heidlerche und der Brachpieper, taubengroß und hochbeinig. Zu den Regenpfeifern gehört er, ist mit dem



Steenhuizen. *Wassenaar, Holland, Mai 1906.*

Triel, im Begriff, sich zum Brüten niederzusetzen.

Kiebitz und dem Austerfischer verwandt, aber er ähnelt ihnen nur im Bau, denn sein Gefieder ist lerchenfarbig und seine großen Augen sind gelb wie die einer Eule. Er ist auch ein Dämmerungsvogel, gerade wie die Heidelerche und der Brachpieper, die meistens nur vor Tage und gegen Abend so recht munter sind und sich bei der hellen Sonne still verhalten. Verbirgt sie sich aber am Spätnachmittage hinter den Wolken, dann ruft die Heidelerche ihr „Didli" und der Pieper läßt sein „Griedlichn" hören.

Der dritte im Bunde aber, der Triel, verhält sich immer noch ruhig. Er hat sich zwar schon aus seinem Sandlager erhoben, hat eifrig mit dem



Steenhuizen. *Wassenaar, Holland, Mai 1906.*

Triel, im Begriff, sich zum Brüten niederzusetzen.

starken, gelben, schwarzbespitzten Schnabel sein sandfarbiges Gefieder nach juckenden Gästen abgesucht, auch die schmalen Flügel gespreizt, daß die braunschwarzen Schwingen sich scharf von dem weißen Sande abheben, aber so recht munter ist er noch nicht. Er zieht den weißbäckigen Kopf wieder bis auf die hellgestriemten Schultern, macht die gelben Glotzaugen halb zu und steht steif und stumm auf den kräftigen gelben Stelzen da. Vor ihm trippelt der Brachpieper im Heidkraut umher und sucht nach jungen Heuschrecken, die Heidlerche hat sich aufgeschwungen und dudelt hoch vom Himmel herab ihr Liedchen, langsam hoppelt ein Hase aus den Kiefernkusseln zu Felde.

Plötzlich reißt der Triel die gelben Augen auf und reckt den Hals. Vor ihm raschelte es leise. Da fährt ein winziger grauer Schatten hin und her. Jetzt ist er hinter dem Heidkrautbüschel verschwunden. Mit zwei unhörbaren Schritten seiner langen Beine ist der Triel dort angelangt und mit den Blättern des Sandrohres und dem Sande verschmolzen. Der kleine graue Schatten huscht hinter dem Heidkraute hervor, blitzschnell, aber doch nicht so flink, wie der gelbe Schnabel. Es quiekt und in dem Schnabel hängt, am Nackenfelle gefaßt, eine halbwüchsige Feldmaus und dreht sich und zappelt. Hart wirft sie der Triel gegen den Boden, sein Schnabel stößt einmal, zweimal, dreimal darauf los, da rührt die Maus sich nicht mehr. Noch zwei, drei, vier Schnabelhiebe, und dann verschwindet die Beute in dem weiten Rachen des Vogels.

Der schüttelt sein Gefieder, bauscht es auf, faltet es wieder zusammen, macht einen langen Hals und zieht den Kopf wieder ein. Und dann ruft er laut in den Abend hinein. Ein seltsamer Laut ist es, der Ruf des Trieles, halb dem Flöten des großen Brachvogels ähnlich, aber nicht so voll, nicht so rund und so rein, mehr kreischender Art. „Krählit", klingt es über das Sandfeld, und von weither antwortet es: „Kräh-i, krä-ih", langgezogen und klagend. Neugierig kommt die Nachtschwalbe, die vor dem Forste auf- und abjagte, herangestrichen und rüttelt über der Sandblöße, wo ein fahler Schatten hin- und herstreicht, aber sie findet nichts, denn so wie einer der Triele wieder auf dem Boden steht, ist er verschwunden, als hätte ihn der Sand aufgenommen. Bald hier, bald dort erklingt der kreischende, heisere Lockruf, jetzt auf dem Sandberge, dann in der Flugsandblöße, und nun bei dem Wasserloche im Grunde.

Hinter den fernen Sandbergen verschwindet der letzte Abglanz der Sonne. Vom Forste ertönt das Seufzen der Ohreule, in dem Wasserloche läuten die Feuerkröten, streichende Enten schnattern vorüber. Die Triele jagen. Schnell, wie Trappen, rennen sie über den Sand. Kein Käfer, keine Raupe entgeht den gelben Augen, jeder Stein wird umgedreht, alle Rindenfetzen beiseite gescharrt. Der harte Rüsselkäfer und die weiche Grille, sie wandern ebenso in den Kropf, wie die Bernsteinschnecke am Rande des Tümpels und der Regenwurm, den die derben Füße aus dem verrotteten Schafmist scharren, und der dreihörnige Mistkäfer findet genau so schnell seinen Tod, wie das jährige Taufröschchen, das im feuchten Moose sitzt.

Dann aber, nachdem an dem Tümpel getrunken ist, geht es in wildem Geisterfluge hin und her über den Sand. Hier schwankt ein Schatten, dort irrt ein fahler Wisch, heiser klingt es vom Waldrande her und klagend von der Trift. Dann wieder ist es still; der eine Triel ist in dem Fanggraben verschwunden, den der Förster gegen die Rüsselkäfer anlegte, und er füllt seinen Kropf zum Platzen mit all dem Kleingetier, das zwischen halb-



[- Steenhuizen. *Wassenaar, Holland, Mai 1906.*

Triel brütend.

verhungerten Kröten, Fröschen und Molchen in den Fanglöchern umherkriecht, und auch eine halbwüchsige Eidechse, die dort hineinrutschte, wird totgehackt und hinuntergeschluckt. Der andere aber sucht die Trift ab, wo es in den Kuhfladen von Gewürm lebt und webt, und von dort schwebt er zu der Wiese hin, Schnecken zu suchen, und weiter zum Felde, wo es Raupen und Käfer gibt, bis er wieder auf der Sandblöße anlangt, wo das Weibchen schon längst wieder auf den Eiern sitzt.

Ganz gewaltige Eier sind es, fast so groß, wie kleine Hühnereier, aber anders gefärbt, sandfarbig, leicht grau und braun gestrichelt und

getupft, als säßen Moos und Flechten auf einer Sandscholle. Weil sie wegen ihrer Färbung ganz mit dem Sande verschmelzen, braucht sich das Trielweibchen auch nicht damit zu plagen, sie in einem ordentlichen Neste zu verbergen. Nicht weit von den beiden kümmerlichen Birkenbüschen, wo zwischen den zerstreuten Sandgrasbüscheln allerlei dürres Geäst herumlag, scharrte es die Steine zur Seite, kratzte eine flache Mulde und legte gegen Ende des Monats April die Eier dorthin. Selbst wenn die Birken mit ihren Zweigen das Nest nicht beschatteten, würde kein Raubvogel es finden, so sehr geht die Färbung der Eier und des brütenden Weibchens mit der Umgebung zusammen.

Auch die Jungen, die nach sechzehn Tagen ausschlüpfen, zeigen in ihrem Dunenkleide, daß der Sand ihre Heimat ist. Streicht einmal, was sehr selten der Fall ist, am Spätnachmittage die Kornweihe über die Sandblöße, so ertönt sofort des Männchens warnendes „Bilit“, und aus den gelbgrauen Vögelchen, die hurtig im Grase umherhuschen, werden zwei regungslose Klümpchen, bis, nachdem der Raubvogel längst vorüber ist, der Mutter lockendes „Rick, rick“ sie wieder zum Leben erweckt. Aber den Tag über zeigen sich auch die Kleinen wenig und nur, wenn der Himmel sehr bedeckt ist, führt sie die Alte ab und zu dort, wo die Heide höher und der Ginster länger ist, in sicherer Deckung umher und zeigt ihnen, wie man die Grille aus ihrem Erdloche scharrt und wo die Käfer und Spinnen im Moose zu finden sind. Aber erst, wenn die Dämmerung über der Landschaft liegt, geht das eigentliche Leben für die vier Triele los, und die Blöße, auf der am Tage nur die Grillen fiedeln und die rotflügeligen Heideschrecken schnarren, ertönt dann von dem „Kräh-liet“ der Alten und dem „Krä-ih“ ihrer Brut. Kommt dann die Sonne aber wieder über den Wald, so liegt die ganze Gesellschaft dickgefressen und faul unter den krüppelhaften Kiefern im warmen, weichen Pulversand.

Im September sind die Triele auf einmal fort. Über Nacht zogen sie ab. Auf Sandblößen und kahlen Brachen verschlafen sie die Tage und die Nächte durch wandern sie. Hier und da stößt Gesellschaft zu ihnen und in einem langen, spitzwinkligen Haken geordnet reisen sie weiter. Einige bleiben schon in den warmen Ländern am Mittelmeere, die meisten überfliegen die Flut und verbringen den Winter in Afrika, ihrer alten, ursprünglichen Heimat. Dort, wo es warm und sandig ist, gibt es das ganze Jahr über Triele. Nicht so scheu, wie auf ihren vorgeschobenen Posten in Nordostdeutschland und Holland, haben sie sich dort ganz an den Menschen gewöhnt und verleben auf den flachen Dächern der Häuser den Tag. Des Nachts aber streichen sie herab und treiben sich in den Gärten und Feldern mit den fremden Trielen umher, die den Winter hier verbringen, und die norddeutschen Reisenden, die von den Veranden der Hotels in die mondhellen



Steenhuizen. *Wassenaar, Holland, Mai 1906.*

Triel, eben ausgeschlüpfte Junge.

Gärten schauen, wundern sich über die großen, fahlen Vögel, die mit lautlosem Eulenfluge über die Orangenbüsche schweben und hurtig über die Wege rennen, um Spinnen, Skorpione und Tausendfüße zu vertilgen.

Daß es auch in den Sandgegenden Deutschlands diese sonderbaren Nachtvögel gibt, das wissen selbst diejenigen Reisenden nicht, die zu Hause die Jagd ausüben. Erbeuten sie zur Zugzeit einmal einen Triel, so betrachten sie ihn verwundert und wissen nicht, ob sie es für eine Zwergtrappe halten sollen oder ob es nicht ein ganz fremder, ausländischer Vogel ist, der sich verflog, und höchstens findet sich ein Förster, der den Vogel halbwegs kennt und ihn einen Brachvogel nennt. Aber der Brachvogel hat einen langen krummen Schnabel und keine gelben Augen, und so schickt man die Beute zum Museum und erfährt dort, daß es der Triel, der Dickfuß, der Eulenkopf, der Nachtregenpfeifer und ein deutscher Brutvogel sei, einer von den Vögeln, die, wie die Weidensumpfmeise und die Zwergsumpfhühner, nur den Vogelkennern von Fach bekannt sind.

Der Fischadler.

Von Martin Braeß.

Jahrhunderte kamen und gingen, Geschlechter erstanden — verschwanden; wohin ihre Spur? — Du trotziger Recke im dunkeln Forst, du Zeuge der Vorzeit, noch ungebrochen die Kraft, wie stolz erhebst du dein Haupt, wie reckst du gewaltig die Glieder! Wer ist's, der dir gleicht unter all den Vasallen, die dich umgeben! Vom Fuß bis zum Wipfel ein König, du mächtiger Eichbaum, du Herrscher des Waldes! Wettersturm nahe! wo ist deine Macht? Fest trotzt der Riese und beut dir die Stirn. Zucket ihr Blitze, und trefft ihr den Helden, mit verdoppelter Kraft treibt es und grünt es rings um das zerschmetterte Haupt. Vom Fuß bis zum Wipfel ein König: auch segenspendend und gütig. Mit mächtiger Hand schützest du, wer hilfesuchend dir naht. Tausende wohnen bei dir, und vielen spendest du Nahrung, allen ein wirtliches Dach. Und deine Krone, du König? Von einem König gekrönt, einem König der Lüfte! Oben im kahlen Geäst steht der massige Bau, frei und doch fest. Eben erhebt der Adler die Schwingen, die ihn tragen in sein unermeßliches Reich, das auch du berührst mit deinem ehrwürdigen Haupte. Nicht von den Großen der Größte, der Gewaltigste nicht der Gewaltigen hat dich gekrönt, aber der Edelsten einer des edeln Geschlechts, voll Kraft und voll Stolz; würdig seid ihr euch beide!

Wie er dahinschießt frei durch den Äther, rasenden Flugs! Fern sind die Jagdgründe, nach denen er eilt — fern wohl dem Menschen, nicht ihm, dem Herrscher der Lüfte. Mehrmals am Tag schwebt er über dem See und lauert auf Beute, mehrmals am Tag erscheint er am Horst, die hungrigen Jungen zu ätzen. Ein Fischadler ist's; die Menschen wissen's nicht anders, stets trug die Eiche den Horst. War es der Vater des jetzigen Herrn, der ihn baute, war es ein Ahn noch aus früherer Zeit? Wer könne es sagen! Aber verfallen ist's nicht, das Stammschloß der Väter; von Jahr zu Jahr ist's gewachsen, von Jahr zu Jahr neues Leben: drei Sprößlinge edeln Geblüts unter der schützenden Obhut von Vater und Mutter.

Trockene Zweige bilden den sicheren Unterbau, der von den drei oder vier dürren Aststümpfen des oberen Wipfels getragen wird; nur ein einziger

längst abgestorbener Knorren, mehrfach verzweigt, ragt darüber hinaus, willkommen als Sitzplatz beim Anflug. Stärkere Äste, dann wieder dünnere Reiser, so Lage auf Lage bis hinauf, einen Meter hoch, wenn nicht noch höher. Wirr ist die Außenseite des Reisighaufens; denn Sturm hat's oftmals gegeben in der luftigen Höhe, der manchen Ast herauswuchtete, daß er zu Boden fiel oder nur unsicher noch zwischen den andern haftet, ein



Burt Jones.
Nordamerikanischer Fischadler am Horst mit Jungen.

Spiel der Winde. Einer hat nicht dran gebaut, sondern viele; in jedem Frühjahr gab es zu bessern für die Besitzer gleich nach der Ankunft, oben am Rand und drin in der Mulde, die ausgelegt ward mit schwächeren Ruten, auch grünen Reisern, ein paar Grasbüschel drauf und etwas Baumrinde. In den Fängen schleppten sie geschäftig das Material herbei, versuchten es hier, versuchten es da, zerrten mit dem hakigen Schnabel, ordneten alles

geschickt mit den Klauen und drückten es nieder mit starker Brust. Immer waren beide am Horst beschäftigt, das Männchen und das bedeutend größere Weibchen. Hatten sie ein neues Ästchen beigefügt, so beschauten sie sich's von oben, bald vom vertrockneten Wipfel aus, bald auf und nieder schwebend rings um den Horst und immer schreiend „kai, kai“, halb klagend, halb zärtlich.

Wenn dann der Mai einzog und die Buchen im lichten Frühlingskleide prangten, die Fichten und Tannen Millionen frischgrüner Sprossen trieben, zuletzt auch der uralte Eichbaum sich schmückte mit jungem Laube,



Burt Jones.

Nordamerikanischer Fischadler. Horst am Strand auf dem Boden.

da lag dann immer im alten Stammschloß das erste Ei des stolzen Paares, zu dem sich in kurzer Frist noch zwei gesellten, bisweilen auch drei. Vielleicht sind's die schönsten Raubvogeleier in Form und in Farbe. So ebenmäßig das edle Oval, nicht gestreckt und nicht kurz, und die Färbung so kräftig und lebhaft: fast reinweiß der Grund mit tiefbraunen Flecken und Punkten, oder rotbraun die Zeichnung auf lichtgelber Fläche, bald gleichmäßig verteilt, bald sich zusammendrängend mehr in der Mitte oder an einem der Pole. Drei Wochen saß dann die Gattin brütend im Horst; die Sonne brannte heiß hernieder auf den schutzlosen Vogel, Sturm und



Burt Jones.

Nordamerikanischer Fischadler am Horst mit Jungen.

Wetter zog auf, es ächzte und stöhnte der Eichbaum, der Regen rauschte vom Himmel, vermischt mit prasselnden Schloßen, aber unbeirrt saß der Fischaar, geduldig brütend, und schützte die Eier mit seinem Gefieder. Treu sorgte das Männchen für die einsame Gattin im Forste. Wie ein Punkt taucht es auf, fern an dem Himmelsgewölbe — das scharfe Adlerauge erkennt sofort den Genossen — schon sieht man das glänzende Weiß der Vorderseite im Sonnenlicht blinken. Möwen begleiten ihn flatternd, lüstern und gierig schrein sie nach Beute; was kümmert es ihn? Sicher hält er den Fisch in den gewaltigen Klauen, und die weitausholenden Schläge der Fittiche bringen ihn bald aus dem Bereich der lästigen Schreier. Krähen stürzen sich jetzt ihm entgegen; sie fürchten den stolzen Vogel nicht, der stets es verschmähte, mit dem Schwachen zu kämpfen oder Rache zu nehmen an den schwarzen Gesellen. Voll Würde schwenkt er ab aus der bisherigen Richtung; aber das Raubgesindel sucht ihm den Weg zu verlegen. Da steigt er empor, leicht empor mit der Last, die er trägt; höher und höher zieht er die Kreise, schon schwebt er ruhigen Flugs über der kreischenden Schar, und nun schießt er herab, in Pausen nur ruckweis noch rudernd, nach dem einsamen Horst. Rauschend läßt er sich nieder und reicht dem Weibchen die Beute zum leckeren Mahl, einen Fisch aus dem kühlen Wasser des Sees, weit jenseits des Waldes. Noch einmal streckt er die Flügel, dann legt er sie glatt an den Körper, daß ihre verlängerten Spitzen den Rand des Schwanzes gerade erreichen, und nun hilft er dem Weibchen, das auch noch jetzt sein Brutgeschäft nicht vergißt, beim Verteilen der Beute. Ein- oder zweimal am Tage verließ auch der brütende Vogel den Horst, die Schwingen zu lüften über den Wipfeln des Waldes oder die kühle Luft zu atmen am Ufer des Sees. Dann war das Männchen sofort zur Stelle; es hütete die Eier vor lüsternen Feinden. Meist hockte es still im Horst — vielleicht saß es auch brütend auf dem Gelege — bisweilen erwartete es oben am dürren Astzinken fußend die Rückkehr des Weibchens, oder rufend zog es seine Kreise über dem Nistplatz.

Jetzt liegen die Jungen im Horst, mit graubraunen Dunen spärlich der Rücken bedeckt und weißlich die Unterseite, plump noch und ungeschickt wie alle Raubvogelkinder; wer möchte es glauben, daß sie heranwachsen einst zu den freien Beherrschern des Luftraums! Aber schon brechen die Kiele der Schwungfedern kräftig hervor, auch versuchen's die Kleinen, sich aufzurichten und über den Nestrand zu schauen. Mit unablässigem Eifer schleppen die Eltern Fische herbei; meilenweit in der Runde kennt man das Paar: der Forstmann, der Pächter der Seen, ja selbst die gefiederten Bewohner des Wassers, Enten, Taucher, Wasserhühnchen und alles, was lebt im Schilf und im Röhricht. Viel Köpfe, viel Sinne! Stolz ist der Förster auf die edeln Vögel, die nur sein Revier noch beherbergt, der einzige

Horst weit und breit — wie lange wird's währen? Ein Sturm in der Herbstnacht, krachend bricht er den trocknen Wipfel der Eiche entzwei und vernichtet das stolze Gebäude. Im Frühling umkreisen dann die Vögel wohl noch einmal den Ort, der das Stammschloß der Väter getragen — geborsten, versunken — und weiter rudern die Fittiche, fern in die Welt. Aufatmet der Fischer; sein schlimmster Feind, so denkt er, ist längst nun über die Berge, und mit lächelndem Schmunzeln streicht er im Geist schon das Plus ein, um das der Fischräuber ihn gebracht hat all die Jahre bisher; was kümmert es ihn, daß die Landschaft um eine herrliche Zierde nun ärmer! Und die Enten und Taucher und all das Wassergeflügel? Der Fischadler störte sie nicht; sie wußten genau, daß ihnen kein Leids geschah. Wenn sie ihn sahen in weiter Ferne, dann flatterten wohl einige auf und flogen erschreckt nach dem schützenden Schilfe; sobald sie ihn aber erkannten am weißen Gefieder der Unterseite und an den dunkeln Streifen, die sich vom Kopf nach den Seiten des Halses herabziehn, da war alle Furcht gleich vergessen. Wie oft schon rauschte er über ihnen hinweg blitzschnellen Flugs! Nach Fischen nur blickte sein Auge.

In der Tat, es gibt kaum einen andern Vogel, dessen Speisezettel solche Einförmigkeit aufweist. Fischkost, nichts anderes, und zwar nie tote, nur lebende Fische, höchstens noch Frösche, und diese auch nur im Notfall. Erst spät am Morgen verläßt der edle Fischer den Horst; denn wenn die Nebel noch über den Wassern lagern, kann er die Beute nicht erkennen und vermag nicht, sicher nach ihr zu stoßen. Schnell hat er sein Revier erreicht, den fischreichen Waldsee, über dem er in beträchtlicher Höhe, langsam die Fittiche schwingend, bedächtig dahinschwebt. Doch bald senkt sich sein Flug in schön geschwungner Spirale tiefer und tiefer; die Fischjagd beginnt. In der Höhe von 20 Meter etwa umkreist er den See, ein-, zweimal. Plötzlich hemmt er den Flug; wie ein rüttelnder Falke steht er über dem Fisch, den sein scharfes Auge entdeckt hat. Da, mit vorgestreckten Fängen stürzt er in schiefer Richtung auf das Wasser hernieder; hoch spritzt der Gischt, und klatschend schlagen die Wogen über dem kühnen Taucher zusammen. Aber die Wellenkreise auf dem Wasserspiegel haben das Ufer noch nicht erreicht, da erscheint der gewandte Jäger bereits wieder, einen stattlichen Fisch in den eisernen Klauen. Langsam steigt er empor, mit zitternden Bewegungen sucht er die Wassertropfen von den Flügeln und dem dunkeln Rücken abzuschütteln; dann schreit er voll Lust, froh über den gelungenen Fang. Nach dem Horst geht sein Flug. Bald zeigt sich über den Wipfeln der Fichten der weibliche, weit größere Vogel, der bisher Wache hielt bei der Stammburg. Auch er betreibt den Fang wie der Gatte, das Gewässer zunächst in raschem Flug von der Höhe aus abspähend. Geht der Stoß fehl, so versucht er es wohl noch einmal, streicht aber, wenn's dann



Burt Jones.

Nordamerikanischer Fischadler vom Horst abstreichend.



Burt Jones.

Nordamerikanischer Fischadler. Anflug zum Horst.

noch nicht glückt, ganz sicher nach einem andern Gewässer. Auch Gefahren bringt das Fischerhandwerk mit sich; ein großer Fisch ist oft nur schwer zu bewältigen, und es sind Fälle bekannt, daß stärkere Karpfen und Hechte ihren Angreifer mit in die Tiefe gezogen und ihn ertränkt haben. Denn die nadelspitzen, einen vollen Halbkreis beschreibenden Klauen werden mit solcher Wucht in den Rücken des Fisches geschlagen, daß sie der Jäger meist erst dann freibekommt, wenn er die Beute am felsigen Ufer, im Wipfel eines Baumes oder am Horste zerteilt. Schon wiederholt wurden ältere Fische gefangen, die eingewachsen im Rücken die grimmigen Waffen eines Fischadlers mit sich herumtrugen. Der Fisch war schwerer und stärker gewesen, als der Vogel geglaubt, hatte diesen mit hinabgezogen ins feuchte Element trotz verzweifelter Gegenwehr. Die Wunden heilten allmählich im Rücken des Kaltblüters, stückweis löste sich der verwesende Vogelkörper, eine Beute der Fische; nur die Klauen blieben zurück und zeugten davon, wie auch Tiere tödlich verunglücken.

Mittags wird gewöhnlich die Jagd eingestellt. Männchen und Weibchen halten Siesta im geräumigen Horst oder auf einem hohen Baum in der Nähe. Aber in den frühen Nachmittagsstunden erscheinen die Fischer abwechselnd wieder über den Seen und Teichen. Ist der Fisch, den sie gefangen, nur klein, so wird er sofort verzehrt, während sie größere Beutestücke den Jungen bringen, oft attackiert auf dem Weg nach dem Horst von Reihern, Milanen, Möwen und andern gefiederten Räubern. Ein schönes Bild, wenn der Fischaar auf dem höchsten Wipfel eines Baumes oder auf einer Klippe am Strand sein Opfer verzehrt. Verhältnismäßig klein ist der Vogel, einer der kleinsten Adler, nur wenig größer als ein Bussard; aber die langen Schwingen, die bis 185 Zentimeter klaftern, lassen ihn mächtiger erscheinen; dazu wild und mutig der Blick, kräftig jede Bewegung. Tief fährt die Spitze des krummen Oberschnabels dem Fisch in den feisten Nacken, und nun zerrt der Adler an diesem im Fleisch verankerten Haken heftig und ruckweis mit solcher Macht, daß die stämmigen blaugrauen Fänge kaum zu widerstehen vermögen, bis schließlich das Opfer zerreißt. Auch die verlängerten struppigen Federn am Scheitel, Nacken und Oberhals tragen viel dazu bei, dem Vogel einen wilden, abenteuerlichen Ausdruck zu verleihen, wie dem Indianer sein phantastischer Kopfschmuck.

Bald nachdem die Jungen den Horst verlassen haben, dürfen sie die Eltern auf ihren Jagdzügen begleiten und werden von diesen unterwiesen, wie man der Beute auflauert, sie überfällt und bewältigt. Täglich kehren die Jungen noch zurück zum Horst, wo sie die Nacht verbringen, bis schließlich schon im September die Herbstreise angetreten wird, von der sie zurückkehren, sobald Strom und Bäche vom Eise befreit sind durch „des Frühlings holden, belebenden Blick".

Der Flußadler ist Kosmopolit im eigentlichsten Sinne des Worts. Er bewohnt alle nördlichen Länder der alten und neuen Welt ebenso wie die Küstengebiete des Indischen Ozeans vom Roten Meer an bis nach dem malaiischen Archipel und dem Norden Australiens. In Alaska und den Hudsonsbailändern ist er heimisch, im Süden der Vereinigten Staaten kennt man ihn gleichfalls, aber auch über den größten Teil von Südamerika ist er verbreitet. Zwar hat man mit Recht die amerikanischen Fischadler, ebenso die der australisch-papuanischen Regionen als besondere Subspezies von unserer europäisch-asiatischen Form getrennt, doch ist die Unterscheidung nicht immer leicht; es sind eben nur lokale Varietäten derselben Art, die zum Teil mehr in der Lebensweise als in der äußeren Erscheinung voneinander abweichen. Während in Mitteleuropa im Lauf der letzten fünfzig Jahre die Fischadler infolge fortgesetzter Nachstellung als Brutvögel sehr selten geworden sind — die meisten Horste, aber immerhin nur vereinzelt, finden sich noch auf der Seenplatte, die Norddeutschland von Ostpreußen an bis Mecklenburg durchzieht — gewährt Nordamerika, besonders die ganze Küste des Atlantischen Ozeans von Kanada und Neuschottland bis nach Florida, ja bis tief in den Meerbusen von Mexiko, dem „american osprey“ oder „gray sea eagle“, gewiß auf lange Jahre noch sichere Asyle; ja einige Gegenden beherbergen auf engem Raume Hunderte dieser stolzen Vögel, z. B. die Grafschaft Monmouth in New Jersey. Bald bauen sie ihre Horste auf die Gipfel der höchsten Bäume, bald auf Steinklippen unmittelbar an die Meeresküste, bald tragen sie ganze Wagenladungen von Holz, Zweigen und Seegras auf den bloßen Sand zusammen. An den sonderbarsten Orten hat man schon das Nest des Fischadlers gefunden: auf dem Dach eines verlassenen Hauses, auf dem Rand eines Schornsteins, ja Matrosen entdeckten es einst auf einer im Ozean hin- und herrollenden Boje, wo das scharfe, truthahnartige Pfeifen der jungen Vögel es war, das sie im Nebel warnte vor der Nähe der Klippen. Die meisten Horste beherbergte noch vor kurzem Plum Island, an der Mündung vom Long Island-Sund. Der nur drei Meilen lange Strand trug ungefähr 500 Horste, die Jahr für Jahr bezogen und in jedem Frühling mit frischem Material vergrößert und ausgebessert wurden. Auch an andern Orten wachsen die merkwürdigen Nester nicht selten zu geradezu fabelhafter Höhe und Breite an, so daß einzelne zu berühmten Wahrzeichen der Landschaft geworden sind, allen Bewohnern bekannt. Die sonderbarsten beschreibt Mr. Charles S. Allen; sie standen auf Zedernbäumen, deren Stämme sich etwa 10 Fuß erhoben. Darüber hatten die Vögel die ganze, gleichfalls 10 Fuß hohe Krone des Baumes zu einem ungeheuren Nest verflochten. Aus langen Stöcken und Pfählen hatten sie die Grundlage für den Horst errichtet, eine Plattform von 10 bis 15 Fuß Durchmesser, die selbst über die größten



Burt Jones.

Nordamerikanischer Fischadler. Anflug zum Horst.



Burt Jones.

Nordamerikanischer Fischadler, vom Horst abstreichend.

Zweige der Zeder hervorragte. Hierauf lag nun grobes und feineres Material, höher und höher geschichtet, so daß die ganze Krone des Baums darunter verschwand. Der solide Bau konnte mit Leichtigkeit das Gewicht eines Mannes tragen. Oben eine Masse Sand und viel altes Nistmaterial. Was hatten die Vögel alles zusammengetragen, freilich nicht das Paar, das augenblicklich hier brütete, sondern all die Geschlechter, die im Laufe der



Burt Jones.

Nordamerikanischer Fischadler. Flugspiele.

Zeit Besitzer dieses Adlerhorstes waren! Strandrecht in weitgehendem Sinn hatten die Vögel geübt. Nur einiges sei genannt aus dem interessanten Verzeichnis, das Mr. Allen zusammengestellt hat: Faßdauben, Teile von Rudern und Booten, von ledernen Schwimmjacken, Fischnetze, Seile, Eier vom Hai, Heurechen, alte Besen, Federwedel, Gummischuhe und andere Schuhe, auch eine Schuhbürste und ein Stiefelknecht dazu, ein Paar Hosen,

ein Strohhut, ein Stück von einem Südwester, Fischleinen mit Haken und Senkblei, Zinnkannen, Austerschalen, ein Fruchtkorb, eine Matte, glänzende Steine, gebleichte Rippen von Schafen, Knochen von Katzen, Kuhdünger u. v. a. Auch Federn und Flügel einer Krähe wurden gefunden, die jedenfalls von einem Vogel herrührten, der seinen Tod fand, als er die Eier stehlen wollte. Denn so gutmütig der Fischaar auch ist allem gegenüber, was Schnabel und Federn trägt, mit Nestplünderern versteht er nicht Spaß. Anderseits duldet es der königliche Raubvogel, daß sich kleine Vögel im Schutze der mächtigen Zwingburg ansiedeln und zwar nicht nur auf demselben Baum, sondern sogar in den Spalten seines Horstes. Ein Bild des Friedens, wenn oben auf dem Wall seines Stammschlosses der Fischaar fußt, während unten durch ein Astloch der Kleiber oder die Tannenmeise hineinschlüpft, mit Nahrung im Schnabel für die piependen Jungen, und wenn zugleich die Hohltaube heranfliegt, um nach ihrem Zwillingspärchen zu sehen, das sie in den tieferen Schichten des Raubvogelhorstes großzieht. In manchen Gegenden Amerikas sind es besonders die Purpuratzeln, denen der Fischadler gern ein sicheres Plätzchen in seinem Horst einräumt, wie in Kriegszeiten der Burgherr dem bedrängten Bewohner des Landes; er erlaubt es sogar den vertrauensseligen Vögeln, in lustiger Gesellschaft sein königlich Heim zu umschwärmen. In einem der beschriebenen Horste fand Mr. Allen nicht weniger als fünf Paar Amseln angesiedelt, eine Familie Zaunkönige und „englische Sperlinge“, auch hatten Nachtreiher ihre Nester unter dem Schutze der friedlichen Raubvögel erbaut. Und nicht nur Sicherheit ward ihnen hier, auch die Reste der königlichen Tafel waren manchem von ihnen willkommen. Ein friedliches Baumdorf fleißiger Bewohner, alle beschäftigt, die zahlreichen Kleinen zu füttern!

In höheren Breiten — in Amerika wie in der alten Welt — ist der Fischadler ein ausgesprochener Zugvogel; seine Lebensweise, die ihn so ganz an das Wasser fesselt, zwingt ihn ja dazu, in der rauhen Jahreszeit alle Gegenden zu verlassen, wo der strenge Herr des Nordens mit Schnee und Eis seinen Einzug hält. Er wartet aber das Kommen des Winters nicht ab, sondern begibt sich schon im September auf die Reise; dann sieht man im Binnenland wohl einzelne schweben hoch an der glänzenden Himmelsglocke, weitgespannt die beständig schlagenden Fittiche, fast rechtwinklig am Bug und auslaufend in die langen Schwingen, die an der Spitze zwei oder drei deutlich erkennbare Zwischenräume lassen. Der kurze Schwanz erscheint in der Mitte flach ausgebuchtet, der Kopf weit vorwärts gestreckt. Wo ein fischreiches Wasser winkt, da rastet der Reisende gern, bisweilen mehrere Tage, ja Wochen, oft zu seinem Verderben. Im Frühjahr, meistens sehr pünktlich, wenn die Sonne den Äquator eben erreicht hat, kehrt er zurück ins alte Revier. Südlichere Länder, wie das Gebiet ums Mittelmeer

oder die amerikanischen Südstaaten verläßt der Fischadler auch in der kühleren Jahreszeit nicht, nur streicht er dann auch dort unruhig von einer Gegend zur andern. Seßhaft wird er erst, wenn er den alten Horst wieder ausbessert auf der Eiche im Forst, auf der Kiefer am Strand, auf der Klippe, wo die Brandung sich bricht.

Nach dem preußischen Wildschongesetz von 1904 sind alle Adler zu jagdbaren Vögeln ernannt worden, d. h. nur die Jagdberechtigten dürfen den König der Vögel erlegen; eine Schonzeit wird ihm freilich nicht gewährt. Außerdem ist es allen Fischereiberechtigten gestattet, den Fischadler ohne Anwendung von Schußwaffen zu fangen und zu töten (Preußisches Fischereigesetz). Prämien, welche man aussetzt für Einlieferung seiner Fänge, reizen dazu, die Verfolgung dieses Adlers planmäßig zu betreiben. So zahlten die dem deutschen Fischerverein angeschlossenen Vereine in drei Jahren 86 solcher Prämien! Ist es da ein Wunder, wenn die schönen stolzen Vögel von Jahr zu Jahr seltener auftreten im deutschen Land, ja als Brutvögel in absehbarer Zeit verschwunden sein werden. In Schottland sucht man den Fischadler, von dem man bis vor kurzem nur noch drei brütende Paare kannte, mit allen Mitteln zu erhalten; selbst zu Geldprämien und Ordensmedaillen hat man Zuflucht genommen — sollten wir in Deutschland nicht auch unsere ganze Kraft daran setzen, daß uns wenigstens einige Horste dieser und anderer Adler bewahrt bleiben! — Eine traurige Perspektive, die sich dem Naturfreund eröffnet! Noch ein halbes Jahrhundert: der alte Recke im Forst, er wankt nicht und weicht nicht; aber die Stammburg des edeln Geschlechts, die seinen Wipfel krönte — versunken, vergessen. Kein Adler zieht seine Kreise mehr über dem Wald oder steht rüttelnd über dem Spiegel des Sees; Ruhe haben die Fische im Wasser, feist wird ihr Rücken, und vielleicht bringen sie ihrem Pächter fünfzig Mark mehr ein im Jahre, als früher — vielleicht!

Geld und Geldeswert! Gibt es nicht noch höhere Ideale?

9*

Der Kiebitz.

Von Hermann Löns.

Langsam tritt von den Uferwiesen das Wasser zurück. Am Rande der Überschwemmungsmarke fault das Genist, das das Wasser anspülte, ein Wirrwarr von Stengeln, Halmen, Rohr, Schilf, Binsen, Blütenköpfen, Samenkapseln, Wurzeln, Knollen, untermischt mit Muschelschalen, Schneckenhäusern, Schmetterlingspuppen, Käferflügeln, Fischresten und Falterflügeln. Die Sonne brütet auf den faulenden Rückständen des Sommers und lockt Tausende von großen und kleinen Kerbtieren, Larven und Raupen, die Wellenschlag und Nachtfrost überstanden, hervor, und so wimmelt der ganze Kiesüberzug der Wiese von buntem Leben.

Ein Flug Kiebitze trippelt an dem Genist entlang. Ihre goldgrünen Rückenfedern schimmern in der Märzsonne und ihre roten Schultern funkeln im hellen Lichte. Ab und zu ruft einer klagend „Kiebitt", spreizt die Schwingen und fächert den Stoß, daß die weißen Binden hell aufleuchten, er sträubt den Schopf, macht einen Diener, daß der weiße Nacken aufblitzt, und dann steigt er empor, ruft jauchzend „Kuwitt, kiuwitt, huitt", saust dahin, daß es dumpf „Wutt wutt wutt" klingt, macht einen jähen Bogen nach unten, überschlägt sich nach hinten, jauchzt wieder und taumelt über die Wasserlachen, auf denen nordische Möven sich von den kleinen Wellen schaukeln lassen, und läßt sich auf der fahlen Wiese nieder.

Ein Hund taucht bei dem Gehöfte auf. Langsam kommt er herangebummelt. Er will das Ufer absuchen, ob er nicht wieder, wie gestern, einen guten Knochen findet. Aber schon hat der Kiebitz ihn erspäht. „Pie=wi", erklingt es und noch einmal „pie=wi". Und nun stehen alle die zwanzig Kiebitze, die auf der Reise vom Süden hier rasteten, auf, wie eine schwarzweiße Wolke weht es empor, es teilt sich in schwarzweiße Fetzen, die hin und her flattern, sie sausen in jähem Stoß über die Wiesen, taumeln im Bogen über das Wasser, und mit „Pie=wi" und „Ui=witt", „Kiebitt" und „Huitthuiet" stößt bald dieser, bald jener nach dem Hunde, der sich erst dumm umsieht und dann ärgerlich nach dem Hofe zurücktrollt.



Steenhuizen. *Zandvoort, Holland, Mai 1904.*

Kiebitz beim Nest.

Die ganze Nacht über rufen die Kiebitze in den nassen Wiesen; am Morgen aber sind sie fort. Andere kommen vom Süden und verschwinden wieder nach ihren Brutplätzen in Pommern, Ostpreußen, Ostfriesland, Holstein, wieder andere rücken nach, die in Dänemark und Schweden, England und Norwegen brüten, zwei Paare aber bleiben in der Marsch am Flusse. Das eine richtet sich häuslich auf dem Stück Unland ein, über das der Fluß in jedem Frühling den Sand schiebt. Disteln sprießen dort und starre Binsen und weil das Stück Land hoch liegt, kann der Kiebitz von da aus die Gegend überspähen. Das andere Paar nimmt nach dem Abzugsgraben hin Wohnung, wo allerlei totes Gestrüpp, Schilf und Schaftheu wirr umherliegt und die Krötenbinse dichte Rasen bildet.

Ab und zu taucht noch ein Flug verspäteter Kiebitze hier auf, dessen überzählige Hähne sich mit den beiden Platzhähnen um die Weibchen balgen. Sie liefern sich heiße Schlachten zu Lande und in der Luft, fahren mit gesträubten Hollen fauchend und zischend aufeinander los, steigen empor, stoßen sich mit den Schnäbeln, schlagen sich mit den Fittichen, schreien und quieken dabei, fuchteln mit den Schwingen, daß es heult und brummt, aber die beiden Platzhähne sind wackere Degen und wenn sich auch drei junge Hähne eine Woche lang hier zwischen Fluß und Feld umhertreiben und die Weibchen belästigen, schließlich müssen sie doch weichen und anderswo ihr Glück versuchen, bis auf den einen, der in seiner Liebestollheit nicht acht gab und dem Sperberweibchen zur Beute wurde.

Üppig schießt und sprießt unter der Frühlingssonne alles Gras und Kraut. Die Disteln spreizen ihre Stachelblätter und die Binsen recken ihre spitzen Halme und an der Zeit erscheint es den Kiebitzen zu sein, dafür zu sorgen, daß ihr Geschlecht trotz Wiesel und Iltis, Fuchs und Katze, Habicht und Weihe blühe, wachse und gedeihe. Und trotz des Menschen. Hier haben sie nichts zu fürchten. Der Bauer nimmt ihnen die Eier nicht. Er hat keine Zeit für solche Dummheiten und er weiß auch, daß ihm die Kiebitze die Raupen der Graseulen und die Ackerschnecken wegfangen. Aber an anderen Orten, da läuft hungriges und geldgieriges Menschenvolk in den Wiesen und Mooren herum und nimmt den schönen Vögeln die Eier fort zum Dank dafür, daß sie mit Flug und Stimme das Land beleben und Acker und Wiese von Ungeziefer befreien, und der deutsche Mann von Bildung und Besitz setzt sich hin und schlemmt Kiebitzeier und schimpft dabei über die rohen Italiener, die den Deutschen die Singvögel fortfangen, und er entrüstet sich ungeheuer darüber, daß ein armer Teufel sich einen Hänfling oder einen Stieglitz für den Käfig fängt, um seine Freude an dem Vögelchen zu haben und in seiner engen, dumpfen Mietsklause einmal etwas anderes zu hören, als Straßenlärm und Kindergeschrei.

Die Kiebitze in der Flußwiese brauchen den Menschen nicht zu fürchten. Aber der Sperber macht ihnen Not, denn alle paar Tage kommt er angestrichen und greift, was er kriegen kann, heute den Star, morgen die Wiesenstelze, übermorgen die Rohrammer oder die Lerche. Darum paßt der Kiebitzhahn scharf auf, unterdes die Henne ihre Nestmulde zwischen den Disteln scharrt und mit Wurzeln und Halmen ausfüttert, und wenn er warnt und mit schwankendem Fluge hin und her taumelt, steigt auch die Henne in die Luft und wirbelt mit so unberechenbarem Geflatter über der Wiese, daß das Sperberweibchen nicht daran denkt, sie zu schlagen. Die hellgraue Wiesenweihe, die jeden Morgen und jeden Abend hier auf Mäusejagd fliegt, kümmert sich um die alten Kiebitze gar nicht.

Vier Eier liegen nun in dem Neste zwischen den Disteln, gelblichbraun, wie der Sand, und mit schwarzen Flecken bedeckt, als wüchse Moos auf ihnen. In dem Neste zwischen dem Schachtelhalmgeniste am Graben sind die Eier dunkler, wie der Boden, der dort auch einen tieferen Ton hat. Eifrig brüten die Weibchen und suchen nur dann und wann nach Nahrung. Geht der Bauer durch die Wiesen, so drücken sich die Weibchen platt auf das Nest und die Hähne umfliegen den Mann und locken und rufen kläglich, bis er vorüber ist; dann lassen sie sich auf einer hohen Stelle nieder und suchen erst wieder nach Gewürm, bis er ganz hinten in den Wiesen verschwindet. Ab und zu verirrt sich auch die Katze hierher, aber die Kiebitze setzen ihr dann gleich so zu, daß sie bald nach dem Hofe zurückschleicht, und auch der Wachtelkönig hält es für geraten, den Nestern fernzubleiben, denn sofort setzt es Schnabelstöße und Flügelschläge und eilig kriecht er in das Gras zurück.

In der Mittagszeit, wenn die Sonne ganz heiß scheint, treiben sich die beiden Hähne auf der Sandbank am Ufer herum. Da waten sie bis an die Brust in das Wasser, rennen am feuchten Ufer hin und her, nehmen ein Sandbad, putzen sich und fliegen dann mit weiten Flügelschlägen langsam den Fluß entlang, bis sie sich wieder auf der Wiese niederlassen und eifrig nach Raupen, Schnecken, Würmern und Käfern suchen. So wie sich aber eine Krähe oder Elster zeigt, fahren sie darauf los, stoßen darnach und vollführen einen solchen Lärm, daß das Raubgesindel es aufgibt, nach den Eiern zu suchen und von dannen fliegt.

Bald aber heißt es, noch achtsamer zu sein, denn bei jeder Henne wimmeln jetzt vier kleine, hochbeinige, bunte Wollklümpchen herum, deren Zottelkleidchen es nicht anzusehen ist, daß es sich einmal in das schwarz-weiß-goldgrün-kupferrote Prachtkleid verwandeln wird. Wie die Mäuse huschen sie hinter den Hennen her, rennen bald hochbeinig zwischen den Binsen umher, Käferchen und Räupchen auflesend, bald schlüpfen sie tiefgeduckt durch das Gekräut. Sowie aber der Warnruf der Alten erschallt,



Kiebitz.



Steenhuizen. *Wassenaar, Holland, Mai 1906.*

Kiebitz am Nest. Ein seltenes Gelege von fünf Eiern.

sind sie verschwunden im Gras und Gestrüpp, drücken sie sich zwischen Stengel und Halme, und wie sie da liegen, sehen sie mit ihren langen Schutzdaunen aus, wie verschimmelte Kotballen oder moosbewachsene Erdklumpen.

Immer länger wird das Gras und Sauerampfer, Hahnenfuß und Lichtnelke schmücken es mit bunten Farben. Immer versteckter ist das Leben der beiden Kiebitzfamilien. In dem langen Grase ist so viel Gewürm, daß die Kiebitze sich nicht auf den Sand und den Schlamm des Ufers hinaus zu trauen brauchen; die heißen Stunden verträumen sie im Versteck und erst des Abends stöbern sie am Ufer umher, wo die Jungen, schon fast so groß wie die Alten, zum ersten Male ihre Schwingen erproben. Dem einen bekam das schlecht, denn der Fuchs, der Nachts gern am Ufer entlang schnürt, weil es da immer etwas zu rauben gibt, riß ihn, und von der anderen Familie griff der Waldkauz, der hier laichende Rotfedern fischen wollte, auch ein Junges, das auf der mondbeschienenen Sandbank nach Würmern stocherte.

Im Juli kommen die Mäher und den Kiebitzen wird es zu laut in der Wiese; so ziehen sie über Nacht fort. Ein paar Tage treiben sie sich auf den Kartoffelfeldern umher und suchen Schnecken und Raupen, und dann wandern die einen in die Marsch hinein und die anderen in das Hügelland, wo die Wiesen Nahrung genug bieten, bis es ihnen auch dort nicht mehr gefällt und sie auch der Marsch zustreichen, wo viele Hunderte von Kiebitzen zwischen dem schweren Vieh auf und ab trippeln und dafür sorgen, daß die Graseulenraupen verschwinden.

Aber auch dort wird das Gras geschnitten und so teilen sich die Scharen, wandern nach den Stoppelfeldern und Brachen und halten die Schnecken kurz, verweilen hier eine halbe Woche, dort ein paar Tage, und wo ein feuchtes Feld ihnen Futter bietet, dort bleiben sie, bis die Raupen und Schnecken alle sind und es sie weiter treibt. Die Leute in den Städten, die in den heißen Nächten bei offenen Fenstern schlafen, hören das Rufen der streichenden Kiebitze hoch über den Dächern und fragen sich verwundert, was das für unbekannte Vogelstimmen sind, denn so dünn und so klagend hört es sich an.

Ruhelos streifen die Kiebitze im Lande umher, erscheinen dort, wo sie niemals brüten, auf den Äckern des Hügellandes und in den Vorbergen, ja selbst auf den hochgelegenen Bergweiden lassen sie sich sehen, bleiben aber nur einen Tag und suchen wieder das tiefe Land auf. Je rauher die Luft und je kälter die Nächte werden, um so mehr eilen sie dem Süden zu und nur noch einige verspätete Trupps setzen auf den kahlen Feldern die Suche nach Raupen und Schnecken fort, bis auch ihnen die Nächte zu kalt werden und sie dorthin ziehen, wo der Tisch besser für sie gedeckt ist.

Manchen von ihnen schlägt unterwegs der Habicht oder der Wanderfalke, andere tötet der Schneesturm in den Alpen, viele verschlingt das Meer und unzählige enden in Netzen und Laufdohnen, denn überall stellt ihnen der Mensch nach, weil sie hübsch und nützlich sind. Und so wird der schöne Vogel immer sparsamer im lieben Vaterlande und immer schützt ihn dort, wo man von Vogelschutz so viele schöne Worte macht, noch kein Gesetz, und nach wie vor raubt man ihm die Eier und der deutsche Bildungsphilister läßt sie sich schmecken und bedenkt nicht, daß er schlimmer handelt, als der Mann im welschen Lande, denn der fängt die Vögel, die durch sein Land ziehen, der Deutsche aber nimmt seinen eigenen nützlichen Brutvögeln die Gelege und rottet sie langsam, aber sicher, aus.

Der Purpurreiher.

Von Martin Braeß.

Tief liegt die Erde im Abendfrieden, rund eine Scheibe; auf ihrem Rand der feurige Sonnenball, der den westlichen Himmel eintaucht in glühendes Rot. Es dehnt sich die Ebene, unendlich weit; kein Berg und kein Hügel, kein Tal, keine Schlucht. Langsam zieht die Theiß, „die blonde Theiß“, jetzt ein rosiges Band, ihre gewundene Straße. Baumgruppen begleiten sie; Sümpfe und Tümpel, tote Wasserarme zur Rechten und Linken, ganz verwachsen von Rohr und von Schilf, von Weidengestrüpp und undurchdringlichem Buschwerk, daß nur hier und da ein kleiner Wasserspiegel silbern emporblitzt, hinauf in die Höhe. Draußen dehnt sich die Weide. In Gruppen lagern weiße Rinder mit gewaltigen Hörnern; die Pferdeherde, bewacht vom berittenen Csikos, hat sich gesammelt am Ziehbrunnen, der gewaltigen Arms die langgestreckte, weißleuchtende Csarda überragt, das einzige Haus in der Runde. Stundenweit keine Stadt, kein Dorf, kein Gehöft.

Still zieht der Fischreiher heim zu den Horsten, welche die alten Eichen tragen dort am Rande des Flusses, und auch sein etwas kleinerer Vetter, der Purpurreiher, schwebt in den Lüften, Bewegung suchend beim Abendflug nach der Hitze des Tags, die ihn zurückhielt im hohen Rohrwald am Sumpfe. Polternd erhob er sich aus dem schützenden Dickicht mit ein paar Sprüngen, daß die Enten und Wasserhühner erschreckt auffuhren und klatschend das Weite suchten. Kräftige Flügelschläge schwangen ihn dann hastig empor, und nun schwebt er dahin über dem Wasser und Röhricht, träge rudernd in stiller Luft. Den Hals hat er zurückgelegt, förmlich zusammengefalten, daß das Genick mit den beiden langen Federn, schmalen Bändern von schwarzer Seide vergleichbar, oben auf der Halswurzel ruht, der mächtige Schnabelkiel aber auf der Kehle, die von den silberweißen Enden der Kropffedern umflattert wird, ein herrlicher Schmuck. Die langen Ständer, noch vergrößert durch die zusammengelegten Zehen, hält der fliegende Vogel weit ausgestreckt nach hinten, das Ruder des kleinen Schwanzes zu

unterstützen. Sein scharfes Auge sieht alle Einzelheiten der Landschaft, die geringsten Bewegungen im Schilf — vielleicht ist's der Abendwind, vielleicht ein Genosse, der vorsichtig heranschreitet zum offenen Wasser, um Fische zu fangen zum Abendschmaus — die kleinen Wellen des Wasserspiegels, wenn ein Taucher in der Tiefe verschwindet, die Enten, welche einfallen im Röhricht der seichten Bucht, den Fisch, der emporschnellt, nach den Insekten zu schnappen über dem Wasser, und auch das Dutzend Krähen, das mit heiserem Schrei der untergehenden Sonne entgegenzieht; sein Auge hatte die schwarzen Gesellen schon erspäht, als sie sich aufschwangen aus jener Baumgruppe fern am Horizont, wo sie wahrscheinlich den Horsten der Fischreiher einen Besuch abstatteten, den Inhalt der Eier zu schlürfen oder die Fischreste zu verzehren und die aus dem Neste gefallenen Jungen; es liegt ja so viel Genießbares am Boden, wo Reiher ihre Kolonien gegründet haben.

Jetzt ist das dunkle Raubgesindel dem einsam schwebenden Purpurreiher ganz nahe. Schon stoßen die ersten von oben herab nach dem großen Vogel, der sofort seine Flügelschläge verdoppelt, um den Zudringlichsten zu erreichen mit der gefährlichen Waffe, dem spitzen Schnabel; blitzartig schießt dieser empor. Doch vergebens; geschickt weichen die Krähen dem Bajonettangriff aus, und nun suchen auch ihre Genossen den Reiher von unten her zu bedrängen, daß er hinüberschwankt und herüber; unsicher der flatternde Flug, nicht mehr das gemächliche Streichen von vorhin. Jetzt umschwärmen die häßlich krächzenden Krähen den Purpurreiher von allen Seiten. Ist es Ernst, ist es neckisches Spiel? Kaum kann sich der Große der Übermacht wehren — da, ein gellender Schrei aus den Kehlen der Schwarzen, gemeinsam wie auf Kommando; ein kreischender Ruf des Reihers, und auseinander stiebt sie, die ganze Schar in toller Hast. Sie hatten den kleinen Punkt nicht bemerkt hoch über sich an der Himmelsglocke, wie er seine Kreise zog und dann regungslos stand, ein winziger Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, als sei er angenagelt am blauen Gewölbe; sie hatten es nicht gesehen, wie er senkrecht plötzlich herabschoß, schnell wie der Pfeil von der Sehne, wie er heranwuchs zum gefährlichen Feinde; ein Moment nur, und er war mitten unter ihnen. Aber der Stoß ging fehl. Nach allen Richtungen fliehen sie, zu Tode erschrocken, und reißenden Flugs umkreist der Wanderfalke die kleine vom Röhricht umsäumte Fläche, von neuem lüstern auf Beute. Schon steht er wieder wie festgebannt, frei schwebend im Luftraum. Er hat das Teichhühnchen bemerkt, wie es erschreckt hinabtauchte ins Wasser; er hat die kleine Bewegung am Blatte der Seerose gesehen, und sein scharfes Falkenauge, dem nichts entgeht, erkennt das Köpfchen des geängsteten Tieres, wie es scheu hervorlugt unter dem Blattwerk. Ein neuer Stoß, wie ein Stein herabschmettert von



Purpurreiher, brütend.



Steenhuizen. *Naardermeer, Holland, Juni 1905.*

Purpurreiher. Nest mit Gelege.

der Höhe; mit sicherem Griff hat er die Beute erhascht und trägt sie kreischend auf eine schilffreie Stelle, die blutige Mahlzeit zu halten.

Aber wo steckt unser Purpurreiher, der noch vor wenig Minuten so gemächlich schwebte im Abendglanz? Nur ein klein Vögelchen wüßt' es zu sagen, das an den Schilfstengeln wohlgemut klettert. Sausend war er hinabgefahren in den Wald der Riedgräser und Binsen, daß die Blätter raschelnd aneinanderschlugen und die Halme knickend zerbrachen. Hier sitzt

er nun bewegungslos am morastigen Boden, still, mäuschenstill — der Schreck hat ihm die Glieder gelähmt. Zusammengeknickt sind die Ständer, so daß der fast senkrecht gestreckte, nur ein wenig nach vorn geneigte Körper auf den Fersen und der langen Sohle der Läufe ruht; geradlinig dehnt sich der Hals schräg nach oben, Schnabel und Hals in derselben Richtung. Aalglatt liegt das Gefieder an, selbst der schöne Federschmuck schmiegt sich eng an Kropf und an Hals: ein seltsames Bild! Das ist kein Vogel mehr, kein Tier, ein alter, zugespitzter Pfahl, ein Weidenstumpf, abgehackt, zerstümmelt bis auf den einzigen Ast, der schräg nach oben zeigt, ein abgestorbenes Schilfbüschel ist's, aus dem noch eine Rute emporwächst. Dazu das Aschgrau der Oberseite, das ins Olivenbraun spielt, die lebhafte Rostfarbe des Halses mit den schwarzen Längsfleckchen, der gelbe Schnabel, die schmalen, rostbraunen Bänderstreifen, die den Rücken zieren, in silbergrauen Spitzen endend: dies alles gleicht den vertrockneten Schilf- und Rohrbüscheln der Umgebung so vollkommen, daß unser Reiher wohl gesichert ist, selbst wenn der Räuber wiederkehren und von neuem seine Kreise ziehen sollte hoch in den Lüften, wo seinem Falkengesicht so leicht nichts entgeht, selbst in der Dämmerung nicht.

Doch die Gefahr ist vorüber. Schnell bricht die Nacht herein; schon hebt sich die glühende Scheibe des Vollmonds am östlichen Himmel. Tiefe Stille. Leise nur raschelt der Wind in dem Schilfe — unbeweglich verharrt unser Reiher. Da wird es laut in dem Röhricht; die Schilfsänger stimmen ihr wunderlich Lied an, ein Gewirr von Tönen, ein Schwirren der Luft, ein Singen ohn' Anfang und Ende — doch ohne Zucken verharrt unser Reiher. Silbern glitzert im Mondlicht der Spiegel des Wassers, phantastisch tanzen darauf die schwarzen Schatten der Binsen; kläffend der Schrei einer Eule, und jetzt von fernher der rauhe Paarungsruf der Rohrdommel „ü ü prumb – ü prumb"; wie es weithin schallt durch die Stille des Abends! Das endlich ist das Zeichen für den Reiher, seinen Platz zu verlassen und die gewohnte Schlafstelle aufzusuchen. Mit einem Ruck zieht er den Hals ein, mit einem zweiten richtet er sich empor auf die gestreckten Läufe; jetzt schüttelt er das Gefieder, daß die langen lanzettförmigen Schmuckfedern herumwirbeln, wie die Blätter des Schilfs, wenn der Sturmwind sie peitscht; und nun schreitet er vorsichtig zwischen den hohen Sumpfpflanzen hindurch, geduckt seine Haltung. Noch ein paar Schritte durch Wasser und tiefen Morast, und schon hat er den dichten Schilf- und Rohrbusch erreicht, in dem sein Weibchen geduldig sitzt, brütend auf den vier Eiern im Neste. Ruhig läßt er sich nieder auf die Sohlen des Laufs, wie ein Hund sitzt auf seinen Hinterpfoten; den Hals zieht er ein und den Schnabel senkt er zu Boden. So schläft er im sichern Gestrüpp bis an den

grauenden Morgen, wo der Hunger ihn mahnt an das Frühstück, das das Wasser ihm bietet.

Graulichter Nebel wallt über der Landschaft, vom Morgenwind leise bewegt, der in den Halmen und Schilfblättern raschelt. Da erhebt sich der Reiher vom Lager. Ein paarmal breitet er die Fittiche aus, streckt sie und reckt sie, dann einige Sprünge, und nun schreitet er, hochgehoben die langen Stelzen, hinaus an das Wasser. Wie es wimmelt hier zwischen dem Wurzelgeflecht der alten Weiden von jungen Wasserfröschen und Kaulquappen, ein prächtiger Morgenimbiß! Immer wieder stößt der senkrecht gehaltene Schnabel ins seichte Gewässer, und nie verfehlt er die Beute. Auch andere Purpurreiher stellen sich ein, denn in der Nähe brüten wohl zehn oder zwanzig Pärchen der Art. Es hebt sich der Nebel, und golden übergießt das himmlische Licht Wasser und Röhricht und das schmucke Gefieder der stattlichen Vögel, das erst jetzt im Sonnenstrahl in seiner ganzen Pracht sich entfaltet. Seidenartiger Glanz liegt auf dem tiefschwarzen Scheitel; rostrot leuchten die Seiten des Sförmig getragenen Halses, reinweiß die Kehle, und so warm das dunkle Braunrot der Brust, in tiefe, satte Purpurfarbe spielend bei jeder Bewegung. Aber das schönste sind doch die strahlenförmigen Schmuckfedern am Kropf und am Rücken, die stets zittern, auch beim leisesten Luftzug, und mit zartem silbernen Hauch das Gefieder übergießen: ein prächtiges Farbenspiel. Auch das kleinere Weibchen, das jetzt gleichfalls erscheint, um im seichten Wasser zu fischen, hat ein hübsches Gewand, doch nicht so leuchtend die Farben, mehr rostgelb als rostrot, dazu die flatternden Bänder im Genick viel kleiner und die Schulterfedern in weniger Strahlen gespalten. In größter Hast taucht es die Schnabelspitze ins Wasser und schluckt und schluckt immer von neuem. Das Brutgeschäft darf ja nicht lange unterbrochen werden, damit die warmen Eier nicht auskühlen; die paar Hälmchen, welche die Mutter vor dem Verlassen des Nestes gar sorgsam mit dem Schnabel über das Gelege gebreitet, bieten ja nur einen geringen Schutz. Immer neue Freßlustige fliegen herbei oder treten aus dem Dunkel des Röhrichts; auch ein paar Fischreiher sind unter ihnen, ein paar Rallenreiher, und dort im Schilf klettern munter einige kleine Rohrdommeln umher, die Halme mit den Zehen umspannend, als ob sie's den munteren Schilfsängern abgeguckt hätten. Horch! Lautes Geschrei und Gekreisch! Wer stört die Stille des Morgens? Unser Purpurreiher ist's; futterneidisch auf einen Genossen, der sich in seiner Nähe niedergelassen, war er mit ausgebreiteten Fittichen ihm entgegengesprungen. Zischend aber empfängt ihn der andere, und nun stürzen die beiden Kämpen gesträubten Gefieders gegeneinander, daß die Schnäbel heftig zusammenkrachen. Bald bedecken einige Federn die Wahlstatt, und der schwächere Gegner schlägt sich zurück in die Büsche.

10*

Die Sonne steigt höher am stahlblauen Himmel. Zurück zum Nest ruft die Pflicht. Unversehrt findet das Weibchen den stattlichen Bau in dem durch Sumpf und Morast fast unzugänglichen Rohrbusch. Auf geknickten Schilfstengeln ruht er, nur in geringer Höhe vom Boden. Hundert dünne Halme tragen die Last der zusammengeschleppten Rohrstengel, die zerbrochen und gebogen eine sichere Unterlage bilden. Feineres Schilf, Binsen, Rispen und Gras liegen darauf, locker und kunstlos, eingedrückt in der Mitte zu flacher Mulde, welche die vier Eier zusammenhält. Sie ähneln denen, die unser grauer Fischreiher legt, nur etwas kleiner sind sie, nicht größer als Hühnereier, und bleicher von Farbe, grünlich und matt, ohne Glanz. Erst im Mai hatten die Gatten den breiten, flachen Bau mit vieler Mühe errichtet, obgleich sie schon einen Monat zurück waren von der Reise; aber die Vegetation war damals noch nicht üppig genug, den nötigen Schutz zu gewähren. Heute ist sie herangewachsen, daß die tausend Schilfstengel von allen Seiten das Nest überragen und ihr Blattwerk es auch von der Höhe dem lüsternen Blick der Krähen und Elstern verbirgt. Ende Mai war das Gelege vollzählig, und heute — drei Wochen ist's her, daß die Alte brütet — heute ist das eine der Eier angepickt, eine winzige Öffnung, und vorwitzig schaut ein klein Schnäbelchen daraus hervor. Behutsam hilft die Mutter mit ihrer langen Pinzette ein wenig nach, und bald hat sich das Kleine seiner engen Fesseln befreit. Sorgsam nimmt es die Alte unter den schützenden Flügel; mit angezogenem Hals, den langen Schnabel gesenkt über den Nestrand, so hockt sie am schilfigen Lager.

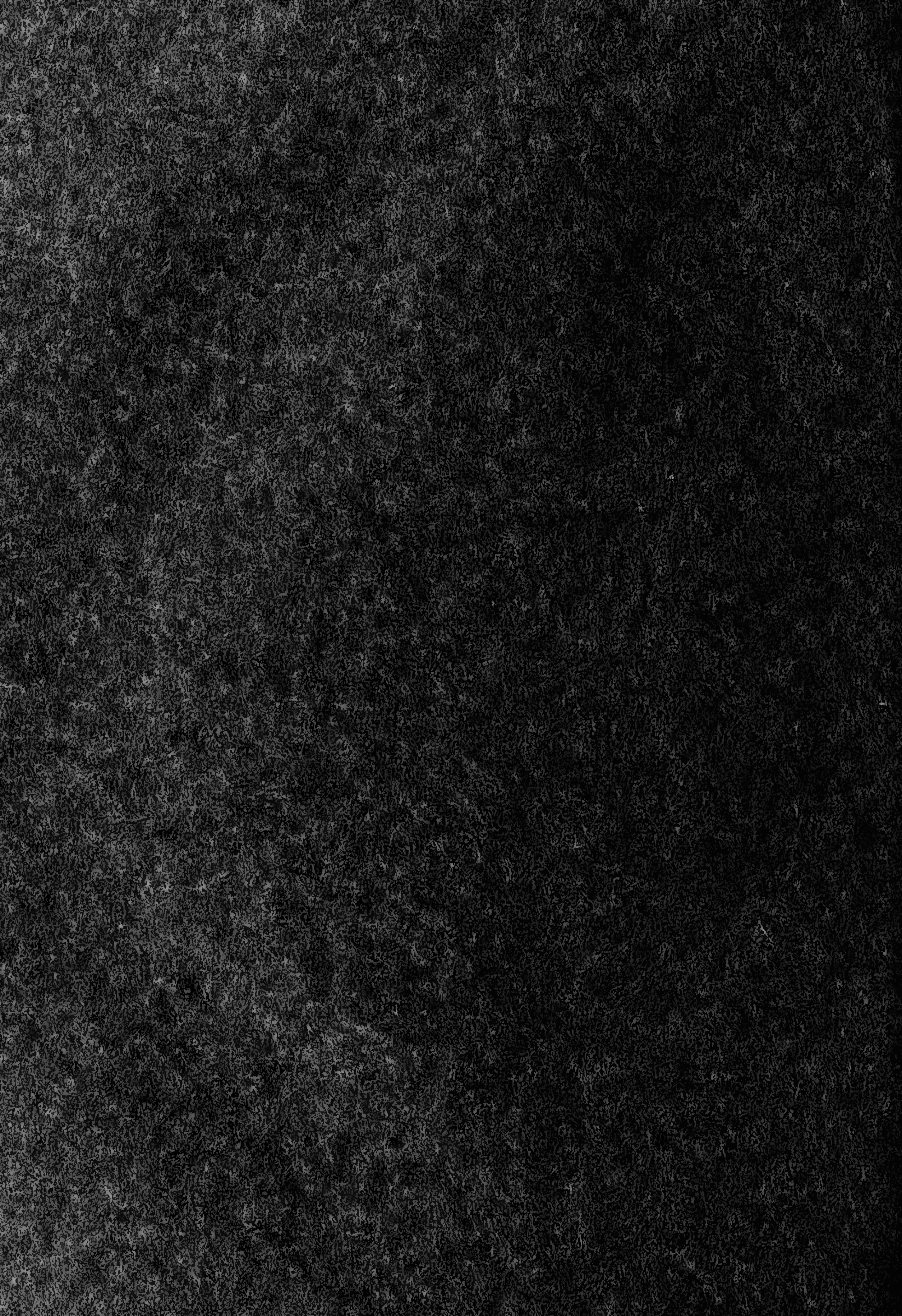
Die Sonne steigt höher, das Vieh auf der Weide birgt sich vor den sengenden Strahlen im Schatten der hohen Akazien am Ziehbrunnen; Rohrammer und Schilfsänger schweigen; am lauschigen Plätzchen sitzt brütend Frau Reiher und — träumt. Da saust es im Röhricht. Mit Futter kehrt das Männchen zurück, die Gattin zu ätzen. Fische sind es, die er im Kehlsack bewahrt und nun auf dem Nestrand ihr bietet. Er kennt die Stelle gar gut, wo sie so leicht zu fangen sind, besonders jetzt in der heißen trockenen Zeit, da der Wasserstand niedrig und alles, was lebt, vereinigt ist auf kleinerem Raum. Auch Wasserinsekten gab's dort und Würmer im Schlamme versteckt, selbst ein Mäuslein wurde erwischt, das im Wurzelgeflecht der alten Weiden herumlief.

Vier Wochen später, heiße vier Wochen! Was gab es doch Arbeit für die sorgenden Eltern! Von dem Wasser zum Nest und wieder zum Wasser, so ging es den ganzen Tag vom Morgengrauen an bis spät in den Abend. Unersättlich sind vier solche Kinder, und die Nachbarn im Rohrbusch an der andern Seite des Sumpfes haben gar fünf hungrige Kleine zu ätzen. Aber wie sie auch herangewachsen sind in diesen vier Wochen! Schon versuchen sie es, sich aufzurichten im Neste; da sieht man es ja, wahrhaftig,



Steenhuizen. *Naardermeer, Holland, Juni 1906.*

Purpurreiher. Alter Vogel auf dem Nest mit Jungen im Röhricht.





Steenhuizen. *Naardermeer, Holland, Juni 1905.*

Purpurreiher. Eben ausgeschlüpfte Junge.

die Mutter haben sie bald an Größe erreicht, und doch lassen sie sich noch immer füttern aus dem Kropf ihrer Eltern. Jetzt wagt schon eins, auf den äußersten Rand des Nestes zu treten und, mit den Fittichen balancierend, den Geschwistern seine Künste zu zeigen. Zwischen dem langen, rotgrauen Flaum des Rückens und den weißlichen Dunen der Unterseite brechen schon einige wirkliche Federn hervor, düster rostgelb und aschgrau. Aber bis

das erste Jugendkleidchen fertig, bis die Genickfedern wenigstens 4—5 Zentimeter lang sind und das lockere Gefieder am Kropf, am Rücken und an den Schultern es bereits ahnen läßt, zu welch prächtigem Schmuck es sich einstmals entwickelt: acht oder zehn Wochen ziehen gewiß noch ins Land, und dann hat die erwachsene Jugend wohl längst es vergessen, wo ihre Wiege einst stand.

Täglich machen die Jungen Fortschritte; jetzt versuchen sie's schon, den kleinen Fisch mit dem Schnabel zu greifen, den ihnen der Vater auf den Nestrand legt, jetzt hüpft eins flatternd auf den Weidenzweig in der Nähe des Horstes, jetzt sitzen alle vier im Erlengebüsch, das sich aus dem Röhricht erhebt, jetzt flattern sie schon von einem Busch zum andern und schauen, wie groß die Welt, und jetzt folgt das Kühnste von ihnen dem Vater, um freilich nach ein paar Flügelschlägen im hohen Schilf zu versinken, aus dem es sich aber glücklich hindurcharbeitet bis zum schlammigen Ufer, wo es belohnt wird mit einem Leckerbissen für seine Heldentat. Noch einmal findet's den Weg zurück ins lauschige Nest, eng schmiegt es sich an die Geschwister, noch einmal sperren sie die Schnäbel den Alten entgegen, die das Abendbrot bringen, noch einmal versucht es die Mutter, so gut es geht, die erwachsenen Kinder unter die Flügel zu nehmen — der letzte Abend im Elternhaus! Der anbrechende Morgen findet die kleine Gesellschaft schon draußen am Wasser. Fische fangen sie und Frösche und Kaulquappen. Gelehrige Schüler! Ein paarmal zeigen's ihnen die Alten, wie es gemacht wird; nur ruhig und ohne Hast, bedächtig und lauernd! Sie haben's begriffen, und bald ist ihre Erziehung vollendet.

Noch ein paar Tage. Schon ist die Jugend gänzlich sich selbst überlassen. Fluggewandt suchen sie jetzt bald diese, bald jene Fischstelle auf; stundenweit entfernen sie sich voneinander und machen Bekanntschaft mit andern ihres Geschlechts. Sie kennen die Eltern nicht mehr, die Eltern nicht sie. Verlassen steht im Schilfbusch der Horst, der sie barg; bald wird es ganz still sein in seiner Umgebung.

Kürzer schon werden die Tage. Die reiche Frucht der Felder ist längst geborgen in Scheuern und mächtigen Feimen; die Trauben warten der Ernte, und die Melonen, die grün und gelb zwischen den Rebstöcken liegen. Da heißt es Abschied nehmen von der Heimat. In schöner Spirale schweben die Reiher empor, jetzt zwei, jetzt sind es vier; noch ein letzter Blick auf Sumpf und auf Röhricht, auf die glitzernde Theiß, und fort streichen sie nach dem Süden, in schräger Linie geordnet die vier Segler der Lüfte, mutig und kühn, nicht achtend der Nacht, die hereinbricht. Wie weit eure Reise? Vielleicht übers Meer hinüber nach Afrika, vielleicht winkt euch schon ein sicheres Asyl im sonnigen Lande der Griechen und Römer, an der Küste Kleinasiens, auf den Inseln im Ägäischen Meer. Ja wenn sie er=

zählen könnten, was sie erlebt auf der Reise! Und ob sie wohl auch zurückkehren werden an den Ort, da sie geboren? Etwas vom Zigeuner der ungarischen Heimat liegt ihnen im Blut. Einmal ins bayrische Donautal streichen, in die Fruchtebenen Schlesiens an den Oderfluß, nach Norddeutschland gar, sich häuslich niederzulassen in den Donauauen bei Wien, oder in Holland zu brüten, wo hundert Wasserarme durch Felder und Wiesen ziehn, das ist ihre Art.

„Sei euch der Gastliche gewogen" allüberall, ihr schönen Vögel des leise rauschenden Rohrwalds in sumpfiger Ebene!

Zaungrasmücke und Gartenspötter.

Von Martin Braeß.

Es gibt so viele liebliche Vogelarten im deutschen Land, die den meisten Menschen unbekannt sind, obgleich sie mit Vorliebe die Nähe von Gärten und menschlichen Wohnstätten aufsuchen. Sie weilen nur kurze Zeit in der nördlichen Heimat, vier oder fünf Monate etwa, so lange nur, bis sie alle Geschäfte, die mit der Fortpflanzung verbunden sind, glücklich besorgt haben; dann sind sie verschwunden auf lange, lange Zeit. Ihr Kleid ist unauffällig, unscheinbar; dazu halten die flinken Vögelchen nicht stand, auch ist das Blattwerk an Baum und Strauch, unter dem die munteren Tiere so schnell dahinhuschen, dem Beobachter außerordentlich hinderlich, will er einen im Gezweig versteckten Vogel belauschen. Wie anders bei den Standvögeln, deren dunkles oder buntes Gefieder sich so prächtig abhebt vom beschneiten Tannenast, von der leeren, schneebedeckten Flur! Und auch die Stimme so mancher kleinen Sommervögel, selbst wenn sie charakteristisch genug ist, daß der Geübte den Vogel daran erkennt, aus dem vollen Konzert läßt sich der einzelne so schwer heraushören. Das ist ja im Wonnemond ein Singen ohne Ende, die ganze Luft ist erfüllt von einem Meer von Tönen, das hin und her wogt, bald anschwillt zu gewaltiger Flut, bald wieder nur sanfte Wellen über seine leicht gekräuselte Oberfläche gleiten läßt, ein Klingen und Schwirren der Luft von tausend und abertausend Tönen: wie schwer ist es, jeden einzelnen Sänger zu bestimmen, jede einzelne Vogelkehle zu nennen!

Zu den Musikanten, die, wenigstens in den Gärten und Parks, ganz wesentlich zu diesem allgemeinen Chorgesang beitragen, gehören in erster Linie jene äußerlich unscheinbaren, aber gar trefflichen Sängerinnen, die den seltsamen Familiennamen „Grasmücke“ führen, in zweiter Linie aber auch der allezeit heitere Gartenspötter, der jener Sippe nahe verwandt ist. Gerade über diese Vögel herrscht aus den angeführten Gründen noch viel Unklarheit bei unserm Volke.

„Grasmücke“ — der Name ist gut gewählt, nur muß man seinen Ursprung verstehen. Gra—smücke ist abzuteilen; gra ist „grau“, smücke aber hängt mit dem mittelhochdeutschen smiegen = „schlüpfen“ zusammen;



R. Paul. Glogau, Juni 1907.

Gartenlaubvogel am Nest mit Jungen.

Grasmücke würde also „Grauschlüpfer" bedeuten, und in der Tat, die kleinen Vögelchen in ihrem vorzugsweise unscheinbar grauen Kleid verstehen es, sich mit wirklich unglaublicher Gewandtheit auch im dichtesten Unterholz, selbst in fast undurchdringlichem Dornengestrüpp hurtig und sicher zu bewegen.

Den Grasmückengesang im allgemeinen zu charakterisieren, ist nicht leicht. Eiligst jagen die Töne einander, daß man ihnen kaum zu folgen vermag; bald werden sie laut und hell vorgetragen, bald ist es nur ein leises, oft etwas rauhes und hartes Gezwitscher. Jetzt sind es fünf oder

sechs Töne, die im buntesten Wechsel immer wiederkehren, jetzt eine große, schwer zu bestimmende Menge, die sich an die vorschriftsmäßigen Intervalle keineswegs bindet, sondern ganz willkürlich abweicht von den Halbtonstufen, ja verquickt zu sein scheint aus Nachbartönen, so daß solchen Gesang kein Musiker wiedergeben kann in seiner Notenschrift. Was allen Grasmücken gemeinsam, das ist ihr Warnungsruf, den sie auch bei der geringsten Beunruhigung hören lassen; er klingt wie ein hartes „teck teck" oder „tschäck tschäck" und gleicht dem Ton, den man mittels kräftigen Aufeinanderschlagens zweier kleiner Kieselsteine hervorbringen kann.

Der Sängerpreis ist — das unterliegt gar keinem Zweifel — unter allen Grasmücken dem Plattmönch zu reichen; an dem schwarzen Köpfchen erkennt man den munteren Vogel sofort. Sein voller Gesang besteht aus zwei ganz deutlich geschiedenen Teilen, einem angenehmen, piano vorgetragenen Vorgesang und einer sich anschließenden flötenartigen, höchst anmutig klingenden Strophe, die in einem solch kräftigen Forte tönt, wie man es der kleinen Sängerkehle kaum zugetraut hätte, lustig und keck — ein frischer Jodler des Älplers. Die Gartengrasmücke trägt unter all ihren Verwandten das längste Lied vor, das aus wunderbar flötenartigen, weichen und doch lauten Tönen besteht, sehr abwechslungsreiche Melodien aufweist und meist ohne jede Unterbrechung in gleichmäßig schnellem Flusse, doch nicht in zu hastigem Tempo, gesungen wird. Sehr ähnlich, aber auffallend kurz, ist das Lied der großen Sperbergrasmücke, die als letzte ihrer Sippe gewöhnlich erst Mitte Mai bei uns einzieht. Bescheidenere Leistungen weist die Dorngrasmücke auf. Ihr Lied zerfällt in einen zwitschernden, leisen Vorgesang, der jedoch oft weggelassen wird, und in eine laute, scharf und rauh klingende Schlußstrophe. Während letzterer sitzt der Vogel auf einem freien Ästchen, so daß man ihn dann leicht an den deutlich braunen — nicht grauen — Flügeln erkennt, oder er steigt nach Art des Baumpiepers auch gern ein paar Meter hoch in die Luft empor, um sich dann wieder auf demselben Platze niederzulassen. Auch der Warnungsruf „oi oi oi . . . ." oder „woid woid woid" ist für die Dorngrasmücke charakteristisch; sie läßt ihn ganz sicher hören, wenn man sich ihrem Brutgebiet nähert.

Endlich die kleinste von allen, ein ebenso fleißiger Sänger, die Zaungrasmücke, was ist sie doch für ein lieber, niedlicher Vogel! Sie bewohnt jeden größeren Garten, wo dichtes Buschwerk ihr Unterschlupf gewährt; aber selbst im kleinsten Vorgärtchen siedelt sie sich nicht selten an, wenn nur ein Stachelbeerstrauch ihr zur Verfügung steht für das leicht gebaute Nestchen, eine Jelängerjelieberlaube, eine Spalierwand am Haus, ein Reisighaufen in einem verborgenen Winkel. In der letzten oder vorletzten Aprilwoche kehrt sie gewöhnlich von der Reise zurück. Das Grau des Köpfchens setzt sich scharf gegen das Weiß der Kehle



Gartenlaubvogel beim Füttern der Jungen.



R. Paul. *Glogau, Mai 1907.*

Zaungrasmücke am Nest mit Jungen.

ab; selbst beim Umherhüpfen des unruhigen Vögelchens kann man's ganz deutlich erkennen. Sein Gesang zerfällt auch in zwei Teile, in ein Piano, das aus einer Reihe unregelmäßiger, zwitschernder, zum Teil etwas rauher Töne besteht, und einem kurzen Forte, in welchem dieselbe Note außerordentlich rasch sechs- bis achtmal angeschlagen wird. Meist hört man nur die zweite Hälfte, weil das Piano unser Ohr nicht erreicht, oder weil es der Vogel überhaupt wegläßt und sich mit dem Forte begnügt. Dieses klingt rauh und klappernd „didlidlidlidlidl" und hat entfernte Ähnlichkeit mit dem Klappern einer kleinen Mühle, wie sie den Kindern als Spielzeug dient, welchem Umstand das Vögelchen, das in Gärten und Anlagen, in lichten Gehölzen, kurz überall zu finden ist, wo sich günstige

Schlupfgelegenheiten bieten, die volkstümlichen Namen „Klappergrasmücke" und „Müllerchen" verdankt.

Liebliche Szenen spielen sich ab im Familienleben des kleinen Vogels. In einer Gartenhecke, nur 1,50 Meter über dem Boden, steht das Nestchen, locker zusammengefügt aus dürren Stengeln, trockenen Grashalmen, feinen Würzelchen u. dergl.; auch Gespinste von Raupen und Spinnen werden gern als Bindemittel verwendet. Der halbkugelige Innenraum ist mit Pferdehaaren, Schweinsborsten und einigen weichen Hälmchen ausgekleidet; er weist so winzige Größenverhältnisse auf — der Durchmesser des oberen Randes beträgt nur 8—9, die Tiefe des Napfes nicht mehr als 5—6 Zentimeter —, daß es kaum zu begreifen ist, wie die fünf, manchmal sogar sechs Geschwister in dem kleinen Raum Platz finden können. Auf dem Nestrand sitzt der alte Vogel — ob es das Männchen ist oder das Weibchen, kann man nicht entscheiden, so ähnlich sind sich beide in ihrer äußeren Erscheinung — er hat einem seiner Kinder ein Räupchen gebracht oder eine Insektenpuppe, und nun sperren auch die andern drei oder vier Schnäbel sich ihm entgegen, daß ihm Angst werden möchte vor dem Riesenappetit seiner Sprößlinge. Aber es dauert nicht lange, so ziehen sich die Köpfchen wieder zurück ins Nest, das verlangende Piepen verstummt, noch ein letzter Blick auf die Kleinen in der luftigen Wiege — es ist alles in Ordnung — und hurtig schlüpft der Alte durch Hecken und Gesträuch, um nach ein paar Augenblicken ein zweites seiner Kinder mit einem Bissen zu beglücken.

Bei Annäherung eines Menschen oder eines Raubtiers sucht das „Müllerchen" durch ein schlaues Manöver den wirklichen oder vermeintlichen Feind von der geliebten Niststelle zu entfernen. Wir haben die Zweige eines Johannisbeerstrauchs auseinandergebogen, in dessen Grün soeben die kleine Zaungrasmücke verschwand. Da ist das Nest mit den fünf piependen Jungen, auf dem Rand der alte Vogel; eine grüngelbe Raupe hält er im Schnabel. Unverwandt schaut uns das Müllerchen an mit seinen großen, seelenvollen Augen. Keine Bewegung, kein Zucken. Auch die Kleinen haben ihr Piepen eingestellt und die Köpfchen mit den breiten, lichtrandigen Schnäbeln zurückgezogen. Gleichsam erstarrt ist das Bildchen, nur die Raupe sucht sich ihrem Besitzer zu entwinden. Plötzlich lösen wir durch eine kleine Bewegung den Bann: das Müllerchen fällt zu Boden, uns vor die Füße, und wie gelähmt hüpft es nun mit halbgeöffneten Flügeln im niedrigen Gras davon, als wollte es unsre Aufmerksamkeit von dem Nest ablenken auf seine eigne hilflose Person. Jetzt liegt es platt auf der Erde, jetzt stolpert es über ein Ästchen; ruckweise schiebt der zuckende Fuß den kleinen Körper vorwärts: ein klägliches Bild des Jammers! Der Unkundige folgt dem taumelnden Vogel, der bestrebt zu sein scheint, möglichst aus der Nähe des Nestes zu kommen; jetzt glaubt man das gebrechliche Wesen fassen zu



Zaungrasmücke beim Füttern der Jungen.

können — da plötzlich ein kräftiger Flügelschlag, und hoch oben im dichtbelaubten Gezweig sitzt unser Müllerchen und schaut triumphierend herab auf den Störenfried, der ganz verblüfft ist von dem seltsamen Manöver. Auch andre Grasmücken, ferner der Fitislaubvogel, der Kiebitz, das Rebhuhn wenden in ähnlichen Fällen denselben Kniff an. Intellekt oder Instinkt? so fragt man sich unwillkürlich. Es scheint sich um eine Art Hypnotismus zu handeln. Der Schreck der fremden Erscheinung raubt dem geängsteten Vogel die Besinnung, „er wirft sich ihm auf die Nerven", daß er nicht mehr Herr seiner Bewegungen ist, sondern wie gelähmt hin und her taumelt, bis endlich die Angst sich mildert, die Lähmungserscheinungen schwinden, Nerven und Muskeln dem Willen des Tieres wieder gehorchen. Solch schlaues Manöver absichtlich, mit vollem Bewußtsein in Szene gesetzt zu haben, das darf man dem Tierchen denn doch nicht zutrauen, soweit man auch entfernt sein mag, seine geistigen Eigenschaften zu tief einzuschätzen. Gerade darin, daß der Ablauf der Vorstellungen mit unbedingter Notwendigkeit, also mechanisch, ganz bestimmte Strebungen auslöst, liegt eine viel sicherere Gewähr für die Erhaltung des Individuums und seiner Nachkommenschaft, als wenn das Tier in jeder kritischen Lage auf seine Urteilskraft angewiesen wäre; wie oft würde diese versagen! Doch lassen wir das Philosophieren; soviel steht fest, daß in ungezählten Fällen die Mutterliebe es ist, welche die niedlichen weißen Eier mit den dunkeln Punkten und Flecken vor dem Untergang rettet und später die schnell heranwachsenden Jungen vor mancher Gefahr behütet.

Allerliebste Vogelkinder sind die Kleinen, wenn sie, noch ganz unbeholfen im Fliegen, das gemeinsame Nestchen verlassen haben und nun piepend und die Schnäbel sperrend am Boden sitzen oder auf einem niedrigen Zweig des Gesträuchs. Sie werden noch eine Zeitlang von Vater und Mutter gefüttert, die ihnen unermüdlich die besten Leckerbissen bringen — Insekteneier und kleine Puppen, Blattläuse, Räupchen oder auch ein fliegendes Kerbtier — sie ermahnen, sich bei drohender Gefahr zu verstecken, und mit unaufhörlichem Lockruf ihnen Mut machen, von einem Ästchen auf das benachbarte zu hüpfen, bis sie es schließlich gelernt haben, auch die winzigen Schwingen zu gebrauchen. Aber Meister im Flug zu sein, das überlassen unsre Grasmücken den Mauerseglern und Schwalben; ihr Talent besteht darin, behende von Zweig zu Zweig zu hüpfen, aus einem Strauch in den andern zu schlüpfen, von einer Baumkrone zur nächsten, allzeit munter und beweglich; die dichteste Hecke ist nicht dicht, das undurchdringlichste Geäst nicht engmaschig genug, der schlanke, geschmeidige Körper des unruhigen Vögelchens weiß immer noch eine Lücke zu finden, um in gebückter Haltung hindurchzugleiten. Selten nur überfliegt unsre Zaungrasmücke eine längere baum- und strauchfreie Strecke, und wenn es einmal

geschieht, so schießt sie sofort in das Blattwerk des ersten Busches, der sich ihr bietet, dem Auge des Beobachters entschwindend.

Klein nur ist das Gebiet, in dem die Vögelchen heimisch sind während ihres Aufenthalts bei uns; in der Nähe des Nestes spielt sich ihr ganzes Leben und Treiben ab. Aber auch für sie naht die Stunde, wo es heißt: wandern, auf, in die Ferne! Ach, wie schnell ist diese Abschiedsstunde da! Kaum fünf Monate weilen die Tierchen in der deutschen Heimat, da heißt es Lebewohl, schon im August. Und doch scheint die Sonne noch so warm, an Insekten ist kein Mangel; die süßen Kirschen, von deren Fleisch sie so gern kosteten, sind wohl längst zur Neige gegangen, die Träubchen der Johannisbeere desgleichen, aber der Weinstock bietet seine Früchte in reicher Fülle, der Traubenholunder rote, der gemeine Flieder schwarze Beeren, der Faulbeerbaum lockt, der Brombeerstrauch — umsonst, nichts hält das wanderlustige Vögelchen zurück; es hebt sich empor an einem stillen Abend, und fort geht es südwärts die ganze Nacht hindurch — wohin? wer kann es sagen!

Lebhafter noch, wenigstens lauter und auffälliger, ist das Gebahren des Gartenspötters. Er steht den Laubsängern in Gestalt, Färbung und Lebensweise näher als den Grasmücken, was auch sein zweiter deutscher Name „Gartenlaubsänger" andeuten will. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen im Mai, da weckt er den Garten plötzlich durch seine lauten Töne, wunderbar flötend und dann wieder rauh und so scharf, schneidend scharf, wie keine andere Vogelstimme. Selbst in den Nachmittagsstunden verstummt der nimmermüde Gesang des gelblichen Vögelchens nur auf kurze Minuten; Gärten und Parkanlagen belebt er wie kaum ein zweiter Sänger. Aber freilich, Stümper gibt es unter ihnen ebensoviel, als wirkliche Virtuosen, und so bezeichnet der Name „Bastardnachtigall", wie man unsern Gelb- oder Gartenspötter wohl auch nennt, seine Sangesleistung nicht übel; bald muß man auf den ersten, bald darf man auf den zweiten Teil des Wortes den Nachdruck legen. Es sind wirklich liebliche und wohlklingende Strophen, die einzelne dieser Sänger mit großem Feuer, mit viel Bravour vorzutragen pflegen. „Die Bastardnachtigall singt," sagt A. Voigt, „mit der Hast und Virtuosität eines Jongleurs; ohne Zwischenpausen folgt ein Motiv aufs andere, indem jedes so lange wiederholt wird, bis ihr das nächste einfällt, die kunstvolleren und vieltönigen zwei- oder dreimal, die kurzen und schärfsten sechs-, sieben- und mehrmal." Schlechte Sänger freilich verfügen kaum über ein paar klangvolle Strophen und stoßen meist nur zischende oder rauhe, namentlich aber kreischende Töne aus, an denen nichts weiter zu bewundern ist als die außerordentliche Kraft, mit der sie der kleine Vogel in die Welt ruft. Gebrüder Müller sagen sehr richtig: „Der Eindruck ist derjenige der Leichtfertigkeit und der Bajazzennatur. Oft verletzt er die einfachsten Regeln



K. Soffel. *Fallingbostel, Juni 1907.*

Dorngrasmücke. Nest mit Gelege.

der Ästhetik, indem er durch unmotivierte Sprünge und Wendungen, durch Zisch- und Kreischtöne gemein und alltäglich wird."

Der Gartenlaubvogel heißt auch „Spottvogel" oder gar „Sprachmeister", und nicht mit Unrecht, obwohl es scheint, daß manche Beobachter sein Nachahmungstalent doch überschätzen, wenn sie demselben Vogel den Schlag der Wachtel, den Ruf des Pirols, das Zwitschern der Schwalben, das Flöten der Amsel und noch ein Dutzend anderer Vogelstimmen zuschreiben. Um das sogenannte „Spotten" freilebender Vögel ist es überhaupt eine eigene Sache. Anklänge an andere Gesänge und Stimmen kann man fast bei jedem Vogel heraushören; aber ob der vermeintliche Spötter einen gefiederten Kollegen wirklich imitiert, oder ob der, wie es scheint, nachgeahmte Ruf auch ihm von Natur mehr oder weniger eigen ist, das läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden. So ist das „Karrakiet" des Drosselrohrsängers, das so viele Gartenspötter mit vollendeter Virtuosität zum besten geben, ebenso das Schmatzen und Pfeifen der Stare, gewiß nicht als Nachahmung aufzufassen, zumal ersteres auch in Gegenden gehört wird,

11*

denen Rohrsänger völlig fremd sind. Anderseits vernimmt man den Schreckruf der Amsel, das „idliaidlio“ des Pirols, das krähende „dääh“ aus dem Gesang des Zeisigs, das „wäh, wäh, wäh“ des Wendehalses immer und immer wieder, allerdings von verschiedenen Gartenspöttern, in so vollkommener Weise, daß an einer Nachahmung dieser Rufe nicht gezweifelt werden kann.

Wie die Grasmücken, so wählt auch der Gartenspötter Laubwälder und Feldgehölze, Garten- und Parkanlagen, mit besonderer Vorliebe Obstgärten in den Dörfern zu seinem Aufenthalt. Die Bäume sind längst dicht belaubt, wenn er eintrifft, so daß man das Vögelchen mit seinem graugrünen Oberkleid und der blaß schwefelgelben Unterseite meist erst nach langem Suchen entdeckt, zumal es während des Gesanges ruhig im Laubwerk zu sitzen pflegt. Sein Nest steht in der Krone eines jungen Ahorn, im Wipfel niedriger Linden- oder Obstbäume, in Haselnuß-, Flieder- oder Holunderbüschen, meist nur 1½, 2 oder 3 Meter über dem Boden. Es beweist durch seinen sorgfältigen Bau die große Kunstfertigkeit dieser Vögel und gewährt, besonders wenn die vier oder fünf, bisweilen sogar sechs zart rosafarbenen, dunkelgepunkteten Eier in dem ganz regelmäßig gebauten, kugelförmigen Napf liegen, einen entzückenden Anblick. Staunenswert, wie es der kleine Vogelschnabel fertig bringt, oft recht verschiedenartiges Material, dürre Gräser und Halme, Bastfasern, Raupengespinste, Pflanzen- und Tierwolle, weiße Birkenschale, Leinwandfäden u. dergl. zu einer Nestwand zu vereinigen, so glatt und rund, als sei sie gedrechselt. Der obere Rand wird besonders sorgfältig mit Samenwolle ausgepolstert, die Innenwand aber weich gefüttert mit feinen Hälmchen, zarten Grasrispen, auch mit einzelnen Federchen. Den Eindringling, der sich dem Neste nähert, suchen die geängsteten Vögel durch fortgesetztes quäkendes Schreien zu vertreiben, während ihr Lockruf, mit dem sie auch die Jungen zusammenrufen, fast wie eine Frage klingt: „deck deck .... dedehoi?“ Bisweilen muß die Bastardnachtigall die Ziehmutter des Kuckucks abgeben, und es ist rührend, wie liebevoll sich die kleinen Vögel auch dieser undankbaren Aufgabe widmen und wie gewissenhaft sie das unersättliche Pflegekind großziehen.

Den Abzugstermin des Gelbspötters anzugeben, ist schwierig. Man bemerkt eines Tages, daß er aus dem Garten verschwunden ist; unbeobachtet, heimlich hat er sich eines Abends im August gewissermaßen fortgeschlichen. Allein oder höchstens familienweise trat er die Reise an. Schon Anfang Juli war es stiller und stiller geworden; die kleinen Sänger hatten „alle Hände voll zu tun“, die hungrigen Gelbschnäbel zu sättigen, so daß sie das Singen vergaßen. Die Menschen aber gewöhnten sich an die Ruhe, die so ganz allmählich einzog in die Gärten; der Naturfreund sah einzelne Grasmücken

wohl noch durchs Gesträuch schlüpfen, er beobachtete noch einen Gartenspötter im grünen Laubdach, er hörte seinen Lockruf. Als er sich aber später des vielstimmigen Chores erinnerte und nochmals nachschaute nach den kleinen Sängern — da war sein Suchen umsonst.

Das europäische Brutgebiet des Gartenspötters ist kleiner, als das der Dorngrasmücke. Während diese ganz Europa, ausgenommen nur die nördlichsten Länder bewohnt, beschränkt sich der Gelbspötter auf das mittlere und östliche Gebiet unsers Erdteils. Der iberischen Halbinsel und Südfrankreich fehlt er, ebenso kommt er in England nur ganz vereinzelt vor.

Die Waldschnepfe.

Von Hermann Löns.

Warme, weiche Winde wehten von Süden und weckten den Wald. Am Grenzgraben glühte des Huflattichs Blüte auf, aus dem Vorjahrslaube sprossen die Simsen, Leberblümchen, Scharbockskraut und Windröschen machten den Boden bunt.

Nicht allein ist es mehr Häher und Specht, Bussard und Krähe, die im Walde allein das Wort haben. Die Amsel singt und der Fink schlägt, Rotkehlchen und Braunelle zwitschern, vom Hornzacken der Eiche ruft der Ringeltauber und über den kahlen Kronen kichert der Turmfalke.

Gelbe Falter und sammetbraune mit bunten Augenflecken taumeln um die grauen Stämme, die Blindschleiche sonnt sich auf weichem Moose, die Eidechse raschelt durch das dürre Gras und in allen Tümpeln murren die braunen Frösche. Oben in den Kronen halten die Bergfinken, die Rotdrosseln und die Kramtsvögel Abschiedsversammlungen ab.

Wenn die Dämmerung in den Wald fällt, überall die Mäuse rascheln, nur noch eine Amsel singt, das letzte Rotkehlchen verstummt und der Waldkauz sein Höllengelächter erhebt, dann löst sich unter dem Weißdornbusche im hohen Holze klatschend ein schwarzer Schatten aus dem Laube, schwenkt gerade zwischen den Stämmen hindurch, rudert mit hastigen Flügelschlägen am Rande der Blöße hin, steigt über die blühenden Espen, senkt sich bis auf das kahle Birkengebüsch und taucht im Dunkel unter.

Auf der breiten Schneise erscheint er wieder, der nächtliche Vogel. Eben noch war sein Flug hastig und unstät, jetzt wird er eulenhaft langsam und ruhig. Und jetzt erschallt irgendwo ein merkwürdiger, sonderbarer Ton, ein tiefes, weithin hörbares Quarren, dumpf und hohl, und es ist überall zu gleicher Zeit und doch nirgendswo, es scheint, als ob es vom Boden komme, aber es hört sich auch wieder an, als klänge es hoch aus der Luft herab, ein unheimlicher, gespenstiger, unirdischer und dabei doch so warmer, gemütlicher und kosender Laut.

Zwei Schatten zickzacken jetzt über die Büsche dahin. Hastig geht die wilde Jagd hoch über Gipfel und Wipfel, den Fahrweg entlang, in die Schneise hinein, jetzt dicht über die blumige Blöße, nun hoch über die kahlen Äste, ein scharfes, zischendes Geschrille erklingt, gefolgt von dem




Amerikanische Waldschnepfen, Balzstellung.



Amerikanische Waldschnepfe, Balzstellung.

tiefen, dumpfen, hohlen Quarren, drei Schatten sind es nun, zwei davon stechen sich mit den langen Schnäbeln, bis der eine Schatten abschwenkt und im Dickicht versinkt. Die beiden anderen aber jagen noch in gespenstigem Minnespiel über Busch und Baum und fallen schließlich im quelligen Grunde ein.

Jäh stiebt die rote Waldmaus, die an einer keimenden Eichel nagte, davon, wie die beiden Schatten in das feuchte Moos fallen. Und sie wagt sich nicht wieder aus ihrem Loche, die Maus, denn es erhebt sich jetzt ein lautes Rascheln und ein wildes Rumoren, ein seltsames Pfeifen und ein sonderbares Wispern. Hin und her rennt, tief geduckt, lockend und pfeifend das eine Ding, und hinter ihm her trippelt das andere, den langen Schnabel an die Brust gepreßt, den Hals aufgeblasen, die Flügel gespreizt, die Stoßfedern hoch aufgerichtet und weit gefächert, daß die Silberspitzen der Unterseite leuchten und schimmern, und es pfeift durchdringend und es zischt schrill, dürre Halme knistern, welkes Laub rauscht, schneller wird das Getrippel, schriller das Gewisper, bis es unter lautem Flügelschlagen endigt.

Auf den quelligen Grund fällt das Licht des Mondes. Zwischen den glitzernden Blättern von Aaronstab und Scharbockskraut huschen die beiden Schatten umher, eifrig mit den langen Schnäbeln im nassen Moose umherstochernd. Ab und zu bleibt das eine stehen, bohrt den Schnabel tief in



Amerikanische Waldschnepfe, laufend.

den weichen Grund, versetzt schnell trampelnd den Boden in Erschütterung, schüttelt heftig den dicken Kopf, dann fährt der Schnabel hastig aus der Erde und faßt den Regenwurm, der, geängstigt von der Erschütterung des Bodens, aus seiner Röhre kroch. So treiben es die beiden Vögel die ganze Nacht. Wenn der eine sein Gefieder erhebt und einer anderen quelligen Stelle zustreicht, um dort weiter zu wurmen, so streicht der andere stumm hinterdrein.

Die Dunkelheit zerfließt zu grauer Dämmerung, der Mond verliert sein Licht und die Blumen tauchen aus dem Dunkel auf, laut flucht der Kauz dem Tag und die Frösche murren über das Kommen der Sonne, da heben die Schnepfen wieder ihren Minneflug an. Im Zickzack geht es



H. Maisch.

Waldschnepfe, brütend.



Amerikanische Waldschnepfe, Gelege.

um die Büsche, in geradem Striche die Wege entlang, im Bogen um die Überhälter und im Schwunge unter den Eichwipfeln am Rande der Rodung her, scharf ertönt wieder das dünne Schrillen, hohl das dumpfe Quarren, und dort, wo der fröhlich knospende Weißdornbusch und die voll begrünte Traubenkirsche ein dichtes Verhau bilden, fällt das Pärchen wieder ein, trippelt im Laube umher, rennt durch die Blumen, wispert und schrillt, zischt und faucht, und mit Federgeraschel und Fittiggeflatter endet das seltsame Minnespiel.

Von der großen Wiese rufen die Kraniche. Die Amsel singt und der Tauber ruft, die Krähe quarrt und der Specht trommelt, die Buchenstämme lohen rot auf in der Sonne und wie Smaragden funkelt es am Weißdornbusche. Die Tiere des Tages rühren sich allerorten; es singt und klingt aus jedem Wipfel und rispelt und krispelt in allen Grasbüschen. Schon blitzen Fliegen dahin, ein Käfer brummt durch das Gestrüpp, Spitzmäuse jagen sich am Graben. Die beiden nächtlichen Vögel aber sind spurlos verschwunden.

Das Rotkehlchen, das hochbeinig und krummnackig unter den Weißdornbusch schlüpft, um Würmchen und Käferchen zu suchen, fährt zusammen.

Das schwarze, runde Ding da, so groß wie eine Heidelbeere und ebenso blank, bewegte sich plötzlich. Erschreckt flattert das Vögelchen davon. Das runde, schwarze, blanke Ding aber ist verschwunden. Jetzt ist es wieder da, und nun ist es abermals fort. Und jetzt hat es sich verdoppelt, denn die Schnepfe drehte den Kopf und stocherte mit dem Schnabel nach den Federläusen, die sie unter dem Flügel quälen. Sie spreizt den Flügel, legt sich auf die Seite, kratzt sich mit den Zehen, stochert mit dem Schnabel hier und da im Gefieder herum, reckt sich, fächert den Schwanz, faltet ihn zusammen, verdreht den Hals auf seltsame Art, schnurrt und faucht in der warmen Sonne, scharrt sich ihren Lagerplatz etwas bequemer, tut sich wieder nieder und verschmilzt mit dem braunen, von der Sonne bunt gefleckten und von den gelben Grashalmen gemusterten toten Laube so vollständig, daß das Reh, das aufmerksam dorthin äugt, wo es eben noch so laut raschelte, vertraut weiter zieht, weil es nichts Lebendes gewahr wird unter den Zweigen des Dornbusches.

Eine Viertelstunde vergeht. Ein Hase ist vorbeigehoppelt, ein Eichkätzchen kam dahergerannt, noch ein Reh zog vorüber, da stiebt die Amsel, die mit viel Getöse im Laube nach Schnecken suchte, laut schimpfend ab. Aus dem Graben steigt der Fuchs hervor, so langsam, so leise, daß er kein Blatt rührt, keinen Halm knickt. Die schwarze, spitze Nase schnuppert hin und schnuppert her, die Gehöre spielen nach allen Richtungen, blitzschnell gehen die bernsteingelben Seher umher. Er ist seiner Sache nicht ganz sicher. Deshalb schnürt er ein Stückchen am Graben herunter und prüft schnuppernd die Luft, und schnürt wieder zurück und nimmt wieder Witterung. Und dann äugt er unverwandt nach dem Dornbusche. Seine Seher funkeln, die weiße Blume am Ende der buschigen Lunte zuckt leise, aus den schwarzen Lefzen quellen silberne Geschmacksfäden hervor und tropfen auf den Boden. Jetzt macht er sich ganz niedrig, setzt einen Lauf voran, zieht den anderen nach, schiebt den Leib vorwärts, daß das rechte Schulterblatt den Balg straff spannt, die Gehöre legen sich zurück, die Seher schließen sich, und dann macht der Fuchs einen jähen Satz und äugt verdutzt und dumm der Schnepfe nach, die mit quäkendem Angstlaut und lautem Flügelklatschen an der anderen Seite des Dornbusches herausfährt und eilig zwischen den Stämmen fortzickzackt.

Es geht ihr noch öfter so oder ähnlich, der Schnepfe. War es gestern der Fuchs, so ist es heute der Hund. Mit der Nase stand er über ihr und hinter ihm der Förster. „Faß!“ rief er und der Hund sprang ein. Klappernd stand die Schnepfe auf, schlug einen Haken, und noch einen, da ging sie hin und über sie fort pfiffen die Schrote. Am anderen Tage dieselbe Geschichte und am dritten noch einmal. Da wurde es ihr ungemütlich und als der Abend in den Wald kam, nahm sie sich auf und



Amerikanische Waldschnepfe, Flugbilder.



H. Maisch. *Stromberg, Anfang April 1905.*

Waldschnepfe, brütend. Gesamtansicht des Nistplatzes.



Amerikanische Waldschnepfe, brütend.

verließ das ungastliche Holz; so eilig hatte sie es, daß sie nicht daran dachte, ihrem Genossen Kunde von ihrem Fluge zu geben, und so gewahrte der Förster, der sich auf Schnepfen angestellt hatte, sie erst, als sie schon an ihm vorüber war, und der Schnappschuß, den er ihr nachwarf, riß nur einen blühenden Espenzweig herunter; der Schnepfe aber tat er kein Leid an.

Die ruderte hastig und ungestüm über die Wiesen, kreiste über einem feuchten Wäldchen, aber als es auch dort blitzte und krachte, strich sie weiter und kam spät in der Nacht in einem großen Walde an. Als sie den im Morgengrauen durchstrich, fand sie, daß er sich gut für sie eigne. Es war ein wilder, wenig durchforsteter Wald mit viel Unterwuchs, Dorngebüsch, jungen Fichten und wildem Farngestrüpp. An feuchten, quelligen Stellen fehlte es nicht, und die vielen alten Kuhfladen bewiesen, daß hier noch Weidevieh ging, daß es also niemals an Regenwürmern, Fliegenmaden und Mistkäfern fehlen würde. So war alles da, was die Schnepfe brauchte, und sie ließ es sich hier gefallen, wurmte sich abends und morgens dick und satt und verschlief den Tag unter dichtem, dürrem Farnkraut, dessen raschelnde Blätter das Nahen jedes Feindes ankündigte, oder unter einem Dornbusche, einer breitästigen Jungfichte oder zwischen Brombeerranken, und Fuchs und Marder, die sie witterten, mußten so abziehen, wie sie gekommen waren.

12*

Im April, als das Unterholz schon dicht begrünt war und der ganze Boden von bunten Blumen prangte, suchte sie sich an einer trockenen, warmen Stelle, an der von der Holzabfuhr viel dürres Gezweig liegen geblieben war und rechts und links die Ranken der Brombeerbüsche Fußangeln legten, die Fuchs und Marder gern vermeiden, eine kleine Bodenvertiefung, die sie ein wenig tiefer scharrte und ein bißchen mit dürren Grasblättern versah. Da saß sie drei Wochen lang auf den vier großen bunten Eiern, die dem faulen Laube so sehr glichen, daß noch nicht einmal der Eichelhäher sie entdeckte. Und sie selber, die Schnepfe, vertraute ihrem waldbodenfarbigen Gefieder so sehr, daß sie, als eines Vormittags der Habicht dicht über ihr aufhakte, ruhig liegen blieb und wartete, bis der Strauchdieb abstrich.

Eines Tages schlüpfte das erste Junge aus; ein nasses, kleines, gestreiftes, wolliges Ding schälte sich aus den Eitrümmern heraus. Sorgsam half sie ihm dabei und nahm es, als es trocken war, unter die Flügel. Bald drängten sich vier solche kleine wollige Dinger an ihre Brust, und als die Schatten der Bäume länger wurden, verließ sie mit ihnen das Nest und führte sie in das Erlenbruch, wo das Gewirr von lebendem und totem Gekräut und die halbfaulen und dürren Zweige den Boden dicht bedeckten. Dort zeigte sie ihnen, wie man die Schnecke aus dem Moose und die Raupe aus dem Laube zieht, sie gab ihnen an, wie man die trockenen Kuhfladen durchbohren muß, um die weißen Fliegenmaden und die schwarzen Käfer zu finden, und brachte es ihnen bei, den Stecher in die Erde zu stecken und ihn zu rütteln und tüchtig dabei mit den Ständern zu trampeln, bis es dem Regenwurm da unten ungemütlich wird und er sich nach oben schlängelt. Dann muß man schnell zufassen, den Kopf nach hinten werfen, den Wurm in die Luft schleudern, den Schnabel öffnen, so daß der Wurm gleich hinten in den Schlund fällt. Aber niemals darf man dabei verpassen, aufmerksam hinter und neben sich zu äugen, denn nicht umsonst hat die Schnepfe ihre Augen so hoch oben am Kopfe und so tief nach dem Nacken hin, und wenn sie wurmt und den Stecher im Erdboden hat, wären nach vorne stehende Augen ganz wertlos für sie, denn ihre Nahrung sucht sie nicht mit den Augen, dafür hat sie die feineren Tastnerven in der weichen Schnabelspitze, die sie, wie eine Zange, unter dem Laube auf- und zuklappen kann.

An einem schönen Nachmittage war die alte Schnepfe in großer Not. Sie hatte schon längere Zeit an dem Knacken und Brechen und an dem Brüllen des Viehes vernommen, daß die Hütejungen näher heran trieben; sie hatte sich nichts Arges dabei gedacht. Mit einem Male hörte sie es aber dicht bei sich brechen und knacken, sie hörte ein lautes, hastiges Hecheln, ein Pfeifen und Rufen, und da stand der Hund dicht bei ihr und ihren Kleinen und die Hütejungens liefen hinzu, um zu sehen, was es da gäbe. Nun galt



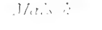


Amerikanische Waldschnepfe, wurmend.

H. Maisk. Stromberg, Anfang April 1905.

Waldschnepfe, brütend, halb von hinten, Schnabel verdeckt.





H. Maisk. Anfang April

Waldschnepfe, brütend, halb von vorn.

es, erst den Hund fortzulocken; die dummen Buben waren nicht so gefährlich. Ungeschickt flatterte sie vor dem Hunde hin, ab und zu laufend, dann wieder emporflatternd und herunterfallend, als hätte sie einen lahmen Flügel. Ängstlich rief sie dabei laut „Dak, dak". Der dumme Köter fiel auch darauf hinein. Er kümmerte sich nicht um die Kleinen und sprang auf die Alte zu. Wenn er dachte, er hätte sie schon, flatterte sie fort, und so lockte sie ihn immer weiter und die beiden Hütejungen, die mit ihren Peitschen nach ihr schlugen, auch, immer weiter, aus dem Erlenbruche heraus durch das hohe Holz bis vor den Tannenkamp und da erhob sie sich, strich erst den Fahrweg entlang und langte auf Umwegen bei ihren Kleinen an, die sich tief unter das Gestrüpp gedrückt hatten, eins hier, eins da, und die anderen wieder anderswo. Als sie sie zusammengelockt hatte, führte sie sie aus dem Erlenbruche in die Fichtendickung, wo sie vor dem Hunde und den Jungens sicher waren.

Als der Sommer auf der Höhe war, konnten die Jungen fliegen, und an dumpfen, lauen Abenden strichen sie über die Blößen und Gestelle und pfiffen und quarrten mit den Alten um die Wette. Das dauerte aber nur eine kurze Zeit, dann verteilten sie sich und strichen nach anderen Wäldern. Die Alte aber blieb in ihrem Brutwalde bis in den Herbst hinein. Da bekam sie Gesellschaft. In einer Nacht langten die ersten Schnepfen aus dem Norden an, und jede Nacht kamen neue, und wenn die einen weiterstrichen, trafen andere ein, und es war die Nacht über ein eifriges Wurmen und Bohren an allen Pfützen und Wegeslachen und überall, wo Untermast im Boden steckte.

Eines Tages, als der Wind scharf wehte, gefiel es der Schnepfe nicht mehr in ihrem Walde, und abends erhob sie sich und strich, so weit wie sie konnte, und das tat sie jede Nacht, bis sie an das große Wasser kam, an dessen Ufer Palmen und Zitronen stehen. Aber auch dort gefiel es ihr nicht; sie sehnte sich nach einem großen Sumpfsee, in dessen Röhricht Elefanten und Nilpferde leben und an dessen Ufern bunte, kreischende Vögel in den Palmen umherturnen, und so faßte sie Mut und flog des Nachts bis zu der anderen Küste und die nächste Nacht noch weiter, über den gelben Sand, unter dessen trocknen Dornbüschen sie den Tag verlebte, und endlich langte sie an dem großen See an, wo goldgrüne Mistkäfer, so dick wie ein Schnepfenkopf, in der Losung der Elefanten wühlten und der Schlamm von fetten Larven wimmelte.

Da war das große Stelldichein der Waldschnepfen. Da kamen die Deutschen zusammen und die Norweger, die aus Finnland und die vom Ural, die Schnepfen der Tatra und die aus dem Donaulande, und dort lebte man herrlich und in Freuden, bis der Frühling im Norden einzog und jede Schnepfe dahin zurückrief, wo sie aus dem Ei gefallen war.

Die Lach-, Silber- und Sturmmöwe.

Von Martin Braeß.

Vielleicht ist's nur eine Phrase, wenn man die vielfältigen Stimmen der Natur in Beziehung setzt zu den so außerordentlich verschiedenen Örtlichkeiten, die durch sie belebt werden, ein leeres Geschwätz, wenn man behauptet: die jauchzenden, schmetternden Jubelchöre der singenden Lerchen stimmen zu der keimenden Lenzesflur, das unaussprechlich innige Schluchzen und Seufzen der Nachtigall harmoniere mit dem nächtlich dunkeln Gebüsch am Rande des vom Mondschein versilberten Wasserspiegels; in den lichten, mit maiengrünem Unterholz bestandenen Laubwald gehöre Rotkehlchens melancholische Strophe, das kreischende Schackern der Elster aber auf die einsame winterliche Flur. Möglich, daß Vogelstimme und Örtlichkeit wirklich nichts miteinander zu tun haben, möglich, daß es nur liebe Erinnerungsbilder sind — das jungbelaubte Buchen- oder Eichenwäldchen am Rande der blumigen Wiese im Talgrund, das beim Pirolruf wieder auftaucht vor unserer Seele, das gelbe Weizenfeld am Sommerabend, mit dem der traute Ruf unserer Daktylensängerin, der Wachtel, unlösbar verbunden ist, der schneebedeckte Fichtenbestand, den uns das Lied des Kreuzschnabels von neuem vorzaubert — aber wenn irgendwo, sei es nun mit mehr oder weniger Recht, von einer Harmonie örtlicher Verhältnisse mit der Stimme eines Vogels gesprochen werden darf, so gibt es wohl keinen Laut, der besser passen würde zu dem Schwall der Meereswoge, als der gellende Möwenschrei!

Wie der Sturm heult und die schweren Wolken am Himmel dahinjagt! Wie die dunkeln Wogen mit den blendend weißen Kämmen auf ihren Rücken dahergerollt kommen; wie sie sich tosend brechen an den Steilklippen des Urgesteins, daß der weiße Gischt emporgeworfen wird, zerstäubend in Millionen silberner Tropfen! Ein gewaltiger Aufruhr der Elemente ist's, ein Riesenkampf gigantischer Kräfte, ein Donnern und Brüllen, ein Krachen und Schlagen — wie ohnmächtig der Mensch, wie klein jedes Leben gegenüber solcher Naturgewalt! Und doch, hörst du den kreischenden Schrei, der sie übertönt, die brandende Woge, so schneidend, so schrill! Wer ist der Lehrmeister gewesen, wer hat sie erzeugt, diese gellende Stimme der Möwen? Nicht das Rauschen des Hochwalds, nicht das Plätschern des Baches, der Sturm, vermählt mit der See, und die krachende Brandung, ihr



Steenhuizen. Insel Schouwen, Holland, Juli 1904.

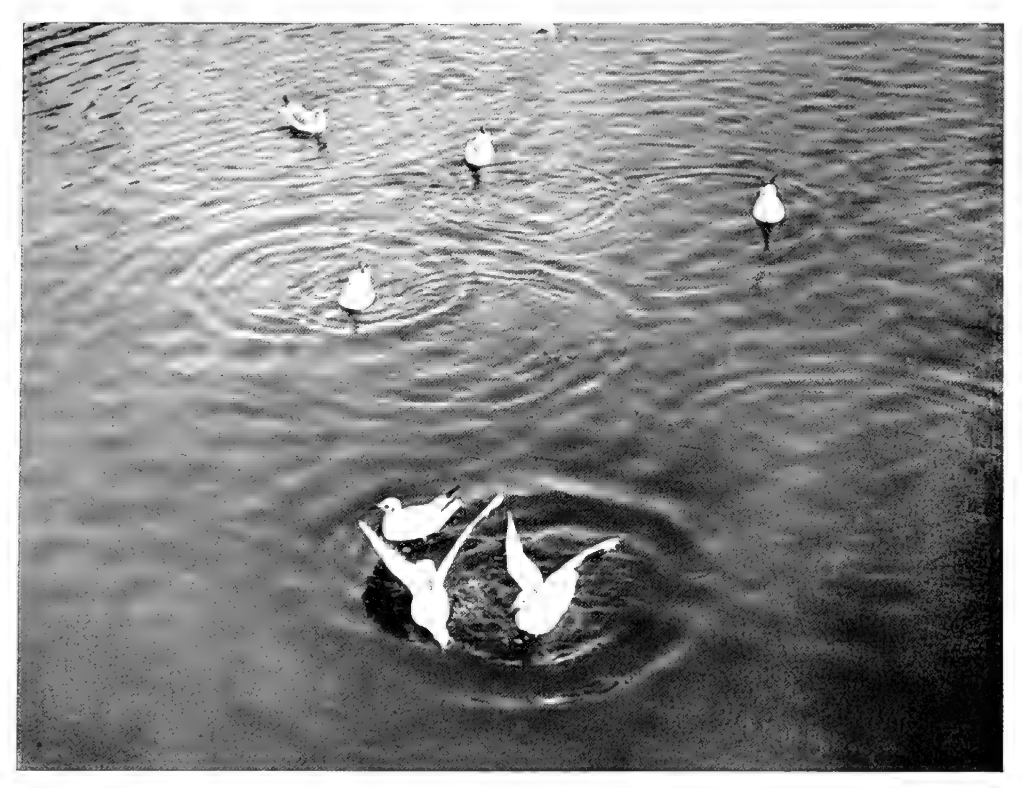
Lachmöwen und kentische Seeschwalben in gemeinsamer Brutkolonie.



Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Lachmöwen, Junge verlassen eben das Nest.

Kind. Die Kühnen, wie sie lachen des Aufruhrs: unsere scharfe Stimme schneidet hindurch durch all euer Brausen und Donnern, und wir lassen uns tragen vom Sturm, und wir ruhen auf wogender See! Wer hat sie geschaffen, die langen, breiten Flügel mit der schmalen gebogenen Spitze, die starken Schäfte der Federn, die langen Knochen der Arme, wer hat sie gebildet, die Schwimmhäute zwischen den Zehen, den seitlich zusammen=



C. O. Bartels.

Lachmöwen im Kieler Hafen.

gedrückten Lauf, Ruder von höchster Vollendung? Der Sturm, der die schwebende Möwe hebt, die See, auf der sie ruht, wie es auch woge und walle. Wer hat ihr das Kleid gegeben von schneeiger Weiße und den zartblauen Mantel über die Schulter geworfen? Die See hat's gewollt, die blaue See, geschmückt mit den glänzenden Kämmen der Wellen, und der unendliche Himmel darüber, auf dessen tiefblauem Grund die weißen Wolken einherziehen. Luft und Wasser sprach bei der Schöpfung: „Ein Bild, das uns gleich sei!" Da erhob sich kreischenden Rufs die silberglänzende Möwe. Flatternd schwebt sie am Himmel, dicht fliegt sie über den Wellen; den lichten Seglern folgt sie hinaus übers Meer, mit den Wolken zieht sie ins Land. Wo ein See oder Teich des Himmels Bläue mit den schneeweißen Wolken widerspiegelt, da erkennt sie die Heimat — die Mutter ist's, das unendliche Meer, das blauen Auges emporschaut — wo ein Schiff auf dem Rücken des Stromes langsam dahinzieht, da flattert die Möwe: Grüß mir das Meer und die felsigen Klippen am Strand und die Brandung im Sturm!

O. Jan. Juli 1907.

Sturmmöwen auf den Scilly-Inseln.



Steenhuizen. *Wassenaar, Holland, Juni 1900.*

Silbermöwe, brütend.



M. Behr. *Sylt, Juni 1907.*

Nest mit Gelege der Silbermöwe.



Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Lachmöwe, brütend.

Bei uns in Deutschland ist die bekannteste aller Möwenarten die Lachmöwe. Ihr Verbreitungsgebiet umfaßt das meerumschlungene Schleswig-Holstein und erstreckt sich tief hinein übers Binnenland bis zu den deutschen Mittelgebirgen, ja hinauf bis zum Oberrhein und zur Hochebene, welche die Donau durchzieht. Freilich brütet sie nur an geeigneten Binnengewässern des Festlands, ganz besonders im Elbgebiet, z. B. in Sachsen, an der oberen Oder und ihren Gewässern, auf manchen Seen in Mecklenburg und in Ostpreußen, an der unteren Weser usw. Aber auch außerhalb Deutschlands, im südlichen Rußland, z. B. am Schwarzen Meer, in der Moldau, in Ungarn, in Italien und Frankreich, England, Holland, in der Schweiz, in Dänemark und dem südlichen Schweden: überall kennt man den Ruf und den eleganten Flug dieser Möwe. Auch alle gemäßigten Striche Asiens bewohnt sie, vom Ural an bis Kamtschatka, Japan und das nördliche China. Und wollten wir weiter auch die Gegenden erwähnen, die der Vogel zur Zugzeit berührt, wir müßten sie alle aufzählen die Länder Nordafrikas, von Senegambien an bis nach Ägypten

13*

und Nubien, die Länder Asiens an den Küsten des Roten Meers und des persischen Busens, Indien und fern im Osten die Philippinen.

Lachmöwe — der Name ist nicht übel gewählt; sie lachen bald heiser und tief, namentlich wenn sie etwas Verdächtiges bemerkt haben: „ga gagaga" (Voigt), oder auch hell wie ein Kind: „käckäckäk" (Naumann), oder in der Wut, wenn sie einen Feind anfallen, heftig und häßlich: „krräck äck äck". Häufiger aber hört man ihren Lockton „kriäh". Wenn eine zurückbleibt hinter der Schar der Schwestern, wenn eine andere zu schnell vorauseilt, wenn sich einige trennen von der Gesellschaft, wenn neue Ankömmlinge begrüßt werden, wenn irgend etwas die Aufmerksamkeit fesselt: immer ertönt es, dies stereotype „kriäh", scharf und durchdringend, krähenartig und doch nicht ganz ohne Metallklang. Am ärgsten ist natürlich das Schreien an den Brutplätzen, wo bisweilen Tausende von Möwen auf engem Raum versammelt sind. Besonders wenn sie sich hier von einem Menschen beobachtet wissen, dann suchen die geselligen Tiere durch verdoppelten Lärm den Störenfried zu verscheuchen, und erst, wenn sich dieser verborgen hält in einem Versteck, legt sich nach einiger Zeit der gräßliche Aufruhr, um aber sofort wieder loszubrechen, sobald sich hoch in den Lüften ein Raubvogel zeigt oder auch nur ein unschuldig Entlein dem Ufer sich nähert.

Schöner als ihre Stimme ist die äußere Erscheinung der Lachmöwe, ja gerade diese Art ist vielleicht die anmutigste der ganzen Möwensippe. Nicht größer ist der Körper als der einer Feldtaube; nur sind die Flügel um vieles länger, so daß die Möwe, besonders im Flug, ungleich größer erscheint. Elegant ist ihr Bau, vollendet die Harmonie aller Glieder: die roten Ständer sind für den Körper weder zu lang noch zu kurz, der ebenso gefärbte Schnabel nur von mittlerer Stärke, das große, dunkelbraune Auge blickt seelenvoll, die Form des Kopfes ist taubenähnlich, besonders der Ausdruck des Gesichts, und dann welch eine Schlankheit des Leibes, wie elegant die langen, sichelförmig gebogenen Spitzen der Flügel, die in der Ruhe übereinandergelegt, die Federn des Schwanzes weit überragen! Das Schönste aber ist die anmutige Färbung des Federkleides, die nach den Jahreszeiten sich ändert. Die alten Vögel — Männchen und Weibchen gleichen einander so vollkommen, daß man sie äußerlich nicht unterscheiden kann — tragen im Winter ein schneeweißes Gewand und darüber einen wunderbar abgetönten „möwenblauen" Mantel, der den Rücken, die Schultern, die Flügel und die innersten Schwungfedern bedeckt. Mit diesem reinen Weiß und zarten Blau kontrastieren die tiefschwarzen Spitzen der Flügel aufs schönste, und der kräftig orangerote Schnabel sowie die ebenso gefärbten Füße erhöhen den Farbenreiz der ganzen Erscheinung. Noch schöner aber ist das Frühjahrskleid unserer Möwe, das sie angezogen hat, wenn sie im Lenz an ihren Brutplätzen erscheint. Eine schwarzbraune Kappe hat sie dann über den Kopf gezogen, die vorn

Sturmmöwe, Nester mit Gelege.



Steenhuizen. *Wassenaar, Holland, Juni 1906.*

Silbermöwe beim Nest mit Jungen.

herabreicht bis zur Kehle, das Genick aber freiläßt. Von dem blendenden Weiß des Halses hebt sich dies tiefe Braun in wirkungsvoller Weise ab, und auch der Schnabel, der gleich den Ständern im Frühling blutrot gefärbt erscheint, ist ein herrlicher Schmuck. Im Spätsommer und im Vorfrühling geht der Wechsel des Kleides vor sich. Unter den ausgefärbten Alten trifft man aber stets auch jüngere Vögel mit Übergangskleidern an, an denen die Farben weniger rein sind; ein trübes Rostbraun oder ein gelbliches Weiß nimmt in der Jugend stets einen mehr oder weniger großen Raum ein. Erst im dritten Frühling — also wenn sie zwei Jahre alt sind — erhalten die Jungvögel das Hochzeitskleid, wie es die Alten tragen; erst dann werden sie fortpflanzungsfähig.

Eigentlich sind die Lachmöwen an den deutschen Küsten und im Binnenlande Zugvögel; sie überwintern aber schon in gemäßigten Breiten, regelmäßig z. B. in Südfrankreich, an manchen Seen der Schweiz, in Holland, in gelinden Wintern halten auch bei uns ganze Scharen aus, in Schleswig-Holstein, an der Elbe und andern großen offenen Gewässern. Durch ihren gewandten Flug und ihr unermüdliches Rufen beleben die schönen Tiere die Winterlandschaft aufs anmutigste. Neuerdings sind in dieser Beziehung die „Alstermöwen" von Hamburg bekannt geworden. Wie riesige Schneeflocken wirbeln die ungeheuern Scharen hier mitten in der Großstadt über dem Wasser. Das Publikum heißt sie willkommen und erfreut sich an dem lebendigen Treiben; es opfert den munteren Fliegern manchen Nickel, und die Händler mit den kleinen Stinten in den Papierdüten machen ein gutes Geschäft. Wie geschickt die Möwen die emporgeworfenen Fische im Fluge auffangen, wie sie sich flatternd sammeln um den Leckerbissen, den man ihnen hier auf den steinernen Pfeiler des Brückengeländers gelegt hat! Jede möchte ihn so gern erwischen, und doch scheuen sie die allzu große Nähe der Menschen. Aber schließlich siegt doch die Gier, und die Dreisteste nimmt den Fisch auf halbe Armeslänge vor dem Zuschauer weg.

Kein Zweifel, erst durch die Fütterung seitens des Publikums sind die Möwen veranlaßt worden, hier an der Unterelbe in solchen Schwärmen zu überwintern; ihre Zahl hat zugenommen von Winter zu Winter. Noch Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren es immer nur einzelne Vögel oder ganz kleine Schwärme, die sich auf der Alster um diese Jahreszeit zeigten; jetzt aber wirbeln an jedem Wintertag Tausende durch die Luft oder lassen sich auf dem Eis oder im Wasser nieder, um den Brotbissen, den Fisch aufzunehmen, der im Flug nicht erhascht wurde, wenn die futterneidischen Vögel mit Gekreisch einander verdrängten. Natürlich geht nun auf den Eisschollen die Balgerei weiter, und der unbeteiligte Dritte erschnappt gewöhnlich die Beute. Wehen endlich wieder die Frühlingslüfte, daß das Eis schmilzt auf Flüssen und Seen, beginnt es draußen zu sprießen und zu grünen, so verfehlen auch die besten Leckerbissen ihre Wirkung als Lockmittel; die Vögel ziehen sich zurück in die Umgebung der Stadt, an Seen und Flüsse, Sümpfe und Brüche und beginnen nun, vermehrt durch die Scharen der vom Süden heimkehrenden Wanderer, ihr Liebesleben. Schmal ist wohl noch die Kost, die Mutter Natur ihren Kindern spendet um diese Zeit; aber Liebessehnsucht, — was die Philister auch sagen mögen — mächtiger ist sie als Hunger!

Die Lachmöwen brüten kolonienweise, oft zu vielen Tausenden beieinander. Dabei vermeiden sie die unmittelbare Nähe der Meeresküste, suchen vielmehr landeinwärts gelegene Wasserflächen auf, die mit Rohr



Sturmmöwe. Flügger Jungvogel im Nest auf einer Klippe.



Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Lachmöwe, Dunenjunge im Nest.

und Schilf, Seggen und Binsen dicht bestanden sind, oder weite morastige Flächen, bisweilen auch schilfreiche Ufer größerer Flüsse oder grüne Inseln in Strom und in See. Die Nester einer Gesellschaft stehen ziemlich nahe beieinander, jedes einzelne auf einem niedergetretenen Schilfbüschel oder im Grase sumpfiger Wiesen, in dem Pflanzengewirr der Dünenlandschaft, auch schwimmend auf zusammengetriebenen Schilfstengeln am Rande des Röhrichts, auf trockenen Stellen zwischen dem Schilf usw. Im April treffen sie die ersten Anstalten zum Brüten, indem sich die einzelnen Paare, natürlich unter Geschrei und Gezänk, ein passendes Plätzchen wählen, Schilf und Gras niedertreten, hierauf Halme von Rohr, Stroh u. dergl., oft in großen Massen, herbeischaffen und dann in die kunstlos aufgeschichteten Stoffe eine seichte Vertiefung eindrücken. Im Mai liegen die Eier in der flachen Nistmulde, gewöhnlich drei Stück, manchmal auch nur zwei. Diese sind — übrigens wie alle Möweneier — von überraschender Größe, größer als Kiebitzeier, dabei sehr verschieden in der Form, bald schlank, bald rundlich, kreiselförmig oder oval. Auch die Grundfarbe der rauhen, glanz-

losen Schale weist außerordentliche Verschiedenheiten auf: olivenbraun oder -grün, matt gelblich oder licht blaugrün. Graue und olivenbraune bis schwarzbraune Punkte, Flecken, Strichel bedecken die Eischale, bald ziemlich gleichmäßig, bald mehr am stumpfen Pol oder auch kranzförmig einige Zentimeter von diesem entfernt, während die licht blaugrünen Eier gewöhnlich keine Zeichnung tragen.

Männchen und Weibchen besorgen das Brutgeschäft abwechselnd. Schon nach 16 bis 18 Tagen schlüpfen die Jungen aus den Eiern, obwohl die Eltern durchaus nicht so brütlustig zu sein scheinen, wie manche andere Vögel; wenigstens lassen sie sich durch jede Kleinigkeit bei ihrer Beschäftigung stören und fliegen kreischend auf. In einer großen Gesellschaft gibt's eben immer Unterhaltung, Zank, Lärm und Geschrei. Die Kleinen, welche ein dichter, weicher Flaum einhüllt, blaß gelblichbraun mit manchen schwarzbraunen Zeichnungen, bleiben noch so lange im Nest, bis sie notdürftig fliegen können. Ihre rötlichweißen Schnäbelchen strecken sie den Alten entgegen, die ihnen Insekten bringen oder kleines Gewürm. Nach acht Tagen etwa verlassen sie die Kinderstube und schwimmen ein Weilchen auf dem Wasser umher, um jedoch bald wieder das traute Heim aufzusuchen oder ein anderes trockenes Plätzchen. Auch im Flattern üben sich später die Jungen, fallen freilich anfangs bei diesem kühnen Unternehmen immer wieder zwischen das Röhricht; aber schließlich wird doch aus dem Flattern ein wirkliches Fliegen, und es dauert nicht lange, so tun sie's den Eltern gleich in den sanften, leichten Flügelschlägen, denen man keine Anstrengung mehr anmerkt, in kühnen Schwenkungen, ruhigem Schweben und Kreisen; die Luft wird immer mehr ihr eigentliches Element, während der Aufenthalt auf dem Wasser in gleichem Maße zurücktritt. Jetzt kümmern sich die Alten natürlich nicht mehr um ihre nun erwachsenen Kinder; aber anfangs, bevor diese fertig fliegen konnten, da bewachten die besorgten Eltern jeden Schritt der niedlichen Möwchen, brachten ihnen Ätzung, nahmen sie in Schutz vor zudringlichen Nachbarn und verteidigten sie mutig selbst gegen größere Feinde, wie Weihen, Störche, Reiher, wohl auch gegen Hunde, welche die Kolonie beunruhigten. Zeigt sich solch gefiederter oder vierbeiniger Störenfried, so erhebt sich auf das Alarmgeschrei der ersten Möwe, die ihn bemerkte, die ganze große Gesellschaft, umschwärmt mit gräßlichem Gekreisch den Gefürchteten und stößt so wütend nach ihm, daß er gewöhnlich nichts eiligeres zu tun hat, als das Bereich der mutigen Vögel zu verlassen. Nur wo einzelne junge Möwen plötzlich überrascht werden von einem Falken, einem Habicht, einer Rohrweihe oder auch von einem nächtlicherweile heranschleichenden Fuchs, da fallen sie dem Räuber gewöhnlich zum Opfer. Auch die Eier werden von den genannten Feinden



v. Jan. — Vogelinsel Annet, Scilly Inseln, Juli 1907.

Sturmmöwe. Halbwüchsige Junge im Nest.

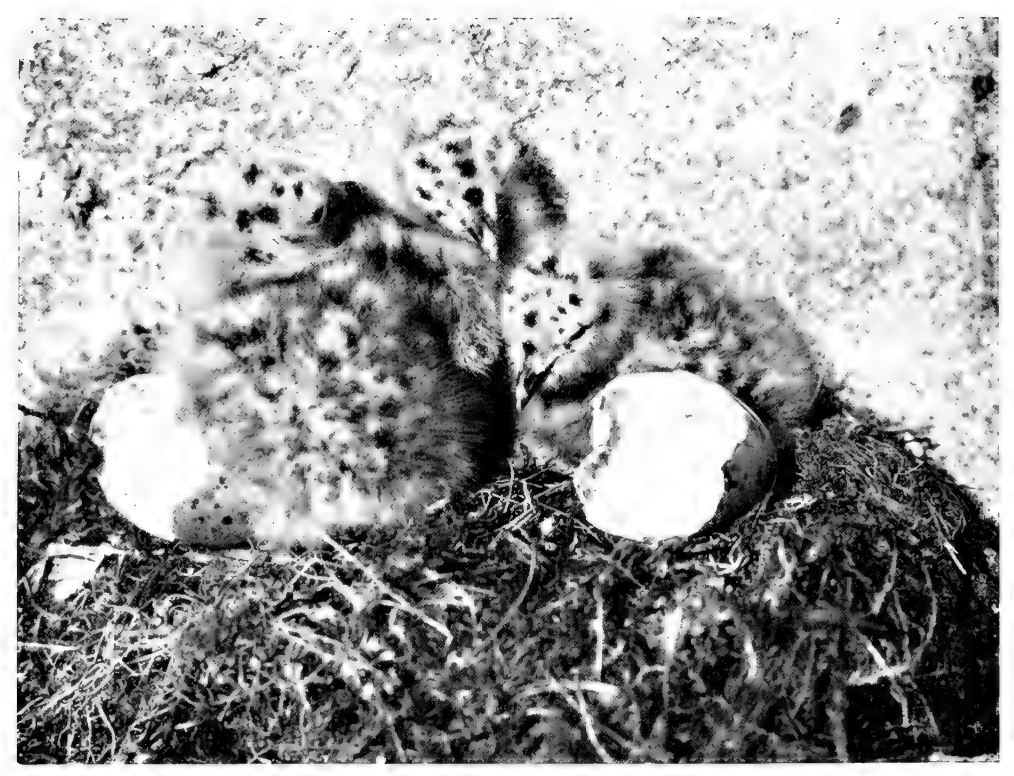


M. Behr. *Sylt, Juni 1907.*

Flugbild der Silbermöwe.

bedroht; die schlimmsten Nestplünderer aber scheinen die Krähen zu sein, die nicht selten in gleich großer Kopfzahl die brütenden Möwen überfallen.

Im Juli wird es still am Brutplatze; die Nester stehen verlassen. Federn, Eischalen, verwesende Junge, die verunglückt sind, Kot, niedergetretenes Schilf erzählen aber in beredter Sprache von dem regen Leben und Treiben, das hier noch vor wenig Wochen oder Tagen herrschte, von Liebe und Eifersucht, Zank und Streit, Elternsorge und Elternglück. In alle Winde haben sie sich zerstreut, die Alten sowohl wie die Jungvögel; nur hie und da sitzen noch ein paar brütend auf den Nestern, da ihnen das erste Gelege zerstört ward kurz vor dem Ausschlüpfen, oder schweben über dem Wasser. Letztere sind vielleicht Junge vom vorigen Jahre, die heuer noch nicht zur Brut schritten. Anfang August wird es dann ganz still; auch die Jungvögel, die merkwürdigerweise erst nach den Alten abziehen, haben die Umgebung ihrer Geburtsstätte verlassen. Sie treiben sich wohl jetzt auf anderen Seen und Teichen umher, wo sie Nahrung und Sicherheit finden, um dann gemeinsam das eigentliche Herbst- und Winter-

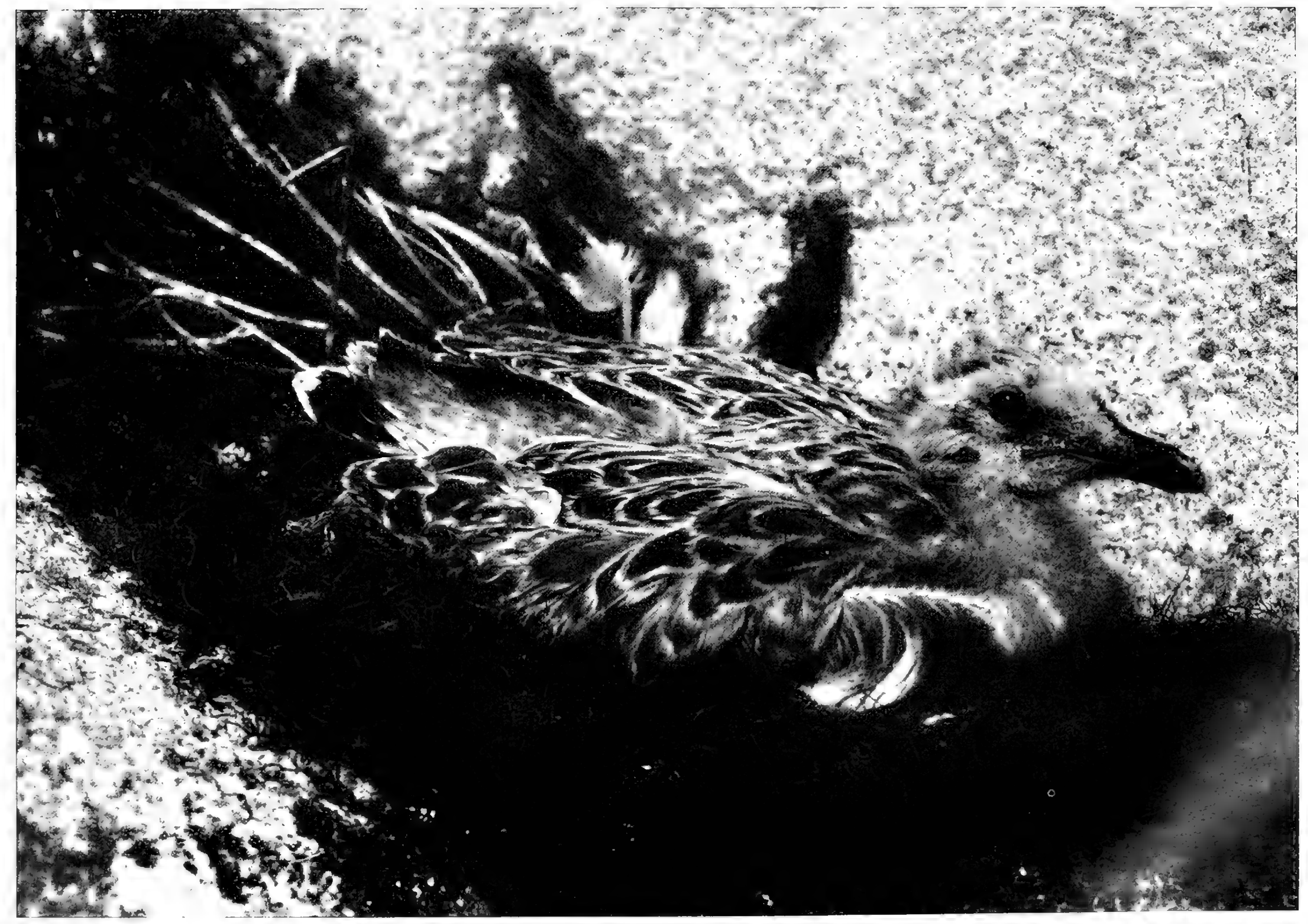


v. Jan. *Scilly-Inseln, Juli 1907.*
Sturmmöwe. Eben geschlüpfte Junge im Nest.

quartier weiter im Süden aufzusuchen. Immer ziehen sie in großen Schwärmen, immer mit viel Lärm und Geschrei; eine einzelne Lachmöwe sieht man nur äußerst selten auf der Wanderung. Dabei nehmen sich unsere Reisenden viel Zeit; sie weilen, wo es ihnen behagt, und so beobachtet man bei uns bisweilen noch im Oktober ganze Schwärme von Möwen, wie sie sich tummeln in der Nähe eines Gewässers.

So gesellig die Lachmöwen untereinander sind, am Brutplatz wie auf der Reise, so schließen sie sich doch gegen andere, selbst nah verwandte Arten sehr streng ab. Sie vertreiben durch Stoßen und Beißen jeden Vogel, der mit ihnen wandern will, und dulden namentlich in der Nähe ihres Nistplatzes kein anderes gefiedertes Wesen. Es sind immer Ausnahmefälle, wenn man, wie z. B. in Jütland und in Schleswig an der Schlei, einige Lachmöwen in friedlichem Verein mit zahlreichen Brand-Seeschwalben an gemeinsamen Brutplätzen antrifft.

Viel enger begrenzt, wenigstens was Deutschland betrifft, ist das Gebiet der Silbermöwe. Sie meidet als Brutvogel das Binnenland gänzlich,



Junge Sturmmöwe im Nest.



Steenhuizen. *Wassenaar, Holland, Juni 1906.*

Silbermöwe. Frisch ausgeschlüpfte Junge und ein vom Jungen schon angepicktes Ei.

indem sie sich auf unser Nordseegestade beschränkt; an der Ostsee brütet sie nicht. In den Dünen auf der Nordspitze von Sylt nisteten seit undenklichen Zeiten diese Möwen in so ungeheuern Scharen, daß noch vor kaum einem Jahrhundert gegen 30000 Eier gesammelt werden konnten. Jetzt hat die Zahl der hier brütenden Vögel bereits beträchtlich abgenommen. Dasselbe gilt auch von den übrigen Inseln. Nur die Vogelkolonien von Borkum und Langeoog beherbergen noch bedeutende Mengen, etwa 2000—4000 Paare. Der Juister Vogelkolonie fehlt die Silbermöwe, während sie auf dem gegenüberliegenden Memmert in 80 Paaren nistet. Auf dem Ostende von Norderney und dem von Spikeroog brüten nur wenige Paare (nach Leege). Freilich außerhalb Deutschlands ist das europäische

14*

Verbreitungsgebiet auch dieser Möwe sehr groß. Die Küsten Skandinaviens bewohnt sie bis hinauf ins Eismeer, desgleichen die britischen Inseln und die Färöer; nach Süden aber schiebt sie ihre Brutplätze vor bis ins nördliche Frankreich.

Die Silbermöwen sind mehr Strich- als Zugvögel; außerhalb der Brutzeit streifen sie weit umher, so daß man die schönen Tiere dann wohl auch tief im Binnenlande über Seen und Flüssen gewahrt. Wenn aber die Frühlingssonne im April das erste Grün hervorlockt in den Dünen, da stellen sich die für unsere Nordseeküste so charakteristischen Möwen an ihren alten Brutstätten wieder ein, und ihre herrlichen Flugkünste, die sie hier üben, erfreuen jeden Naturfreund. Mit langsamen, kräftigen Flügelschlägen gleiten die weißen Vögel an dem tiefblauen Himmel dahin. Ohne jede Bewegung schrauben sie sich in Spiralen empor zu bedeutender Höhe; ein paar Schläge der Schwingen, und dann mit ausgebreiteten Flügeln ein ruhiges Schweben unverrückt an demselben Ort, trotz des starken Gegenwinds in der Höhe. Jetzt wird ganz unerwartet der Körper seitwärts geworfen, und nun schießt er hinab in weitem Bogen nach dem Wasserspiegel, um sofort wieder emporzusteigen hoch in die Lüfte. Dabei stoßen die unermüdlichen Flugkünstler ein tiefes Lachen aus „hahaha", oder ein weitschallendes „kjaukjaukjau", wie eine klagende Menschenstimme. Ist endlich die Niststelle erkoren, so wird in dem Dünensande eine flache Mulde ausgescharrt und aus Halmen des Sandhafers oder anderer Gräser, aus Wurzelfasern u. dergl. eine Unterlage für die drei Eier geschaffen. Bisweilen ruht das kunstlose Nest ganz frei im Sande, meist jedoch steht es im Schutze eines Sandhaferbusches oder zwischen Heidekraut, in einem Haufen trocknen Tanges, ja selbst zwischen Muschelschalen, die das Meer angespült hat.

Die Eier erreichen die Größe von Gänseeiern, obwohl die Silbermöwe nicht stärker ist als der Kolkrabe. An Gestalt und Färbung zeigen auch sie die größten Verschiedenheiten. Die meisten tragen auf blaß olivengrünem Grunde größere und kleinere Flecken, Tüpfel, Punkte und gekrümmte Linien von tiefbrauner und aschgrauer Färbung; aber selbst himmelblaue Eier ohne irgendwelche Andeutung einer Zeichnung kommen bisweilen vor. Vier Wochen beträgt die Brütezeit; dann schlüpfen die Jungen, gehüllt in ein schmutzigweißes, oben dunkelgeflecktes, wolliges Dunenkleid, aus den Schalen.

Die unbeholfenen Kleinen weilen wohl noch ein paar Tage im Neste; sobald sie aber gehen können, streichen sie mit häßlichem Geschrei in den Dünen umher, und die Alten bringen fleißig Futter herbei für ihre allzeit hungrige Nachkommenschaft. Später, wenn sich ordentliche Federn an den Seiten der Brust und am ganzen Unterleib hervorgedrängt haben, wagen sich die jungen Möwchen ins Wasser; bald wachsen ihnen auch Schwingen und Schwanzfedern, und nun unternehmen sie bereits Flugversuche, anfangs



v. Jan. Juli 1907.

Klippe auf der Vogelinsel Aunet, Scilly-Inseln, mit Sturmmöwen.



M. Behr. *Sylt, Juni 1907.*

Flugbild der Sturmmöwe.

nur niedrig über dem Boden dahinflatternd, bald aber höher und höher aufsteigend in die Lüfte. Erst im dritten Jahre werden die Jungvögel fortpflanzungsfähig, und erst dann erhalten sie das prächtige Gewand ihrer Eltern. Kopf, Hals, Brust, Bauch, Schwanz und die Deckfedern unter den Flügeln leuchten in blendendem Weiß; Flügel und Schultern zeigen das bekannte Möwenblau; die Schwingen sind schwarz gefärbt, tragen aber weiße Enden. Den hochgelben Schnabel ziert unmittelbar hinter der Spitze des Unterschnabels ein leuchtend roter Fleck; schwefelgelb ist die Iris, und die Füße blaß fleischfarben. Von August an wird dies Hochzeitskleid dann verdrängt von einem Winterkleide, das kleine matt graubraune Schaftflecke auf Kopf und Hals zeigt.

In der Gesellschaft von Lach- und Silbermöwen beobachtet man auf den ostfriesischen Inseln und an der Festlandsküste dahinter nicht selten auch die Sturmmöwe; selbst tiefer im ostfriesischen Binnenland begegnet man ihr bisweilen, wo sie Nahrung suchend dem Pfluge folgt. Ihre Zahl vermehrt sich im Laufe des Sommers und Herbstes, und während die Haupt-



C. O. Bartels. *Februar 1908.*

Futter suchende Möwen im Kieler Hafen.

masse der andern Möwen sich zerstreut, überwintern viele von ihnen in dieser Gegend. Aber nicht nur an der Nordsee — namentlich auf Sylt und am Jadebusen — sondern auch an der Ostseeküste trifft man größere oder kleinere Brutkolonien, z. B. bei Heiligenhafen auf Poel und Langenwerder an der mecklenburgischen Küste. In Rußland geht diese Möwe hinauf bis zum Eismeer, ebenso in Skandinavien bis zum Varangerfjord. Sie bewohnt Schottland, die Hebriden, Orkney- und Shetland-Inseln, brütet aber auch auf den Scilly-Inseln, also noch unter 50° n. Br. Im Winter halten sich die schönen Tiere, die auf ihrem Kleid fast genau dieselben Farben und Zeichnungen wie die Silbermöwen tragen, sich aber durch die viel geringere Größe und schlankere Gestalt auf den ersten Blick von ihnen unterscheiden, gern an den Flußmündungen, z. B. an der Elbe, oder an geschützten Buchten auf — in und vor dem Kieler Hafen sind sie nächst den Lachmöwen das ganze Jahr hindurch zahlreich anzutreffen — wandern aber auch an den Flüssen bisweilen tief ins Binnenland hinauf. So hat man sie auf den größeren Seen Oberbayerns und der



v. Jan. Scilly-Inseln, Juli 1907.

Sturmmöwe. Eben geschlüpfte Junge im Nest.



A. Bachmann. *Sylt.*

Silbermöwe.

Schweiz öfters beobachtet. „Im Frühling (Ende März bis eventuell Ende April) bedeckt sie regelmäßig, öfters zu Tausenden, die überschwemmten Pregelwiesen von Insterburg bis zur Mündung oft mehrere Wochen bis zum Aufhören der Überschwemmung, in manchen Jahren stark mit Lachmöwen gemischt" (Christoleit).

Im Brutgeschäft und in der ganzen Lebensweise ähnelt die Sturmmöwe ihren Verwandten. Zu Anfang Mai erscheint sie in größeren oder kleineren Scharen an den Brutplätzen; ihre Nester stehen auf Grasbüscheln, zwischen Steinen, ganz frei auf dem Boden oder auch an manchen Orten in Getreidefeldern. Sie sind aus wenig Halmen und Würzelchen, etwas Tang u. dergl. oder auch aus einer großen Menge aufgehäuften Materials gebaut. Die Eier — zwei bis drei zählt das volle Gelege — sind in der Färbung den Lachmöweneiern ähnlich, doch bedeutend größer als diese. Im Brüten und in der Erziehung der Jungen bietet die Sturmmöwe keine Besonderheiten. Meist verweilen die Kleinen noch längere Zeit im Nest, schwimmen, sobald ihnen die Federn zwischen den Dunen am Unterleib hervorkeimen, behend

im Wasser umher, und wenn sie erwachsen sind und fliegen können, verlassen sie mit den Alten die Brutplätze.

Die Sturmmöwe gilt den Bewohnern der deutschen Nordseeküste als Wetterprophet. Auf sie bezieht sich das ostfriesische Sprichwort: „Mewen in't Land, Unweer vör d' Hand." Stürmisches Wetter ist ihr so zuwider, daß sie bei hohem Wellengange das Meer verläßt und, früher als jede andere Möwe, hinter die schützenden Deiche flüchtet, wohl auch viele Meilen weit ins Land streicht, um hier teils auf größeren Gewässern, teils auch auf Äckern zu verweilen, bis der Sturm sich gelegt hat. So kommt es, daß sie bisweilen in großer Anzahl ganz unerwartet in Gegenden erscheint, wo sie sich sonst nie oder nur ausnahmsweise sehen läßt.

Man hat den Möwen den Vorwurf gemacht, daß sie arge Fischräuber seien. Dies gilt jedoch nur in beschränktem Maße, und zwar am wenigsten von der bei uns verbreitetsten Art, der kleinen Lachmöwe. Wenn sie in großem Bogen aus der Luft auf den Wasserspiegel herabschießt, um etwas Genießbares aufzunehmen, so taucht sie doch eben bloß mit dem Kopf ins Wasser, infolgedessen sie nur dann ein kleines Fischchen zu erwischen vermag, wenn dieses zufällig der Oberfläche sehr nahe ist. In seichten Gewässern, kleinen schlammreichen Pfützen wird die Beute an Fischen freilich reichlicher ausfallen, zumal die Lachmöwen dann auch schwimmend und watend dem Fischfang obliegen. Geschicktere Fischer scheinen die größeren Sturmmöwen zu sein, obgleich auch sie höchstens mit Kopf und Hals ins Wasser tauchen. Ihre Fertigkeit aber, von der Höhe aus nach einem an der Oberfläche des Wassers schwimmenden Fische herabzustoßen, mit sicherem Schnabelgriff die Beute zu erfassen und sich mit ihr in weitem Bogen wieder emporzuschwingen, setzt jeden Beobachter in Erstaunen. Auch der großen Silbermöwe ist jeder Fisch ein Leckerbissen; aber wie lange Strecken sieht man sie absuchen, ehe ihr einmal der Fang eines kleinen Fisches gelingt! Nur nach stärkerem Wellenschlage wird ihre Beute an halb ermatteten oder toten und gestrandeten Fischen etwas größer sein. Die Veröffentlichungen Rörigs bestätigen das Gesagte; bloß etwa ein Drittel der untersuchten Möwen zeigten Fischreste (Schuppen und Gräten) in ihrem Magen.

Die Hauptnahrung, namentlich im Frühling und Sommer, scheint aus Insekten zu bestehen, welche die Möwen teils vom Wasser, teils vom Lande aufnehmen: Wasserkäfer, Wasserwanzen, Libellen, aber auch Maikäfer, Spinnen, Heuschrecken, Ameisen u. a. Die Möwen besuchen gern frischgepflügte Äcker, um hier auf Engerlinge, Maulwurfsgrillen und Regenwürmer zu fahnden; selbst Mäuse hat man sie fangen sehen, die eine Lieblingskost namentlich der Sturmmöwen sind. In der Maikäferzeit flattern die Lachmöwen bisweilen in ganzen Gesellschaften um die Bäume, die von



C. O. Bartels. *Februar 1908.*

Ruhende Möwen im Kieler Hafen.

den braunen Gesellen heimgesucht werden, und füllen ihren Schlund mit der willkommenen Beute. Auch fliegende Insekten erhaschen sie geschickt, z. B. Ameisen, wenn diese ihren Hochzeitsreigen in der Luft aufführen. Kleine Konchylien, Krebse und allerlei Würmer werden natürlich auch nicht verschmäht; die weiten Watten liefern den Möwen zur Ebbezeit in reichem Maße solche Kost. Dazu vervollständigen vegetabilische Stoffe den Speisezettel: Algen, Hafer- und Weizenkörner, Blaubeeren, Krähenbeeren u. a. Man sieht, der Schaden, den die Möwen durch das Wegfangen von Fischen ausüben, wird reichlich quitt gemacht durch die Vertilgung schädlicher Insekten und Mäuse. Unsere drei Möwenarten, besonders die Lachmöwe, dürfen wir zuverlässig zu den nützlichsten Wasservögeln rechnen; der Ackersmann in den Marschen weiß es, daß sie ihm treue Verbündete sind.

Aber soll man den Nutzen eines Geschöpfes immer nur bestimmen nach Geld und Geldeswert? Gibt es nicht noch andere, ideale Gesichtspunkte? Möwen über dem blauen Spiegel des Sees sind die herrlichste Zierde der Landschaft. Kreischender Möwenschrei in den einsamen Klippen ist Musik,

wir fühlen die Harmonie mit der felsigen Küste und der tosenden Brandung. Möwen, den Dampfern folgend weit hinaus in das Meer, kannst du dir anmutigeres, freundlicheres Geleit denken, wenn du Abschied nimmst von der Heimat? Und doch, wie übel hat der Mensch seit jeher den lieblichen Geschöpfen mitgespielt! In barbarischster Weise hat er die Vögel mit tödlichem Blei an ihren Brutplätzen überfallen, massenhaft sie ihrer wohlschmeckenden Eier beraubt. Noch heute glaubt mancher Badegast unserer Seebäder, seine Mußestunden nicht besser ausfüllen zu können, als durch gedankenloses Abschießen der harmlosen Tiere. Das Reichsgesetz, betr. den Schutz von Vögeln, vom 22. März 1888 erlaubt noch immer das Einsammeln, Feilbieten und den Verkauf der Eier von Strandvögeln, Seeschwalben, Möwen und Kiebitzen. So ist es kein Wunder, daß die leichtbeschwingten Scharen, denen ja auch die fortschreitende Kultur die Existenzbedingungen mehr und mehr raubt, in stetiger starker Abnahme begriffen sind. Wie ist die Silbermöwenkolonie auf Borkum zusammengeschmolzen! Wie armselig der kleine Rest auf Norderney! Auf Baltrum, auf Wangeroog keine einzige nistende Möwe! Die Gesetze gewähren den Vögeln keinen oder nicht genügenden Schutz vor Mord und Eierraub. „Unter dem jetzt herrschenden Ausrottungssystem," schreibt Otto Leege, der beste Kenner dieser traurigen Zustände, „wird man es über kurz oder lang dahin bringen, daß die herrlichste Zierde der Nordseegestade (die Silbermöwe) der Mythe angehören wird."

Möge diesem Vernichtungskriege, den Gedankenlosigkeit führt, aber auch Roheit und Lust am Zerstören, durch gesetzliche Schranken Einhalt geboten werden, ehe es auch hier heißt: Zu spät!

Der rotrückige Würger.

Von Martin Braeß.

Schmeichelnamen sind's nicht, die das Volk einem der schmucksten Vögel unserer Heimat gegeben hat. „Würger", „Neuntöter", Dorndreher" und ähnliche Bezeichnungen weisen auf ein gar grausames Handwerk hin. An die Raubritter des Mittelalters denkt man dabei und an die Folterqualen ihrer Gefangenen in den dunkeln Burgverließen. Gott sei Dank, ganz so schlimm treibt's der kleine Vogel nun nicht, und wenn wir ihm in den Sitten die erste Zensur auch vorenthalten müssen, sein Wandel ist doch um vieles besser, als sein Ruf.

Wer die Hecken vor den Dörfern, die Dornbüsche am Rande von Feldgehölzen, Wiesen und Laubwäldern, die hohen Ginster-, Schleh- und Weißdornsträucher, wie sie verstreut sind am steinigen Hang, von Mitte Mai an einer genauen Untersuchung unterzieht, der findet gar nicht selten Maikäfer, Maulwurfsgrillen, Heuschrecken, Hummeln, Raupen, auch kleine Frösche, vielleicht sogar ein Mäuschen oder einen Jungvogel aufgespießt auf den spitzen Dornen. Oft trägt ein einziger Schlehen- oder Weißdornstrauch ein ganzes Dutzend solch grausam hingemordeter oder noch zuckender Opfer, und der Uneingeweihte ist vielleicht empört über die Roheit böser Buben, denen er solche Schandtat zuschreibt. Doch gemach! Der Mörder, in dessen Reich wir eingedrungen sind, sitzt in der Nähe. Ein Vogel ist's; von dem obersten Wipfel des Pflaumenbaums herab hier am Wege läßt er seinen rauhen Ruf, ein hartes, kurzes „gäck, gäck" mehrmals hintereinander hören. Dann fliegt er mit langgezogenem „gwäh-ä" herab auf einen Schlehenstrauch, der die Hecke am Rande des Feldes überragt. Jetzt kann man den Burschen ganz deutlich erkennen. Stolz sitzt er da in aufrechter Haltung, einem Raubvogel gleich, und doch ist er nicht größer als eine Feldlerche. Der etwas ausgebreitete Schwanz wippt auf und ab, auch nach rechts und nach links schlägt ihn der Vogel, daß es fast aussieht, als ob er ihn im Kreise bewege. Wie mutig das große Auge aus dem breiten schwarzen Streifen herausblickt, der von der Schnabelwurzel bis an den Nacken zieht; wie kühn die Spitze des Oberschnabels hakenförmig

sich krümmt, und wie das aalglatt anliegende Gefieder so blank und schmuck ist, der Rüstung eines Ritters zu vergleichen. Besonders hübsch nimmt sich die weiße Kehle aus und die rosig angehauchte Brust; aber auch der aschblaue Oberkopf und Hinterhals und das schöne Rostbraun des Rückens gereichen dem Vogel zur Zierde: wirklich eine der schmucksten Erscheinungen unserer Ornis! Wenn man sich den Würger so groß dächte wie einen Adler, an Majestät in Haltung und Blick würde er dem König der gefiederten Welt nicht das geringste nachgeben!

Aber was er wohl beabsichtigt mit der sonderbaren Gewohnheit, auf seinem Lieblingsstrauch allerlei Beute aufzuspießen? Genau weiß man's nicht; doch wird man kaum fehlgehen in der Annahme, daß es eine Speise- oder Vorratskammer ist, die sich der kluge Vogel in den Zeiten des Überflusses anlegt, um davon zu zehren, wenn ungünstige Witterung den Insektenfang erschwert. Keineswegs spießt er, wie das Volk wohl glaubt, jede Beute auf, ehe er sie verschluckt oder seinen Jungen bringt. Nur wenn er gesättigt ist, dann sammelt er auf den Dornen an, was der Augenblick ihm bietet. Größere Tiere, wie Frösche, Mäuse, Nestvögel, wird er gewiß auch aus dem Grunde gern aufspießen, um sie leichter verzehren zu können, stückweis, gewissermaßen wie von einer Gabel. Von den aufgespießten Mäusen z. B. zerrt er nur das Fleisch aus dem Balg heraus; dieser aber und die Knochen bleiben den Ameisen übrig zum Abnagen. Einige wollen auch wissen, der Würger sei ein rechter Gourmet, der das Fleisch nicht gern frisch genieße, sondern „abgelegen"; ja er schwärme für einen gewissen Hautgout, wie manche Leute ihn verlangen beim Hasen und bei anderem Wild.

Die Speisekarte des rotrückigen Würgers hat man in letzter Zeit sehr eingehender Durchsicht unterzogen, aber trotzdem ist unter den Ornithologen und Naturfreunden Einigung nicht erzielt worden. Die einen bezeichnen den Vogel als schlimmsten Feind unserer Sänger, der nicht nur den Nestvögeln nachstelle, sondern auch bereits ausgeflogene Junge ergreife. Einen Dorndreher dürfe man daher im Garten nicht dulden; er vertreibe durch seine Mordsucht die nützlichen Kleinvögel. Andere wieder sind der Meinung, der vielumstrittene Vogel erlaube sich nur ganz ausnahmsweise einmal einen Übergriff, ja er gehöre infolge der Vertilgung so vieler schädlicher Insekten und bei seiner Vorliebe für Mäuse zu den nützlichsten Tieren. Kein Zweifel, es werden sich unsere Würger individuell verschieden verhalten; manche, denen die Gelegenheit fehlte, haben vielleicht niemals ein Nestjunges gekostet, sondern stets sich begnügt mit Käfern, Hautflüglern, Schmetterlingen, Würmern u. dergl., anderen wieder hat nichts so gut geschmeckt wie das nackte Vögelchen im Nest, das sie wohl anfangs für einen Engerling hielten, und diese sind es nun, die planmäßig Nestraub



R. Paul *Glogau, Juni 1907.*

Rotrückiger Würger. Männchen am Nest mit Jungen.

treiben. Wenn man nur die Magenuntersuchungen berücksichtigt, welche verschiedene Forscher veröffentlicht haben, so wird man sich leicht überzeugen, daß der rotrückige Würger seine Nahrung hauptsächlich der Klasse der Insekten entnimmt, wobei er natürlich keinen Unterschied macht zwischen nützlichen und schädlichen Kerbtieren — Maikäfer, Rüssel- und Bockkäfer sind ihm ebenso recht wie die nützlichen Totengräber, Laufkäfer oder Erdhummeln. Daneben aber finden sich in seinem Magen oft Überbleibsel von Mäusen, und nur ganz ausnahmsweise deutet einmal ein Rest auf Vogelraub hin. Auch die Gewölluntersuchungen, denen sich E. Rzehak seit mehr als 20 Jahren gewidmet hat, sind geeignet, den rotrückigen Würger in den Augen der Naturfreunde zu rehabilitieren. Nie fand der genannte Forscher in diesen länglich ovalen Gebilden, die der Neuntöter hervorwürgt, wie's ja auch die Eulen tun, die Rotkehlchen, Grasmücken u. a., den geringsten Vogelrest, kein Knöchelchen, kein Federchen; dagegen ist er geneigt, den Nutzen, den der rotrückige Würger durch Vertilgung von Mäusen stiftet, sehr hoch einzuschätzen. Wie dem auch sei, wer es mit eigenen Augen gesehen, wie der gefiederte Räuber ein junges Rotkehlchen beim Kopfe ergreift und aus dem Neste herauszerrt, wie er sein Opfer im bogigen Flug nach seiner Fleischbank trägt und ihm dort mit kräftigem Ruck den spitzen Schlehendorn durch den Hals treibt; wer es selbst gesehen, wie er seiner Beute zunächst die Schädeldecke einschlägt, um zu dem köstlichsten Leckerbissen, dem zarten Gehirn, zu gelangen; wer junge Sperlinge, Grasmücken, selbst junge Rebhühnchen aufgespießt gefunden: dem können all die Magen- und Gewölluntersuchungen doch nur so viel beweisen, daß in der Regel der rotrückige Würger sich mit Insekten, Würmern und Mäusen begnügt, und daß es individuelle Ausnahmen sein mögen, welche die ganze Gesellschaft in Mißkredit gebracht haben. Der gute Name einer Familie wird nur zu leicht heruntergerissen durch einzelne Missetäter. Die geschwätzige Fama vergrößert das Verbrechen und dichtet noch weitere hinzu von raffinierter Heimtücke und Hinterlist. So erzählt sich das Volk, daß die Mordlust unseres Vogels erst dann gestillt sei, wenn er neun Jungvögel oder andere unschuldige Opfer aufgespießt habe, auch betöre er kleine, dem Nest vor kurzem entflogene Vögelchen dadurch, daß er die Stimme ihrer Eltern in täuschendster Weise nachahme. An diesem Ammenmärchen, dieser „Jäger- oder Vogelstellersage", wie schon Vater Bechstein sich ausdrückt, ist nur das eine wahr, daß der rotrückige Würger den Gesang und die Lockrufe recht verschiedener Vögel vorzüglich zu kopieren versteht.

Am besten offenbart sich diese Gabe an gefangenen Würgern, die eben aus diesem Grunde sich großer Beliebtheit als Stubenvögel erfreuen. So schreibt Karl Müller über den reichen musikalischen Vorrat,

15*

den einer seiner Pfleglinge zum besten gab, folgendes: „Zuerst ließ er den Ruf und das Schnalzen der Nachtigall hören, worauf eine zischende Strophe folgte, die mit einem Triller endete, dann flötete er das Lied der Schwarzamsel tief und melodisch, hierauf trug er den Gesang des Baumpiepers so täuschend und mit solcher Überschwänglichkeit im Ausdruck vor, daß man in Wahrheit glaubte, das sanfte, langgezogene, leise verhallende Lied von einem auf- und niedersteigenden Pieper selbst zu hören. In unmittelbarem Zusammenhang folgten dann Wachtel-, Feldhuhn-, Unken-, Kuckucks-, Bussard- und andere Rufe, verschiedene Teile aus den Liedern der Grasmücken, klangvolle Drosseltöne, der Überschlag des Mönchs und zuletzt die mannigfachsten Locktöne im Herbste ziehender Meisenfamilien und Goldhähnchen."

In der freien Natur kann man oft lange warten, ehe man von einem Würgermännchen etwas anderes hört, als den oben angeführten Ruf „gäck, gäck" oder den scharfen Warnungslaut „täck", wie er so charakteristisch ist für die Grasmücken. Hat man aber das Glück, den wirklichen Gesang zu vernehmen, so wird man staunen über die Modulationsfähigkeit dieser Sängerkehle. Ein lustiges Quodlibet ist's, was uns der schmucke Bursche vorträgt, ohne Gliederung, ohne Pause, alles hintereinander und durcheinander. Jetzt das Zwitschern der Schwalbe, jetzt das Liedchen des Goldammers, des Stieglitzes, dann wieder das „karrakiet" des Drosselrohrsängers, der Lockruf des Rebhuhns usw. und dazwischen das leise gepreßte Zwitschern, wie es Mutter Natur dem Tausendkünstler in den Schnabel gelegt hat. Das ganze lustige Durcheinander wird allerdings mit ziemlich schwacher Stimme vorgetragen, namentlich erreichen die Imitationen die Stärke des Originals in den meisten Fällen bei weitem nicht.

In der Nähe seines Nestes ist unser Würger ein gar streitlustiger Herr. Er duldet hier keinen andern Vogel und verfolgt jeden Eindringling eifrigst. Auch größere Vögel, wie Amsel und Singdrossel, selbst der große Buntspecht und der Grünspecht, nehmen Reißaus, wenn der kleine Kerl mit schäckerndem Schrei und wütender Gebärde von seinem Lieblingssitz sich herabstürzt; niedrig über dem Boden fliegend, jagt er dem Davoneilenden ein Stückchen nach, um sich dann in schön aufsteigendem Bogen wieder dem Ästchen zuzuwenden, das er soeben verlassen. Selbst wildernde Katzen greift er mutig an, wenn sie sich lüstern in die Nähe des Nestes schleichen, und sogar vor den Menschen fürchtet er sich nicht, sobald es gilt, seine Brut zu verteidigen. Vor Elstern und Krähen, diesen schlimmsten Strauchrittern der Feldgehölze, die der wachsame Vogel stets mit aufgeregtem „täck, täck" empfängt, sind die Nestjungen durch die dichten Dornen, in denen die luftige Wiege steht, meist genügend geschützt.



R. Paul. *Glogau, Juni 1907.*

Rotrückiger Würger. Männchen am Nest mit Jungen.

Das Nest ist manchmal recht sorgfältig gebaut aus trocknen Halmen, zarten Wurzeln, Moos u. dergl., innen schön ausgekleidet mit Haaren und Wolle; manchmal aber erscheint der kleine Bau so locker zusammengefügt, daß man sich wundert, wie er Wind und Wetter zu trotzen vermag. Freilich ist das Nest immer gut geborgen im dichtesten Zweig- und Blattwerk der Hecken und Dornbüsche, oder auch am Waldrand im Astquirl eines jungen Nadelbaums; 1—2 Meter Höhe über dem Boden scheint dabei unserm Vogel am meisten zuzusagen. Ende Mai oder Anfang Juni ist das Gelege vollzählig. Die fünf, bisweilen auch sechs Eier fallen in der Färbung recht verschieden aus; bald ist die Grundfarbe gelblich, bald grünlich, bald rötlich, und auch die graue oder rotbraune Punkt- und Fleckenzeichnung ist bald gleichmäßig über die ganze Schale ausgedehnt, bald umgibt sie kranzförmig den stumpfen Pol. Das Weibchen scheint die Eier allein auszubrüten, während das Männchen geschäftig für die Gattin allerlei Nahrung herbeiträgt, die es in der Nähe des Nestes auf die Dornen spießt, so daß der brütende Vogel die Eier nur auf kurze Zeit zu verlassen braucht, um sich zu sättigen an der reich besetzten Tafel. Um die Mitte des Brachmonds sperren dann die grauen Dunenjungen die weitgeöffneten Schnäbel den fütternden Alten entgegen, die nun nicht genug Insekten herbeischleppen können.

Namentlich wenn es sich zeigt, daß das brütende Weibchen mit einem Kuckucksei beglückt wurde, haben die Eltern, wie man sagt, alle Hände voll zu tun, den Nimmersatt zufriedenzustellen. Und gerade der rotrückige Würger ist es, der sehr häufig vom Kuckucksweibchen ausersehen wird, dessen Nachkommenschaft großzuziehen; so hat Dr. Rey für Leipzigs Umgebung nachgewiesen, daß bei weitem die meisten der dort geborenen Kuckucke das Licht der Welt in dem Nest eines rotrückigen Würgers erblicken; aber auch in anderen Gegenden überrascht den Naturfreund gar nicht selten der scharlachrote, gelbgeränderte Abgrund eines Kuckucksrachens, wenn er von oben in ein Würgernest schaut. Die von dem eingeschmuggelten Pflegling über den Nestrand geworfenen Eier oder auch schon die mit Dunen bedeckten Kinder der rechtmäßigen Hausbesitzer findet man dann bisweilen am Boden. Wir wollen dem Würgerpaar diesen Dienst, den es als Kuckuckspfleger im Haushalte der Natur so häufig leistet, auf die Kreditseite seines Kontobuchs schreiben.

Wenn die Jungvögel, die in ihrem Jugendkleidchen der Mutter auffallend ähneln — Oberseite graubraun, Unterseite lichtgrau, überall dunkel gewellt — herangewachsen sind, so ziehen sie fort nach dem Süden, und auch die Alten verlassen uns. Ihr Geschäft ist besorgt, nichts hält sie zurück. Ein schöner, warmer Augustabend senkt sich über die Flur; glühend rot ist der Sonnenball untergegangen am westlichen Himmel; da lüftet

das Pärchen seine Schwingen. Die ersten Strahlen der Morgensonne begrüßen die einsamen Wanderer in ferner, ferner Gegend, vielleicht nicht einmal mehr auf deutschem Boden. Wir aber vermissen bei unserm nächsten Spaziergang nach der steinigen Halde das scharfe „täck, täck“, mit dem uns stets der schmucke Vogel empfing, und nur das leere Nest im Schlehenstrauch, dazu ein paar Käfer und Hummeln auf den Dornen erzählen uns noch von dem Leben und Treiben des Neuntöterpaars, das dieses Revier beherrschte; drei Monate wird's her sein, daß es einzog, oder nur wenig länger.

Der weiße Storch.

Von Martin Braeß.

„Der erste Storch!" — Jauchzend und lärmend entflieht die Jugend des Städtchens der dumpfen Schulstube; der Greis verläßt den Ofensitz, und auch Großmütterlein wankt an der Hand des Enkels herfür, den Frühlingsboten zu begrüßen. Malern und Dichtern erschließt sich ein ungeahnter Schatz neuer Ideen; selbst ins dunkle Rathaus dringt ein Strahl der mit der Ankunft des Storchs erwachenden Frühlingssonne, der alle Herzen des hochweisen Magistrats milde stimmt, und seiner Fesseln ledig, gesellt sich der Delinquent zur frohjauchzenden Schar auf der Gasse. So ungefähr schildert Hans Martin Usteri den allgemeinen Jubel, den der „erste Storch" entfacht bei klein und groß, bei jung und alt.

Aber nicht nur, wenn er von der Reise zurückkehrt, ist der Adebar*), der Glückbringer, Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit, auch während des ganzen Frühlings und Sommers wird all sein Tun beobachtet, und jeder weiß etwas von ihm zu erzählen. Jetzt bessern sie das Nest aus am First des Kirchendachs, daumenstarke Reiser, Dornen, auch wohl Erdklumpen herzutragend — jetzt sitzt die Störchin brütend auf den Eiern — jetzt strecken schon vier junge Störche die Schnäbel dem herzufliegenden Alten entgegen — jetzt werden die ersten Flugübungen rings um den Kirchturm unternommen und jetzt . . . fort sind sie alle, dem rauhen Winter zu entfliehen. In der Tat, der Storch ist unser volkstümlichster Vogel; selbst die Hausschwalbe, die doch das engste Freundschaftsbündnis mit dem Menschen geschlossen, kann sich in dieser Beziehung nicht mit ihm messen: sie ist Freundin und Schützling des einzelnen Gehöfts, der Storch aber gehört der ganzen Gemeinde, er erfreut sich der Teilnahme der Gesamtheit, und als ob er das wüßte, sucht er sich so gern das Dach der Kirche aus für seinen Horst oder den hohen Giebel vom Rathaus.

Was für ein hübsches, gemütliches Bild, wenn die Störche kurz vor Sonnenuntergang heimgekehrt sind von der sumpfigen Wiese gleich dem

---

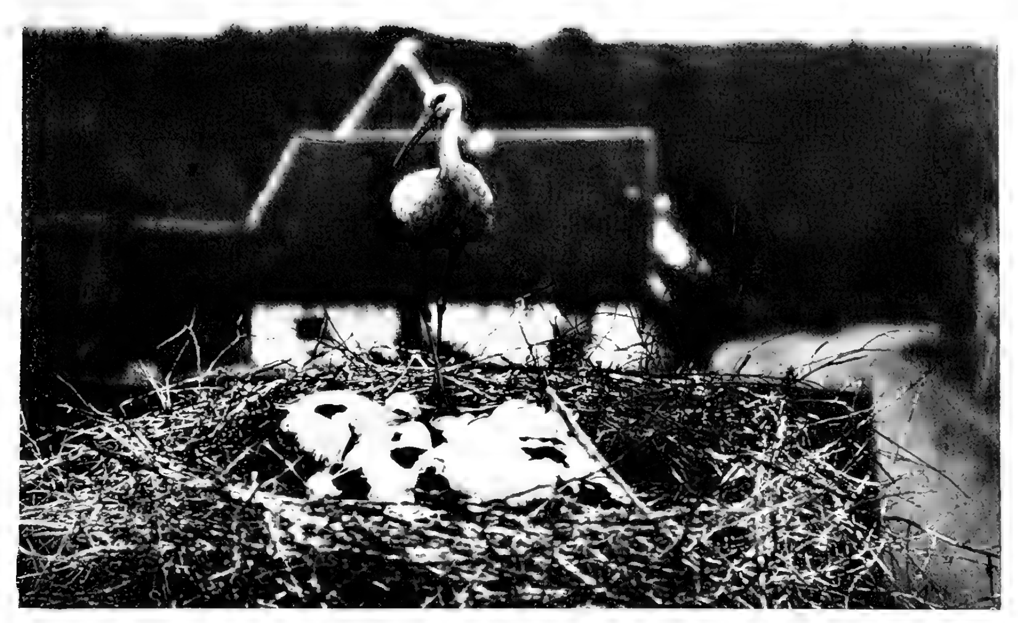
*) Adebar (Edebar, Odebar) oder Heilebart heißt der Storch in Norddeutschland. Althochdeutsch: odeboro; boro = Träger, beran = tragen, ôd = gut; heilbaere = heil-, glückbringend.



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Mai 1907.*

Storchnest mit altem Vogel (stehend) und vier Jungen; die Jungen beim Erwachen, eines gähnend.

müden Landmann und nun droben am First des Dachs sich so gut abheben vom geröteten Abendhimmel, daß sie größer erscheinen, viel größer als sie in Wirklichkeit sind. Jetzt biegt der eine den Hals zurück, daß der Kopf den Rücken berührt und die verlängerten Federn am Kropf einen wirren, aufwärtsstehenden Busch bilden. Der Schnabel ist nach hinten gerichtet, horizontal liegt er auf dem Rücken, und nun beginnt das seltsame, holperige Verschen, das stimmungsvolle Klappern, indem der Vogel beide Schnabelhälften schnell und heftig zusammenschlägt, wobei der Hals sich allmählich hebt und, einen weiten Bogen beschreibend, sich schließlich hinabbeugt bis vor die Brust. Jetzt ist das klappernde Liedchen zu Ende, doch bald beginnt es von neuem, und auch der andere der beiden Gatten beteiligt sich an der musikalischen Übung. Wie lustig, wenn später die Jungen gleichfalls anfangen zu klappern, wenn sie mit flatternden Flügeln im Neste herumspringen, sich ein wenig in die Luft erheben, dann auf den Dachfirst hüpfen, dann wieder ins Nest, bis sie schließlich den ersten un-



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Mai 1907.*

Storchnest mit altem Vogel (stehend) und vier Jungen; die Jungen schlafend.

sicheren Flug wagen hinüber zum Nachbarhaus. Wie reizvoll der Anblick, den auf einer Wiese einherstolzierende Störche gewähren! Mit abgemessenen Schritten voll Ernst und Würde, voll Anstand und Hoheit durchwandeln sie, die langen Beine bedächtig hebend, die grünen Fluren. Wie herrlich der freie Flug der stattlichen Vögel, wenn sie sich mit ein paar Sprüngen erhoben haben vom Boden, die mächtigen Fittiche anfangs hastig und schnell bewegten, nun aber so ruhig schwimmen im Luftmeer, den langen Hals und den Schnabel weit nach vorn, die Ständer nach hinten gestreckt, die Flügel ausgebreitet, daß sich die Schwingen an den Spitzen teilen, riesigen Fingern vergleichbar. Schöne Kreise beschreibend, so gleiten sie an dem blauen Himmelsgewölbe dahin, niedrig anfangs, dann immer höher in riesigen Spiralen, nur ruckweise einmal mit den Flügeln schlagend, höher und höher bis zu den Wolken hinauf, und dann wieder sanft sich senkend aus der unermeßlichen Höhe hinab zum Horst auf dem winzigen Kirchlein. Vom ersten Tage an, da die Störche eintreffen aus

ihrem Winterquartier, bis zu dem Augenblick, wo sie klappernd Abschied nehmen vom Nest und vom Dorf, stets sind sie Gegenstand allgemeinster Beobachtung und erfreuen sich der Teilnahme aller.

Einen bestimmten Ankunftstag hält Freund Langbein nicht inne; er richtet sich vielmehr nach der jeweiligen Witterung des Frühjahrs, auch erscheint er in südlicheren Gegenden ungleich früher, als weiter im Norden. Die letzten Tage des Februar bis hin zur Mitte des April, das mögen Anfangs- und Endtermin sein für die Zeit, da man innerhalb Deutschlands die Störche erwarten darf. Gewöhnlich ist das bekannte Storchenpaar auf einmal wieder da, ohne daß man weiß, wann und woher es kam, und zu den seltenen Glücksfällen gehört es, die Weitgereisten zu beobachten im Augenblick, da sie das ersehnte Ziel der langen Fahrt endlich erreichen, obgleich die Störche immer des Tags ziehen. In schwindelnder Höhe schweben wohl hundert und mehr; das blendend weiße Gefieder hebt sich schön ab von dem strahlenden Blau des Himmels, und ruhig, gemessen alle Bewegungen dieser schneeigen Wolke am Firmament. Besonnenheit, Überlegung beherrscht den einzelnen, wie die Gesamtheit. Plötzlich lösen sich ein paar winzige, lichte Flöckchen ab von der weißglänzenden Masse; in langen Spirallinien senken sie sich aus ungemessener Höhe; zu wirklichen Störchen wachsen sie an — deutlich erkennbar das charakteristische Flugbild. Noch weit ausgeholt jetzt ein letzter Halbkreis, und flügelschlagend faßt das Paar festen Fuß auf dem Dachfirst des strohgedeckten Bauernhauses, seines Hauses, wo auch noch das alte Wagenrad liegt unter dem wirren Haufen von Ästen und Zweigen, die die Heimgekehrten vielleicht jahrelang schon benutzten zur Aufzucht der Jungen. Wie sie klappern vor Freude und Lust, daß sie wieder daheim sind — daheim! Oder ist es ein Gruß für die Weggenossen hoch in den Lüften? Keine Spur mehr von ihnen. Rasch trägt der Fittich den Vogel und hoch über dem Erdbewohner, daß dieser die winzigen Stäubchen nicht mehr erkennt an der himmlischen Wölbung. Häufig geschieht es auch, daß zuerst nur das Männchen zurückkehrt und noch einige Tage warten muß, ehe es sein Weibchen begrüßen kann an der heimischen Stätte.

Aber wie sieht der Horst aus! Der Sturm hat ihn tüchtig zerzaust und die Masse des Schnees im vergangenen Winter ihn stark zerdrückt und verschoben; daß er das Gleichgewicht nicht ganz verloren und nicht abgestürzt ist in die Tiefe, erscheint fast als Wunder. Ärgerlich zupfen sie hier und zupfen sie da: wer weiß, ob in einer Woche wir fertig! Aber erst verlangt der Magen nach Speise. Mutter Natur ist noch karg im zeitigen Frühjahr; doch wo Wasser und sumpfige Wiese, da findet sich stets etwas für den Schnabel — „alles Leben kommt aus dem Wasser“. Bekannt ist die Gegend dem Paar, jeder Weg, jeder Baum. Dort die gewundene Linie



M. Auerbach. Leopoldshafen a. Rh., Juni 1907

Storchneſt mit vier Jungen. Alter Vogel mit Futter anfliegend.



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Juni 1907.*

Storchnest mit vier Jungen. Alter Vogel abfliegend.

der blühenden Weiden und das Erlengebüsch mit seinen noch kahlen Zweigen bezeichnet den Graben, der mit Wasser gefüllt durch die weite Wiese dahinzieht. Frösche gab es hier stets am Rande des Wassers und in den Seitengräben auch mancherlei kleines Getier, Blutegel, Kaulquappen, Schnecken, auch Wasserkäfer und Larven, Regenwürmer und Fischchen; alles was kriecht und schwimmt, nur her damit, es wird schon schmecken! Aber der Frosch, das ist und bleibt doch immer der Lieblingsbissen des schwarz-weißen Hausfreunds; ja es scheint fast, als ob der Storch seine Ankunft in der nördlichen Heimat nach dem Erwachen des Grasfroschs richte, der stets der erste ist auf dem Plan von der ganzen kaltblütigen Sippschaft. Im Laufe des März wird es regelmäßig schon lebhaft in den Teichen, Sümpfen, selbst kleineren Pfützen, die zurückgeblieben sind von der Schneeschmelze. Und schon erwacht auch die Liebe im Herzen der Lurche; die Ufer der Gräben und Tümpel sind alle umlagert von den Verliebten, die einander umarmen, tagelang an nichts denken, als nur an die Paarung. Das ist so etwas für den Magen des Heimgekehrten, ausgehungert auf langer Fahrt. Wie

er leise heranschleicht, jeden Schritt überlegt, die langen Stelzen vorsichtig hebt und ganz behutsam nur auftritt, damit auch das kleinste Geräusch vermieden werde und im Boden jede Erschütterung. Jetzt steht er am Rande des Grabens, mit gerundetem Rücken liegt der Körper horizontal auf den Ständern, die im schönsten Zinnoberrot prangen; es senkt sich der Hals in ebenmäßigem Bogen, der Kopf ein wenig gehoben, der Schnabel schräg abwärts gerichtet. Da schnellt blitzartig die lange Pinzette hinab, der Frosch ist erfaßt — nein, eine Doublette! Ein paar stoßartige Bewegungen noch mit dem wagerecht gehaltenen Schnabel, daß das Pärchen zwischen den Kieferrändern hastig und ruckweis hingleitet nach dem Schlunde; dann ein Schluck, und sein gemeinsames Grab findet das Liebespaar im hungrigen Magen. Nun wird der Beutezug fortgesetzt; nach wenig Schritten zeigt sich schon wieder ein Bissen, und stets geht der erfahrene Jäger so vorsichtig zu Werke, daß nur selten das ausersehene Opfer noch rechtzeitig entkommt. In den ersten Tagen des April erwachen dann auch der Kammolch und der kleinere gewöhnliche Teichmolch; sie werden nicht gern von Freund Langbein verzehrt, aber in der Not sind sie doch besser als nichts. Dagegen bleiben die Erdkröten, die sich auch schon um diese Zeit an den stehenden Gewässern zum Laichen einfinden, sowie ihre näheren Verwandten regelmäßig verschont. Sie haben nichts zu fürchten von dem gefräßigen Schnabel; denn der scharfe Saft ihrer Hautdrüsen scheint dem Storch, wie übrigens fast allen Lurchliebhabern, so unangenehm zu sein, daß der fette Bissen auch beim größten Hunger verschmäht wird. Ebenso hält der Storch nicht viel von den Laubfröschen, noch weniger von den Unken, die freilich erst dann auftreten, wenn die Natur mit freigebiger Hand Nahrung spendet im Überfluß.

Auch entfernt vom Wasser, am trocknen Hange, am Rande des Feldgehölzes, auf Acker und Wiese, findet sich schon Ende März manche willkommene Beute. Die Eidechsen sind bereits munter und beginnen sich zu häuten, um dann auch der Minne zu pflegen. Freilich ist es schwerer, die flinken Tiere zu erwischen, zumal sie sich nicht weit entfernen von der Höhlung, in der sie nur zu schnell entschwunden sind; aber Ausdauer führt auch dann noch zum Ziel. Regungslos steht der langbeinige Wegelagerer auf der Lauer, den Schnabel nach dem Loch gerichtet, das den ersehnten kleinen Saurier birgt. Wehe, wenn ihn der goldene Strahl der Frühlingssonne hervorlockt aus dem sichern Gewahrsam; ein Stoß, ein Schluck, und vorbei ist's — vorbei. Auch Mäusen und Maulwürfen, selbst jungen unerfahrenen Karnickeln und Hasen stellt Freund Adebar in ähnlicher Weise nach. Blindschleichen, die sich sonnen am Waldesrand, Ringelnattern, die sich lautlos durchs Gras schlängeln am Bachufer, wo sie dem gefiederten Jäger Konkurrenz machen auf seinen Beutezügen nach Fröschen, sind leicht zu ergreifen; selbst die Kreuzotter, eine der ersten Schlangen, die ihr Winter-



Jungstörche. Auf dem Nistgezweig links unten ein balzendes Sperlingsmännchen.



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Juni 1907.*

Storchnest mit vier Jungen. Alter Vogel abfliegend.

quartier verläßt, ein erfahrener Storch fürchtet sich nicht vor der gefährlichen Natter, wenn sie auch zischend den Kopf erhebt zum verderblichen Biß. Der Igel frißt sie ja auch, und dem Storch kann sie noch weniger etwas anhaben, da die langen Stelzen von fester Haut umgeben sind, wie der hornige Schnabel. Im Nu ist der Kopf des Reptils zerschmettert, und vorbei ist alle Gefahr. Im Magen bleibt ja das Gift völlig wirkungslos; nur unter die Haut und in die Blutgefäße darf es nicht kommen. Völlig immun, wie die Menschen wohl glauben, ist der Storch nicht, ebensowenig wie Meister Swinegel; aber geschickt sind sie beide beim Ergreifen und Töten der Giftschlange, und darauf kommt's an!

Im Wiesental wächst das Gras höher und höher, bunte Blumen schmücken den Teppich, die Saat ist emporgeschossen, und alle Bäume sind schon belaubt, selbst die Eichen haben bereits die gelbgrünen Blättchen getrieben zur Freude der Maikäfer. Alle kleinen Sänger sind da; der Grasmücken Lied tönt aus Hecke und Busch, der Kuckuck ruft, und auch der Pirol flötet seine süße Strophe seit ein paar Tagen. Die Rohrsänger beleben



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Mai 1907.*

Storchnest. Alter Storch das Wassermoos auf dem Nestboden ausbreitend, die Jungen machen Platz.

das Schilf, die Unken stimmen ihren melancholischen Rundgesang an — Glockenton aus der Tiefe des Wassers — die Feldgrillen zirpen, und zwei Wachtelmännchen überbieten sich im Wettgesang gegen Abend. Leben überall, frohes, fröhliches Leben. Alle Not hat ein Ende; überreich ist der Tisch gedeckt von der freigebigen Mutter Natur für jedes Geschöpf, groß oder klein. Auch unser Hausfreund findet genug für den Schnabel, wo es auch sei. Im Sumpf schreitet jetzt der Wasserfrosch zur Fortpflanzung; viele Tausende Eier, von lichten Gallerthüllen umgeben, sehen ihrer Entwicklung entgegen. Da ist es gut, wenn tüchtig aufgeräumt wird unter den springenden Lurchen, welche die Teiche und Sümpfe als ihr ureignes Königreich betrachten, wo nur sie zu befehlen haben. Und was fällt nicht alles so gelegentlich mit ab bei der Froschjagd, Bissen, die nicht satt machen, aber doch gern mitgenommen werden: Schwimm- und Wasserkäfer mancherlei Art und ihre Larven, zierliche Libellen und dickköpfige Wasserjungfern, wenn sie regungslos am Schilf- oder Weidenblatt sitzen,



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Mai 1907.*
Storchnest. Alter Storch bringt Wassermoos zum Auskleiden des Nestbodens.

aber auch ein wildes oder zahmes Entchen, das unvorsichtig sich entfernt hat von der Familie, Kiebitzjunge oder solche von Wasser- und Strandläufern, vielleicht auch einmal eine Nackt- oder Gehäusschnecke. Die begehrteste Beute bei der Wasserjagd, das sind aber neben den Fröschen die Fische. Handlange etwa oder kleinere werden bevorzugt; die kann der Storch unzerstückelt verschlingen, während er sich mit größeren lange abplagen muß. Aber freilich, so leicht sind die flinken Flossenträger nicht zu erlangen. „Im Trüben ist gut fischen", das Sprichwort befolgt auch der Storch; geduldig steht er im seichten, schlammigen Wasser und wartet auf eine Schleie, eine Karausche, einen Schlammpeitzker oder Hecht, Aal oder Karpfen. Manchmal verfehlt der Schnabel das lockende Ziel; aber zur Laichzeit, wenn die Fische in größeren Mengen nach dem Rand der Gewässer kommen, oder wenn unter der Glut der Sommersonne eine seichte Bucht fast ausgetrocknet ist, daß die Fische matt werden und abzustehen beginnen, da hält der schwarz-weiße Fischer gar reichliche Ernte. Auch auf trockneren Stellen der Wiese und im Getreide, auf Rainen und Feld-

16*

wegen winkt manch kleine Beute. Heuschrecken und Heimchen, Maulwurfsgrillen und allerlei größere Käfer, die auf den Halmen und Blättern sitzen oder geschäftig über den Boden laufen, wandern hier in den Magen des Nimmersatten, auch manche Lerchen-, Wachtel- oder Rebhuhnmutter weiß davon zu erzählen, wie ihr kläglich Geschrei das unbarmherzige Langbein nicht abhielt, all die kleinen eben ausgefallenen Dunenjungen aufzuspießen und zu verschlucken, eins nach dem andern, oder zwei auf einmal.

Aber außer der freien, fröhlichen Jagd gibt es jetzt im Wonnemond noch andere Beschäftigungen für unsern Hausfreund, die auch besorgt sein wollen. Der Bau des Nestes freilich ist längst zu Ende geführt, anderthalb Meter breit mag es sein, und beinahe einen Meter hoch liegen die Stäbe und Stecken, Reisholz und Dornen, auch Rasenstücke und Erdklumpen übereinander. Feineres Reisig, Rohrhalme, Schilfblätter sind kunstlos dazwischen gefügt, und innen kleiden weichere Grasstückchen und Moos, Stroh, Mist, Stoppeln, Haare und Fäden, Leinwandfetzen, wohl auch Papierstückchen die flache Vertiefung aus. Auf Wiese und Feld, an den Wegen und in den Gärten hat das Paar all diese Stoffe zusammengelesen und mit ihnen in ein paar Tagen den alten Bau ausgebessert, daß er der Gattin von neuem zum Wochenbett dienen kann. Allemal hatten sie freudig geklappert, wenn wieder ein Stückchen fertig, eine Lücke ausgefüllt war oder der eingedrückte Nestrand verbessert. Klappern gehört bei ihnen zum Handwerk; klappernd macht der Storch seine Liebeserklärung, und klappernd antwortet ihm die Erkorene; er klappert aus Freude und klappert aus Ärger, klappernd nimmt er Besitz vom angestammten Horst, und klappernd verabschiedet er sich vor der Reise. Und wie verschieden ist seine Vortragsweise dabei! Jetzt geht es ganz piano, ohne daß die gewöhnliche Stellung verändert wird, jetzt wieder forte mit weit ausgeholter Pendelbewegung des Halses, crescendo oder decrescendo, wie es der augenblicklichen Stimmung entspricht. Noch Ende April hatte dann das Weibchen das erste Ei in den Horst gelegt, dem dann innerhalb mehrerer Tage drei oder vier weitere folgten, eins wie das andere rein weiß, glatt die Schale und schwach glänzend, in der Größe etwa die Mitte haltend zwischen Enten- und Gänseeiern. Gewiß, dem Weibchen fällt beim Brutgeschäft der größere Anteil zu, zumal es regelmäßig des Nachts auf den Eiern sitzt, während das Männchen, das eine Bein emporgezogen, auf dem Nestrand Posto gefaßt hat oder auf dem Dachfirst, am Sims des Schornsteins. Aber tagsüber löst sich das Paar mehrmals ab, und es scheint, als könne es der brütende Gatte kaum erwarten, bis der andere sich wieder am Horste blicken läßt. Denn sobald er ankommt, erhebt sich der Vogel im Neste und fliegt ab nach eiliger Begrüßung, während der andere sich niederläßt, noch eine Zeitlang hin- und herrückt, bis er die richtige Lage gefunden, dann am Nestrand einiges



du Bois-Reymond. *Eiche b. Potsdam, Mai 1903.*

Storchnest. Alter Storch klappernd.

bessert und ordnet, um schließlich eingezogenen Halses träumend zu warten, bis für ihn wieder die Stunde schlägt, wo er sein Jagdrevier von neuem aufsuchen darf.

Nach reichlich vier Wochen schlüpfen die kleinen Störche aus den Eiern, in Größe und Gestalt jungen Gänschen ähnlich, nur mit etwas längerem Schnabel, der aber nicht rot aussieht, wie bei den Eltern, sondern schwarz. Ganz dünn steht der zarte Flaum auf dem Körperchen, daß überall die bloße Haut hindurchschimmert und Vater oder Mutter an kühlen Tagen die Jungen unter die wärmenden Flügel nehmen müssen. Nach zwei Wochen erst brechen die Sprossen der schwarzen Schwungfedern durch und die Kiele am Schwanze; bald bedeckt sich Brust, Hals und Rücken mit einem neuen Flaum, reinweiß und wollig, welcher schließlich — aber erst nach drei Wochen etwa — den wirklichen weißen und schwarzen Federn weichen muß. Auch der Schnabel verfärbt sich allmählich; langsam schiebt sich ein gelbrötlicher Anflug vom Grunde aus vor über den schwärzlich braunen First und die Ränder; dann geht die Farbe über ins Orangegelb und schließlich ins Rötliche, nur an der Schnabelspitze noch etwas Schwarz lassend. Gleichzeitig färben sich auch die gelblichen Beine röter, und die anfangs dunkle Stelle am Fersengelenk schwindet. Aber ehe die Jungen soweit, was gibt es nicht zu sorgen, zu schaffen, zu denken, zu tun tagaus, tagein für die liebenden Eltern. Vier Kinder oder gar fünf zu sättigen, ist keine Kleinigkeit; dazu dürfen die beiden Gatten nie gleichzeitig ausziehen, Futter herbeizuschleppen, sondern abwechselnd muß eins beim Horste bleiben, damit die Kleinen nie ohne Aufsicht und Schutz sind. Zum Glück wachsen die Tage um diese Zeit wie der Appetit der fröhlichen Kinderschar; schon um vier Uhr früh, wenn es noch dämmert, kann der Vater ausfliegen, das erste Frühstück zu holen, und wenn die Sonne längst untergegangen ist, die „hellen Nächte" im Juni finden unsern Jäger oder Fischer noch immer bei seiner Arbeit am Sumpf. Nicht selten ist er der letzte der Hausbewohner, der sich zur Ruhe begibt.

Der Morgen ist angebrochen; bleigraue Dämmerung weicht dem Licht. Schnell taucht der Sonnenball auf im Nordosten; sein erster Strahl vergoldet den Hahn auf der Spitze des Kirchleins, dann gleitet er herab an der weißen Wand des Turmes und weilt nun mit Wohlgefallen bei dem lieblichen Familienbild auf dem Dachfirst. Am Rande des Nestes steht hoch aufgerichtet die Mutter der vier Storchenkinder, die eng aneinander geschmiegt im warmen Bett schlummern. Sie scheinen zu träumen; denn bald läßt dieses, bald jenes ein leises Fauchen hören. Dann werden sie munter, eins nach dem andern; sie richten sich auf und schauen sich um, gähnen und schnappen nach Luft. Wohlgefällig blickt die Alte auf die fröhlich heranwachsende Schar; bisweilen beugt sie sich nieder, ein Zweiglein am



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Mai 1907.*

Storchnest. Alter Storch den Nestrand ausbessernd.

Nestrand zu ordnen. Dann steht sie wieder unbeweglich, nur den Blick wendet sie bald in die Ferne, bald zu den Kindern. So vergeht eine Stunde. Plötzlich ein freudiges Klappern, ein Zucken der Flügel, ein unruhiges Trippeln der Füße. Leise rauscht es am Neste; der Gemahl kehrt zurück von seinem Beutezug. Auch die Jungen begrüßen ihn mit gurgelnden Tönen und versuchen zu klappern, ganz leise und dumpf, während die Mutter sich erhebt, um nun auch für Atzung zu sorgen, weiß sie doch, daß der Vater ihr Hüteramt treu übernimmt. Schwer beladen ist er angekommen. Im Schnabel trägt er einen großen Klumpen Wassermoos, den er auf den Boden des Nestes ausbreitet, während die Kleinen Platz machen, ungeschickt ihren Körper rückwärts schiebend nach dem erhöhten Nestrand. Mit den Schnäbeln untersuchen sie dann das Geschenk, das ihnen der Alte mitgebracht hat, ganz genau. Aber bald mahnt sie der Hunger, wehmütig winselnd den Vater zu bitten, ihnen doch endlich auch das Frühstück vorzulegen, das sie gewöhnt sind, um diese Zeit zu erhalten. Wer könnte dem verlangenden Piepen der niedlichen Kinder widerstehen! Gegen die Mitte des Nestes senkt der



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Mai 1907.*

Storchnest. Alter Storch die Atzung ausbrechend.

Alte den Schnabel; wohl um das Doppelte des gewöhnlichen Umfanges schwillt der Hals an, und alles, was er im Kropf gesammelt, das speit er aus vor den hungrigen Schnäbeln. Das ist ein Leckermahl! Friedlich vereint liegen Eidechsen, Salamander, Frösche und kleine Fische — nun sucht euch aus, was euer Herz begehrt! Bisweilen heißt es schnell zugreifen; denn nicht selten geschieht es, daß ein Fröschlein noch lebend ausgespien wird und dann mit kühnem Satz über den Nestrand hüpft, um freilich im nächsten Augenblick zerschmettert auf der Dorfstraße zu liegen, mit freudigem Geschnatter von den Enten da unten empfangen. Das Frühstück ist bald verzehrt, und zur gemütlichen Siesta legen sich die Köpfchen ins weiche Gefieder.

Aber nicht lange dauert die behagliche Ruhe, eins nach dem andern rückt ungeduldig auf seinem Plätzchen umher. Die Verdauung geht schnell vor sich bei Vogelkindern, die geätzt wurden, so gut wie bei Menschenkindern, denen die Mutter die Brust oder die Milchflasche reichte. „Ein schlechter Vogel, der sein Nest beschmutzt!“ Streng halten

die Eltern auf genaue Befolgung dieses Gebots. Und so erhebt sich denn ein Störchlein nach dem andern auf die schwankenden Beine, richtet seine Kehrseite nach dem Rande des Horstes, und mit merklichem Druck sendet es in weitem Bogen die Ursache seiner Beschwerde hinaus auf das Kirchendach, das auf beiden Seiten bereits überzogen ist mit weißer Kruste; dann läßt es sich wieder befriedigt auf seine Fersen nieder neben seinen Geschwistern. Auch Papa Storch hat sich platt auf das Nest gesetzt, um auszuruhen; aber bald erhebt er sich wieder, hier und da richtet er einige Reiser am Nestrand in die Höhe, um ein Unglück zu verhüten, wie es sich voriges Jahr ereignete, da eines der Kleinen aus dem Neste herausfiel hinab in die Tiefe.

Wieder ist eine Stunde vergangen; die Sonne scheint heiß herab von dem stahlblauen Himmel. Die kleinen, halbgeöffneten Schnäbel haben sich alle nach Westen gewendet, von wo ein leichter Wind etwas Kühlung bringt. Da rauscht es wieder ganz leise. Die Mutter ist da; der Vater verläßt seinen Posten, und alles wiederholt sich von neuem. Wieder bitten und winseln die Kleinen; aber diesmal scheint sich die Mutter nicht erweichen zu lassen. Leise streicheln die Kinder mit ihren Schnäbelchen zärtlich piepend die lange Pinzette: öffne dich endlich und spende uns Futter! — Umsonst; sollte der Jagdzug vergeblich gewesen sein? Traurig senkt sich ein Köpfchen, ein Schnäbelchen nach dem andern. Aber immer von neuem beginnt das klägliche Piepen, eine Viertelstunde lang oder länger, bis endlich die Bitte der Kleinen erfüllt wird. Wie sie zugreifen, alle vier auf einmal nach derselben Eidechse! Keins will nachgeben, sie zerren und ziehen und kommen dem Nestrand so nahe, daß man die Vorsicht der Eltern versteht, die immer von neuem den schützenden Wall um die Kleinen erhöhen. Endlich ein Ruck, das größte der Jungen hat die Beute erobert und schluckt sie eiligst hinab; nur im Magen ist sie sicher vor den Angriffen der Brüder und Schwestern.

So geht es den ganzen Tag bis spät an den Abend; nur in den Mittagsstunden, wenn die Sonne besonders heiß herabbrennt vom Himmel, wird eine längere Pause gemacht. Dann stehen beide Eltern am Horst oder kauern neben den Jungen, der Ruhe zu pflegen. Später, wenn die Kinder schon größer, dann verlassen beide Alten nicht selten gleichzeitig das Haus und suchen gemeinsam ihr Jagdrevier auf; denn der Appetit der kleinen Nimmersatte ist unheimlich gewachsen von Tag zu Tag, daß die doppelte Ration nur eben genügt. Jetzt stehen die jungen Störche bisweilen schon stundenlang aufrecht im Horst, ersteigen kühn seinen Rand und schauen hinab in die Tiefe. Oft springen sie unruhig umher und lüften die Flügel, an denen die Schwungfedern schon zu stattlicher Länge gewachsen sind. Ihr Kleid gleicht dem von Vater und Mutter schon vollkommen, wenigstens in den Farben und ihrer Verteilung: tiefschwarz sämtliche Schwungfedern,



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Juni 1907.*

Junge Störche im Nest; die Losung wird im Bogen über den Nestrand befördert.

ebenso die erste Reihe der Flügeldecken darüber und die längsten der Schulterfedern, alles übrige aber reinweiß. Auch die verlängerten Spitzfedern am Kropf sind bereits zu einem flatternden Busch herangewachsen, mit dem der Wind sein lustiges Spiel treibt. Nur der Schnabel zeigt immer noch wenig Rot, und über den Ständern mit den auffallend dicken Gelenken liegt kaum ein rötlicher Anflug auf dem gelblichen Grau. Jetzt erhebt sich schon eins der Jungen ein wenig in die Luft, heftig mit den Flügeln schlagend, doch nicht höher als einige Zentimeter; dann faßt der Kühne wieder vorsichtig Fuß auf dem Nestrand, der schon ganz niedergetreten ist von der kleinen unternehmungslustigen Kinderschar. Plötzlich ein munteres Klappern aller vier Schnäbel, laut und vernehmbar, daß man's schon drunten auf der Gasse hört und die Knaben sich verwundert zurufen: „Klappern haben sie ja auch schon gelernt, die Gelbschnäbel!" Dann ein leises, sehnsüchtiges Piepen. Einer der Alten naht. Stehend erwarten die vier lüsternen Kinder den leckeren Bissen, den er diesmal im Schnabel hält, ein erbeutetes Mäuslein. Wie sie die Hälse zurückziehen, um dann mit

Wucht den Schnabel nach dem Bissen vorschnellen zu können. Auf die Mitte des Nestes sind aller Blicke und Schnäbel gerichtet, wo ihnen regelmäßig das Essen serviert wird; nur ab und zu blinzelt eins mit schräg gehaltenem Kopf nach dem Papa, der noch ein Weilchen zögert, ehe er seine Beute preisgibt. Im Nu hat sie das Schnellste der Störchlein erfaßt und hinabgeschluckt mit Haut und mit Haar. Aber auch die andern werden befriedigt, denn im Kropf bewahrt der Vater noch manchen leckeren Braten, den er den Kindern vorsetzt. Diesmal war er wohl am Feld auf der Jagd oder am Rande der Wiese; denn noch zwei Mäuslein hat er zur Strecke gebracht, dazu eine Spitzmaus, eine Eidechse und einen Maulwurf. In wenig Minuten ist alles im Magen der Kleinen verschwunden. Nur der dicke Bewohner der Unterwelt mit den quergestellten Vorderpfoten macht einige Beschwerden; von einem Schnabel wandert er in den andern. Endlich hat ihn eins der Störchlein mundgerecht gefaßt, und mit dem Kopf voran gleitet der große Bissen den Hals hinab. Nur wenige Minuten bleibt diesmal der alte Vogel beim Nest; er streicht ab und setzt sich auf ein benachbartes Dach, schon seit einiger Zeit sein Lieblingssitz, wie der weiße Kot bezeugt, der reichlich über die roten Ziegel gespritzt ist.

Nach einer Viertelstunde erscheint die Mutter am Horst; es wiederholt sich dieselbe Szene. Vom Fischfange kommt sie. Drei oder vier kleine Fischlein, die sofort verschluckt sind, setzt sie den Kindern vor; dann würgt sie nicht ohne Anstrengung ihre größte Beute aus dem Kropf, einen Karpfen, im Gewicht gewiß von einem Kilo, wenn nicht darüber. Was sollen die Storchenkinder mit dem unförmlichen Bissen beginnen! Sie zerren ihn hin und her, sind aber natürlich nicht imstande, den großen Fisch zu schlucken, nicht einmal emporheben können sie ihn trotz aller Kraftanstrengung. Bald geben sie ihre fruchtlosen Bemühungen auf. Auch der Vater, der unterdessen wieder herzugeflogen ist, scheint sich von der Ungenießbarkeit des Bissens überzeugt zu haben; mit seinem kräftigen Schnabel ergreift er den Karpfen und befördert ihn in kühnem Schwunge hinab auf die Dorfstraße.

Die Störche sind aber nicht die einzigen Bewohner des Nestes. Tief unten in dem mächtigen Reisighaufen, wo die stärksten Zweige auf dem Dach liegen, da piept es und flattert's. Mehrere Spatzenfamilien haben sich hier angesiedelt; ihre zahlreichen Jungen sind glücklich ausgekommen und betteln mit zitternden Flügeln die herbeifliegenden Eltern um Futter. Ein hübsches Bild: Elternliebe da oben im alten Stammschloß der Väter, Elternliebe da unten vor den dunkeln Eingängen zum Kellergeschoß! Verachteter Vogel der Gasse, der stattliche Bote Wotans, der den Blitz trägt von der himmlischen Wolke, der die Menschen erfreut mit Kindersegen, an Elternglück, an Elternsorge nichts hat er voraus vor dem unscheinbaren Geschöpf der gefiederten Welt!



M. Auerbach. *Leopoldshafen a. Rh., Juni 1907.*

Junge Störche im Nest; erste Flugversuche.

Noch ein paar Tage, und die jungen Langbeine beginnen sich zu üben im richtigen Gebrauch ihrer Schwingen. Anfangs freilich nur schüchterne Versuche: mit den Flügeln flatternd springen sie im Neste herum; dann schwebt bald der eine, bald der andere über dem Horst, ohne sich jedoch aus dessen Bereich zu entfernen. Unermüdlich zeigen's ihnen die Alten, wie man die Schwingen lüftet, ein- oder zweimal emporspringt, dem Körper einen kräftigen Abstoß gibt mit den Beinen, oder wie man den Flug hemmt durch die senkrecht gestellten Fittiche und dann mit schräg vorwärts gehaltenen Füßen sich niederläßt. Nicht lange dauert's, und der Kühnste unternimmt wirklich das Wagstück; glücklich erreicht er das Dach, wo der Vater steht am senkrecht abfallenden Giebel. Gutes Beispiel ermutigt; einer folgt jetzt dem andern, und alle erreichen ihr Ziel: in langer Reihe hocken sie nebeneinander auf der Höhe des Dachfirsts. Der Rückflug zum Nest ist schon leichter. So wird lustig weiter geübt. Jetzt geht's schon über den Abgrund nach dem andern First, der quer zu jenem gestellt ist, und jetzt der erste wirkliche Ausflug hinüber aufs Dach des Pfarrhauses



H. Schumann. *Holzhausen b. Bismark, Juni 1906.*

Flugbild des weißen Storches.

oder der Schule jenseits des blühenden Friedhofs — junges Leben hoch über den Gräbern! Bald trägt der sichere Flug die unternehmungslustige Schar von einem Dach hin zum andern — Welt, wie bist du so groß! — und dann ohne Station wieder zurück zum behaglichen Horst. Nun ist es Zeit, daß die Eltern die erste Exkursion mit ihren erwachsenen Sprößlingen antreten nach der sumpfigen Wiese, damit sie allmählich lernen, den hüpfenden Frosch im Gras zu erhaschen oder gar eine Ringelnatter zu erbeuten. Am Feld wird die Jagd auf Mäuse geübt, und auf der Viehtrift lernen die wißbegierigen Schüler, wie man dem Maulwurf auflauert, wenn er nahe unter der Oberfläche wühlt, und wie man ihn dann im richtigen Augenblick packt mit wohlgezieltem Stoß. Den ganzen Tag sind sie jetzt draußen in Flur und Feld, aber am Abend kehrt die ganze Gesellschaft regelmäßig zurück ins sichere Nest.

Nach und nach werden die Jungen selbständiger, und ganz allmählich lösen sich die innigen Bande zwischen Eltern und Kindern, sowie die Beziehungen der Geschwister, die einst so traulich saßen aneinander geschmiegt



H. Schumann. *Holzhausen b. Bismark, Juni 1906.*

Störche überfliegen eine Viehweide.

und sich füttern ließen und pflegen von der Liebe, die die größte, die heiligste ist auf der Welt. Neue Bekanntschaften werden gemacht, neue Freundschaften werden geschlossen. Draußen vor dem Dorf thront gleichfalls ein Storchnest auf dem breiten Kopf einer alten Pappel, und die verfallene Burgruine, welche die Gegend beherrscht, trägt ein drittes. Hier sind fünf, dort drei Junge dem Horste entwachsen und treiben sich nun mit unsern Freunden gemeinsam umher auf Acker und Wiese. Auch von den Nachbardörfern kommt bisweilen Besuch, ein oder zwei Familien. Ein paar vorjährige Junge stellen sich ein, die noch keinen Hausstand gegründet haben, vielleicht auch einige ältere, Hagestolze, die bisher in abgelegenen Gegenden ein zurückgezogenes Leben führten. Oft erhebt sich die ganze Gesellschaft, um gemeinsam die große sumpfige Niederung aufzusuchen jenseits des Waldes, seit die Menschen es wissen, bekannt und vertraut allen Störchen des Gaus. Selbst Fremdlinge stellen sich ein, ganze Züge, aus dem Norden kommend; sie rasten mehrere Tage in der frosch- und fischreichen Gegend, um sich hier noch mit andern zu vereinigen und die große Gesellschaftsreise vorzubereiten,

die im Laufe des Erntemonats angetreten wird. Allerlei Flugübungen unternehmen sie, kühne Schwenkungen hoch in der Luft, als ob sie eine Musterung abhalten wollten, und rauschend senkt sich die weiße Wolke dann wieder zu Boden, daß die grüne Trift bedeckt erscheint mit schneeigem Flor. Das ist ein freudiges Klappern ohne Ende, ein feindliches Zischen und Flügelschlagen — die Menschen sagen, sie halten Gerichtstag und töten jeden, der sich verging durch Ehebruch oder der den Jungen nicht die nötige Sorgfalt gewidmet, mit scharfem Florettstoß.

Ist dann der Tag der Abreise gekommen, so erhebt sich das ganze Heer unter vereintem Schnabelklappern; in Schneckenlinien schwingt sich's hinauf, und bald verschwindet es dem Auge des Erdbewohners. Wo sie zu überwintern gedenken? Ob sie die ganze Reise zurücklegen ohne längeren Aufenthalt unterwegs? Ja wer das wüßte! In Europa scheint keiner zu bleiben während des Winters, auch nicht in den mildesten Strichen am Mittelländischen Meer. Hinüber geht es nach Afrika, und wenn auch einige schon diesseits der großen Wüste, in Marokko oder Algerien, das Asyl erblicken mögen, das sie aufnehmen soll, die große Masse zieht weiter, viel weiter.

An der Küste entlang geht die Fahrt — vielleicht wird auch einmal Madeira berührt oder auf den Kanarischen Inseln gerastet — dann ostwärts ins Innere. Senegambien, Oberguinea, dort werden sie weilen sechs oder sieben Monate, die hier traulich brüteten am Dach des Kirchleins. Die Sahara zu überfliegen scheinen sie nicht. Die mehr im Osten unseres Erdteils brüteten, in Rußland, Galizien, Ungarn Rumänien usw., nehmen ihren Weg übers Ägäische Meer und dann nach Ägypten und Nubien. Aber sie bleiben nicht im Lande der Pharaonen, sondern ziehen südwärts bis zum Äquator, ja über denselben hinaus, und manches Langbein, das seine Jungen ätzte mit Fröschen und Fischen, die es im Warthebruch fing, lauert während des nördlichen Winters auf Beute im hohen Schilf am Viktoriasee oder an einem Zufluß des Tanganjika. Einige streifen sogar bis zum Kaplande hin; hier zeigen sie sich einzeln oder gesellschaftsweise im Dezember und Januar, ein merkwürdiges Seitenstück zu den Abirrungen im Norden, wo man dem Storch schon in der Umgebung von Norwegens Hauptstadt, im mittleren Schweden, in Esthland und im Petersburger Gouvernement begegnet ist; selbst nach Finnland haben sich einzelne schon wiederholt verflogen. Der nördlichste Storch aber, den man jemals beobachtet, ward in Tornea von der Domkirche (66° n. Br.) herabgeschossen. Die nördliche Grenze seiner Sommerheimat, also des Gebiets, wo der Storch als regelmäßiger Brutvogel auftritt, läuft durch das nördliche Livland (59°) und das südliche Schweden; Dänemark schließt sie ein wie die deutsche und holländische Küste, ebenso die ganze Festlandsküste Westeuropas; nach



H. Schumann. *Holzhausen b. Bismark, Juni 1906.*

Kreisende Störche.



H. Schumann. *Holzhausen b. Bismark, Juni 1906.*

Flugbild des weißen Storches.

Osten aber senkt sie sich durch Rußland bis zu den Ufern des Aralsees und weiter durch das mittlere Asien, Sibirien nicht erreichend, bis hin nach Japan.

Keineswegs bewohnt nun aber der Storch alle Länder und Gegenden südlich dieser Linie. Zwar ist er nirgends völlig unbekannt, aber infolge der von Jahr zu Jahr fortschreitenden Kultivierung des Bodens — Trockenlegen von Sümpfen und Brüchen, Ausrotten alter, überständiger Bäume usw. — ganz besonders aber infolge der eifrigen Nachstellungen, seitdem man erkannt hat, daß der Vogel Jagd und Fischerei ziemlichen Schaden zufügt, ist der Storch in manchen Gegenden bereits zur Seltenheit geworden. Dies gilt von manchen Gebieten Dänemarks so gut wie Österreich-Ungarns oder der Schweiz, von vielen Teilen Frankreichs, Spaniens, Portugals, Italiens. Nach England, wo ehemals der Storch sehr häufig gewesen sein soll, verfliegt sich nur selten noch einer, und dieser fällt dann sicher einem Schützen zum Opfer. In Deutschland bevorzugt der schwarzweiße Hausfreund die Küstenländer, also Hannover, Oldenburg, Mecklenburg, Pommern, West-

17*

und Ostpreußen, auch in Brandenburg und Posen trifft man ihn noch immer ziemlich häufig. In Mitteldeutschland tritt er bereits recht vereinzelt auf, und nicht etwa fehlt er nur den gebirgigen Gebieten, auch in niedrig gelegenen Ländereien mit feuchten Wiesen und Flußniederungen kommt er vielfach nur ausnahmsweise vor. In Süddeutschland beherbergen die Täler der Donau und ihrer Nebenflüsse, sowie die oberrheinische Tiefebene noch viele Störche. Hier wetteifern manche Dörfer im Reichtum an gemütlichen Storchnestern auf den Dächern mit den Ortschaften Norddeutschlands.

Das Dorado aber von Freund Langbein, in Europa wenigstens, ist die Türkei, wo er noch heute als geradezu heiliger Vogel allgemein verehrt wird. Häuser, Hütten, alte Bäume, selbst die Türme von Moscheen sind besetzt von zahlreichen Storchennestern. Wehe, wenn jemand einem der Vögel ein Leid zufügen sollte! Unglück würde die Hausbewohner treffen, der Blitz würde zünden, der Tod seine Ernte halten. Ähnlicher Aberglaube war früher allgemein auch verbreitet in Deutschland. Der Storch war der Götterbote; neues Leben bringt er herab vom Himmel auf Feld und Flur nach langer Winternacht, junges Leben trägt er in die Familie der Menschen. Donar, dem Herrn des Gewitters, war er geweiht, wie alles, was rötliche Farbe, die Farbe des Feuers, aufweist, der Fuchs, das Eichhörnchen, das Rotkehlchen; keine Gewalt hat das verheerende Element über ihn und sein Nest. Und sollten auch die Nachbarhäuser in Flammen stehen, die Störche schöpfen mit dem Schnabel Wasser aus dem nächsten Graben und sprengen es von der Höhe herab auf den Horst und das gefährdete Haus. Wehe, wer einen Storch tötet, wer sich mit dessen Blute besudelt! Krankheit und Armut werden des Mörders Los. Wehe dem, wer eins der Jungen raubt aus dem Horst! Von dem Herd nimmt der Erzürnte die glühende Kohle und wirft den Feuerbrand in die Sparren des Dachs, daß der ganze Hof vom Feuer ergriffen wird.

Armer Adebar! Die Götter hat man gestürzt vom himmlischen Thron, den frommen Aberglauben ausgerissen aus den Herzen des Volks. Was ist dein Los? Verhaßt bist du dem Jäger und Fischer; mit tödlichem Blei verfolgen sie dich. Allmählich verschwindest du aus manchem Gau, der seit Menschengedenken dir Heimat bot und sicheren Schutz. Manch strohgedecktes Bauernhaus hat dich und dein Nest, seine schönste Zierde, verloren, und einsam liegt nun die sumpfige Wiese. Die Kinder, deren Entzücken du bist, weinen, daß sie dich nur noch kennen nach deinem Konterfei im Bilderbuch, und der Naturfreund klagt: die Welt wird ärmer! Der Frühling kommt; mit Blumen, mit Vogelgesang zieht er ein; wo bleibst du, gemütlicher Hausfreund? Adebar, komm, du Glückbringer, wir brauchen Glück — wahres Glück!

Der Girlitz.

Von Martin Braeß.

Einer der Kleinsten ist's von den Kleinen. Hoch, hoch sitzt er auf dem obersten trocknen Zacken des alten Nußbaums, der Wache hält vor dem Hoftor, und gar eifrig zwitschert er sein schnurriges Liedchen hinaus in den sonnigen Tag. Ganz eigenartig klingt's, ganz anders als die Stimmen der übrigen Sänger, sofort erkennt man den kleinen Girlitz an den seltsamen Lauten. Schön ist das Liedchen nicht, keine Klangfülle, kein zierlicher Strophenbau; aber es paßt gut in die zitternde, heiße Luft des Mittags, wenn die andern Sänger schweigen, Kühlung suchend in der schattigen Baumkrone; es paßt gut zu dem strahlenden Blau des Himmels, gut zu Wiese und Feld, die sehnsüchtig warten auf Regen. Fast wie der Grille eintönig Liedchen klingt es, die hier am Feldrain zirpt, unermüdlich, nur ab und zu ganz kurz eine Pause — „Hirngrille" nennt man den Girlitz in manchen Gegenden Deutschlands.

Eigentlich sind's nur zwei Töne, über die des Vögleins Kehle verfügt, eine Sekunde auseinanderliegend oder nicht ganz so weit. Klirrend zittert erst der höhere Ton durch die Luft, dann unvermittelt der tiefere, jetzt schließt sich wieder der höhere an — lang wird er ausgehalten — nun wieder der andre; so geht es fort in einem Zuge, lückenlos, langweilig, einschläfernd fast. Erst nach einer ganzen Weile folgt eine Pause; dann beginnt das seltsame Liedchen von neuem. Unrein sind die beiden Töne, gepreßt wie des Hausrötels Stimme, doch nicht ganz so metallisch; auch an Grauammers „Schnirrrps" erinnert die Klangfarbe, nur etwas feiner und reiner, als dieser unmusikalische Laut des plumpen Gesellen. Aber horch! Etwas hat er doch noch gelernt: eine Reihe perlender Töne, klangvoll, metallisch wie das Klingeln einer kleinen elektrischen Glocke. Er schaltet sie ein zwischen die beiden stereotypen Laute seines Gesangs, jetzt wieder und jetzt noch einmal; aber dann geht's weiter langweilig leiernd, in einem Atem, abwechselnd nur die höhere Tonstufe mit der tieferen.

Und so drollig benimmt sich der kleine Kerl, während er singt auf seinem erhabenen Sitzplatz. Bei jedem Wechsel der Stimmlage wendet er das runde Köpfchen; jetzt schaut er nach rechts und jetzt nach links: rechts

perlen und schnurren die hohen Töne hinaus in die Landschaft, links dann die tieferen, oder umgekehrt, je nachdem er das Liedchen begonnen. Den Takt hält er immer wie ein Konzertmeister — schaut mich nur an, was ich kann! — mit einem Ruck fliegt das Köpfchen nach links, mit einem Ruck dann nach rechts. Und er hat recht, der kleine unmusikalische Sänger, daß er's so macht: die Stärke der beiden Töne erscheint dem Beobachter dadurch verschieden, das bescheidene Liedchen gewinnt wenigstens etwas an Reiz.

Jetzt fliegt das Vöglein ab übers Feld in sehr schnellem, leichtem und wogendem Flug; seine perlende Tour klingt dabei mehrmals klar durch die Luft. Auf dem höchsten Baum des Feldgehölzes läßt es sich nieder und singt von neuem sein zweitönig Liedchen. Aber nicht lange gefällt's ihm hier; schon kommt es zurück und setzt sich auf den Dachfirst des Hauses. Deutlich hebt sich der kleine Vogel hier ab von dem strahlenden Blau des Himmels. Wunderschön gelb ist das Köpfchen gefärbt, der Hals und die Brust; an den Seiten braunschwarze Flecken, der Rücken dunkel gestreift und gefleckt. An Goldammers Kleid erinnert die Verteilung der Farben, doch ist das Hochgelb goldiger noch und reiner. Wieder einige Strophen, dann ist der Kleine hinter dem Hause verschwunden; er wird wohl im Garten zwischen den Beeten allerlei Samen von Küchengewächsen oder Unkraut auflesen und im Kropfe ansammeln, um die Gattin liebreich zu ätzen, die geduldig im Nest sitzt, das Ausschlüpfen der Jungen aus den winzigen Eiern erwartend.

Unsere Großväter kannten den Girlitz noch nicht; denn ins mittlere Deutschland kam er vor fünfzig Jahren nur selten, und weiter nach Norden zu fehlte er völlig. „Ein südlicher Vogel" — so heißt es bei Naumann — „man findet ihn im mittäglichen Europa, wo er in manchen Ländern häufig vorkommt, z. B. in Spanien, dem südlichen Frankreich, in Italien, Griechenland, auch in den an Italien grenzenden Teilen der Schweiz, im südlichen und südwestlichen Deutschland, aber hier schon weniger häufig." Das ist nun anders geworden; der Girlitz ist einer der Vögel, die ihr Verbreitungsgebiet in den letzten Jahrzehnten nach Norden beträchtlich erweitert haben, und auch in der Gegenwart sucht er noch immer an Boden zu gewinnen, indem er seine Brutplätze weiter nach Norden und Osten verlegt. In Sachsen und Thüringen, in Schlesien, Brandenburg, Hannover war der Girlitz noch vor 30 Jahren ein seltener Brutvogel; jetzt ist er hier überall häufig, wo er geeignete Plätze findet, Obstgärten, die er besonders liebt, Alleen, Ufer an Bächen und Flüssen, mit Weiden und hohen Erlen bestanden, Waldränder, die Acker und Wiese säumen, oder Gehölze mit hohen Bäumen zwischen den Feldern. Die Nähe menschlicher Wohnungen sucht er mit Vorliebe auf; er nistet in den Anlagen der Städte, auf alten Friedhöfen, wenn sie von hochstämmigen Bäumen beschattet werden, in größeren Gärten und Parks. Ausgedehnte Waldungen aber, namentlich Nadelholzwälder, meidet er, ebenso

rauhere Höhenlagen. Dörfer, versteckt in lauschigem Grün, oder kleinere Laubholzbestände inmitten bebauten Landes, das ist das Ideal des munteren Vogels. Auch in Pommern, West- und Ostpreußen kennt man den Girlitz schon, ja für die gartenreiche Umgebung von Danzig kann er geradezu als Charaktervogel heute bezeichnet werden, der sich durch sein munteres Wesen und sein fleißiges Lied jedem bemerkbar macht. Selbst in Dänemark wurde der kleine Einwanderer schon beobachtet, dagegen beherbergt ihn England immer noch nur als seltenen Gast. Schritt für Schritt hat der Girlitz in Mitteleuropa an Boden gewonnen, nicht sprungweise, sondern ganz allmählich vordringend nach Norden; man kann es im einzelnen deutlich verfolgen. Vor 1845 war er in Böhmen noch ein sehr seltener Vogel, um 1849 erschien er zuerst in Galizien, in Preußisch-Schlesien Anfang der 60er Jahre; seit 1877 ist er als Brutvogel in Russisch-Polen nachgewiesen. Um dieselbe Zeit begann er im mittleren Erzgebirge einzuwandern, wo er schon nach wenig Jahren hier und dort ein recht häufiger Vogel ward. Anfang der 80er Jahre eroberte er sich die Provinz Sachsen, und so ging es weiter; von Jahr zu Jahr verlegte er seine Brutplätze immer mehr nach Norden. Der Naturfreund darf sich dieser Bereicherung der heimatlichen Vogelwelt freuen — ein fleißiger Sänger mehr, wenn auch sein Lied nur bescheiden — und von irgend welchem Schaden kann man nicht reden; denn frißt das Vögelchen auch bisweilen manch Samenkörnchen weg, das der Gärtner im Küchengarten ausgestreut hat, Salat, Mohn, Hanf u. dergl., so vertilgt es daneben doch auch wieder viel Sämereien von Unkraut, das den Nutzgewächsen hinderlich ist.

Der nächste Verwandte des Girlitz ist unser gelber Stubengenosse, oder eigentlich der Stammvater dieses Kulturprodukts, der auf den Kanarischen Inseln und den Azoren heimische und dort wildlebende Kanarienvogel; ja das Verwandtschaftsverhältnis dieser beiden ist so innig, daß letzterer nur für eine größere Rasse des Girlitz gehalten werden kann. Mit dem Girlitz paart sich der Kanarienvogel ohne Schwierigkeit; die Nachkommen sind Vögel von geringerer Größe, grünlichgrau in der Färbung, dem wilden Kanarienvogel außerordentlich ähnlich, oder gelb und grau gefleckt, mit einem kurzen dicken Schnabel. Solche Mischlinge sind fortpflanzungsfähig, selbst durch viele Generationen hindurch, wie erfahrene Züchter versichern, ein Beweis für die nahe Verwandtschaft der beiden Ureltern.

Für Deutschland ist der Girlitz ein Zugvogel, wenn auch in besonders milden Wintern hier und da ein einzelner oder eine kleine Gesellschaft den Kampf mit den Nahrungssorgen aufnehmen mag, den die rauhe Jahreszeit stets mit sich bringt. Vereint mit Zeisigen oder Hänflingen streifen die Allzukühnen dann im Lande umher, von Erlen- und Birkensamen sich nährend, oder sie suchen am Rande des Waldes, an unbebauten Ödländereien die Kräuter und Stauden auf, die über dem Schnee hervorragen, Wegerich, Ampfer, Nacht-

kerzen, Disteln, Zichorie u. a.; einige Samenkörner finden sich hier immer noch für die kleinen hungernden Schnäbel. Aber das sind Ausnahmen; die Mehrzahl der Girlitze sucht im Oktober die südlichen Länder unsers Erdteils auf, viele zu ihrem Verderben; denn der lüsterne Südeuropäer scheut sich nicht, selbst das kleinste Vögelchen für die Küche zu fangen — ein winziger Bissen!

Bisweilen schon Ende März, meist aber erst im April kehren die Vögel zurück, paarweise, höchstens in kleineren Trupps; der erste Sonnenstrahl schon reizt sie, ihr eigentümliches Liedchen zum besten zu geben. Noch entbehren die Bäume des grünen Schmucks, und so ist es leicht, das verliebte Pärchen zu beobachten, wie es sich munter umhertreibt im Astwerk. Unaufhörlich lockt eins das andere, sobald sie sich nur ein Stückchen entfernt haben, bis beide wieder vereint sitzen auf demselben Zweige, wo sie sich schnäbeln und liebkosen und sich gegenseitig aus dem Kropfe füttern. Dann fliegt das Männchen auf den Wipfel und schnurrt und leiert sein Liedchen herunter; doch bald flattert es auf den nächsten Baum, zitternden Fluges und jetzt wieder schwebend, singt ein paar Strophen von dort und kehrt wieder zurück, oder es steigt wohl auch wie der Baumpieper trillernd schräg in die Luft, um sich wieder niederzulassen auf seinem Lieblingsplatz. Das viel unscheinbarer gefärbte Weibchen — das Gelb ist matter und wird durch stärker hervortretende braunschwarze Längsflecken beeinträchtigt — sieht diesem Liebesspiel nicht gleichgültig zu. Aufgeregt hüpft es, keine Sekunde in Ruhe, von einem Ästchen zum andern, bis es plötzlich abstreicht; der Gatte hinter ihm her mit hellklingendem Ruf.

Im Nestbau sind die Vögel wahre Künstler; sie verstehen es, trotz ihres winzigen Kegelschnabels, der nur ein wenig aus dem kleinen Gesichtchen herausschaut, ein sehr hübsch geflochtenes Nest herzustellen, etwa nach der Art des Buchfinken, nur merklich kleiner. In den obersten Gabelzweigen höherer Bäume legen sie es an, aber ebensogern auf niedrigem Seitenaste, nur zwei oder drei Meter über dem Boden; dabei bevorzugen sie das dichte Blattwerk von Laubbäumen, wie Linden, Roßkastanien, Buchen, Eichen, Ahornbäume, Erlen, Apfel-, Birnbäume u. a., doch trägt bisweilen auch eine Fichte oder Weimutskiefer den zierlichen Bau. Dieser besteht aus feinen Würzelchen, die häufig mit Baumflechten durchwebt sind; innen aber ist der tiefe, sorgfältig gerundete Napf mit Federn und weichen Haaren aufs wärmste gepolstert, auch mit Pferdehaaren und Schweinsborsten ausgelegt, die den Eiern und später den Jungen eine sichere und glatte Unterlage gewähren. In manchen Gegenden erleichtern sich die Girlitze das Aufsuchen der Niststoffe dadurch, daß sie diese einem vorjährigen Finkennest entnehmen, welches sie vollständig zerzausen.

Anfang Mai ist dann das Gelege vollzählig, meist vier oder fünf, bisweilen auch sechs winzige, zartschalige Eier; mit ihren dunkeln, blut-



Girlitz am Nest mit Jungen.



roten oder braunrötlichen Punkten, die sich meist am stumpfen Ende kranzartig anordnen, sehen sie sehr niedlich aus und sind den Eiern des Erlenzeisigs zum Verwechseln ähnlich. Das Brutgeschäft scheint das Weibchen allein zu besorgen, während das zärtliche Männchen oft hinzufliegt, sich an den Nestrand klammert und aus dem Kropfe die Gattin füttert. Sind die Jungen den Eiern entschlüpft, so werden sie von den Alten wahrscheinlich in den ersten Tagen mit kleinen Insektenlarven, Blattläusen u. dergl. gefüttert, wie es ja auch Zeisige und Buchfinken machen; bald aber gewöhnen sich die Kleinen an die derberen Pflanzensamen, zumal ihnen diese sorgfältig enthülst und im Kropfe aufgeweicht von den Alten gereicht werden.

Hat die Jugend das Nest verlassen, so führen die Eltern sie auf die Gemüsebeete im Garten, auf Schuttabladeplätze, auf Komposthaufen oder hinaus auf den Acker, in die Erdbeerplantagen und in die Weinberge. Hier gibt es Unkrautsamen in Menge, vom Gänsefuß und vom Kreuzkraut, von Vogelmiere, Melden, Löwenzahn, von Wegbreit, Habichtskraut usw. Am liebsten freilich ist ihnen Hanf- und Mohnsamen, Rübsen, Lein, Salatsamen. Freundschaften werden hierbei geschlossen mit den Kindern anderer Familien, und nach einer Woche finden sich die Jungvögel auch ohne Begleitung der Eltern an solchen bevorzugten Orten ein, Gesellschaften von zwanzig Köpfen und mehr, während die Mutter bereits wieder das erste Ei ins Nestchen legt und der Vater die sorgenfreie Zeit benutzt, sein geschwätziges Liedchen vom hohen Wipfel herab vorzutragen, schwirrend und hell. Seinen Gesang vernimmt man auch noch im Hochsommer, nachdem bereits die zweite Brut, meist aus nur vier Köpfen bestehend, flügge und selbständig geworden. Später, wenn die Tage schon merklich kürzer werden, wenn es zu „herbsteln" beginnt, da schlagen sich die Girlitze zu kleineren oder größeren Gesellschaften zusammen und streichen, bisweilen in Gemeinschaft mit Zeisigen, im Lande umher, bald auf einem Krautacker sich niederlassend, bald im Geäst von Birken oder Erlen, um den reifenden Samen zu probieren. Im Oktober aber ist gewöhnlich die ganze kleine Sippschaft verschwunden. Sechs Monate etwa, dann sind sie wieder da, und nicht als zufällig verschlagene Gäste kommen sie in ein fremdes, unbekanntes Land, wie noch vor einem halben Jahrhundert vereinzelt ihre Väter, nein, die Heimat ist es, die ihnen winkt nach langer Fahrt, die traute Heimat, wo sie ihr Nest schon bauten Jahr um Jahr in der ehrwürdigen Linde, in dem Nußbaum am Tor des Gehöfts, wo sie jedes Plätzchen kennen, jeden Winkel, der ihnen Nahrung verspricht.

Das Bürgerrecht hast du dir erworben im deutschen Land, du winziges Vöglein des Südens; wir wollen's dir wahren und jedem Feind wehren, der es wagt, dein Glück zu stören, das auch vom rauheren Land dir geboten wird, dem du vertraust.

Die Schwarzdrossel.

Von Martin Braeß.

Nicht viel länger ist es her, als ein halbes Jahrhundert, daß die ersten goldschnäbligen Sänger den dunkeln Wald mit der Stadt vertauschten. In Naumanns berühmter Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas, die in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien, ist noch mit keiner Silbe der Amsel als Bewohnerin der Großstadt gedacht, nicht einmal der kleineren Ortschaften unsers Vaterlands. Damals hauste der heute allbekannte Vogel ausschließlich im Walde, besonders dort, wo junge Nadelbäume undurchdringliche Dickichte bilden, am liebsten, wenn sie mit Wacholderbüschen durchsetzt sind, in Laubwäldern, die dichtes Unterholz und hohes Dornengestrüpp aufweisen, oder in Sumpfwaldungen mit Erlen und Buschweiden. Nur ausnahmsweise unternahm mal einer der schwarzen Gesellen einen Flug nach dem nahen Feldgehölz, ängstlich über die freie Fläche dahineilend, um schnell wieder zurückzukehren in den dunkeln Wald; dort nur fühlte er sich heimisch.

Das ist nun anders geworden. Der Zug nach der Stadt hat unsern Schwarzrock mit solcher Macht gepackt, daß heute gewiß nur noch ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil seiner ursprünglichen Heimat treu geblieben ist. Und dies gilt für den nördlichen Teil Deutschlands so gut wie für Mittel- und Süddeutschland, für die Ebene wie fürs Gebirge. Was die erste Ursache zu dieser merkwürdigen Veränderung gewesen sein mag, ist eine offene Frage. Jedenfalls hat die auffällige Vermehrung der Park- und Gartenanlagen unserer großen Städte in den letzten Jahrzehnten, die massenhafte Anpflanzung vieler beerentragender, meist ausländischer Gehölze, die den Schwarzdrosseln den Tisch auch in der kälteren Jahreszeit reichlich decken, die vielerorts geübte Winterfütterung der Vögel ein gut Teil dazu beigetragen, ebenso der allgemeine Schutz, den man heute den Singvögeln, besonders auch während der Brutzeit, in reichem Maße gewährt.

In der lieblich grünen Hauptstadt Württembergs scheint die Sache ihren Anfang genommen zu haben; wenigstens führen manche Autoritäten auf ornithologischem Gebiet, Brehm u. a., als merkwürdige Beispiele dafür, wie heimisch ein wildlebender Vogel in der Nähe des Menschen werden kann,



Steenhuizen. *Vorschoten, Holland, Mai 1905.*

Nest mit Gelege der Schwarzamsel.

sobald er sich ausreichenden Schutzes bewußt ist, die Stockenten im Berliner Tiergarten an und die Schwarzamseln in Stuttgarts Promenaden. Bald machte sich auch in andern Gegenden, besonders in Nord- und Mitteldeutschland, bei den Amseln der Zug nach der Stadt geltend; in immer größeren Mengen erschienen sie in den öffentlichen Anlagen, sowie in den kleineren Gärten der Vorstädte. Und diese von Jahr zu Jahr stetig wachsende Vermehrung der Stadtamseln hat ihren ungestörten Fortgang genommen bis zur Gegenwart. Heute sind die meisten Ortschaften unserer Heimat, ganz besonders die größeren Städte, so überfüllt von den schwarzen Zuwanderern, daß sich ihre Menge bereits unangenehm fühlbar macht. Nächst dem Haussperling ist ja mancherorts die Amsel der Vogel, der sich der größten Kopfzahl erfreut, und viele Städte, die früher vielleicht neidisch auf die württembergische Residenz blickten und sich auch solch schwarze Stadtkapelle herbeiwünschten, die nichts kostet und doch musiziert vom grauen Morgen bis zum Einbruch der Nacht, möchten gern einige tausend Stück abgeben, wenn jemand wäre, der sie einfinge ohne Aufsehen, und jemand, der sie haben wollte. Obstzüchter und Gartenfreunde sind besonders schlecht auf die Amseln zu sprechen. Anfang der 70er Jahre schon wurden die ersten Klagen laut, sie haben sich gesteigert von Jahr zu Jahr.

Und man muß ihnen recht geben, der Schaden, den diese Vögel an Beeren und Früchten anrichten, ist nicht gering. Was die Saison gerade bietet, das schmeckt ihrem lüsternen Gaumen, erst die Erdbeeren, dann die Träubchen am Johannisbeerstrauch; bald folgt die Kirschenernte, süße Frühbirnen locken, und den Beschluß bildet die hochwillkommene Weinlese. Es gibt Gärten, wo die Amseln tatsächlich auch nicht eine reife Kirsche am Baume lassen, wo sie's schlimmer noch treiben als Sperling und Star, Weinberge, die Jahr für Jahr empfindlich gebrandschatzt werden, Erdbeerfelder, wo die lästigen Besucher den Boden zerkratzen und die reifen Früchte anpicken, bald hier und bald dort, und auf solche Weise noch mehr verderben, als sie wirklich genießen. Wie ärgerlich für den Gärtner, wenn die Schwarzröcke in den Frühlingsbeeten scharren, daß die zarten Pflänzchen entwurzelt auf dem Boden liegen, oder wenn sie später auf dem mit soviel Mühe und Sorgfalt hergerichteten Teppichbeet herumlaufen und mit ihren Kratzfüßen das Werk des Gärtners korrigieren, als hätten sie die Arbeit eines Schuljungen vor sich. Keine Frage, die Stadtamseln sind im Laufe der Zeit zu einer Quelle von mancherlei Ärger geworden!

Es gibt kaum ein zweites Beispiel aus der Vogelwelt, welches so anschaulich zeigt, wie ein Wechsel des Aufenthaltsorts auch Veränderungen alt überlieferter Lebensgewohnheiten nach sich zieht, ja sogar gewisse Charaktereigenschaften herausbildet, die früher dem Vogel völlig fremd waren. Ehemals, als sich die Amsel noch fast ausschließlich den Wald zum Aufent-

haltsort erkoren hatte, da zog sie im Spätherbst gleich der Singdrossel regelmäßig nach Süden. Höchstens wo Bäche oder warme Quellen in der Nähe, konnte man in den Laubwäldern und Erlenbrüchen einzelne dieser Vögel auch im Winter beobachten. Sie verhielten sich also etwa wie heutzutage die Stare, von denen ja auch immer einige kleinere Schwärme an geschützten Stellen bei uns zu überwintern pflegen. Jetzt aber ist aus dem Zug- und Strichvogel ein regelrechter Standvogel geworden. Anfangs waren es fast ausschließlich die zwei-, drei- und mehrjährigen Amselmännchen — „schwarz wie Kohle, mit dem Schnabel gelb wie Gold" — welche das Wagnis unternahmen, dem eisbärtigen Herrscher des Nordens Trotz zu bieten. Später entschlossen sich auch einige Weibchen dazu, bei ihren Eheherrn auszuharren; bald waren es im wesentlichen nur noch die Jungvögel, welche dem Wandertrieb folgten und sich von September an auf die Reise begaben, und heute scheint die ganze Gesellschaft, soweit sie die Städte bewohnt, kaum noch etwas zu wissen von der alten Tradition ihrer Voreltern. Die schwarzbraunen, an Kehle und Kropfgegend licht gefärbten Weibchen sind im Winter ebenso häufig zu sehen, wie die schmucken Männchen im schwarzen Gewand, und auch Jungvögel vom vergangenen Frühling hüpfen munter im Schnee der Gärten und Anlagen umher, Jünglinge, die bereits wie die Väter aussehen, nur daß sie am Unterleib breite dunkelgraue Federränder zeigen und noch des reinen Goldgelbs am Schnabel entbehren, doch auch solche, die der Frau Mutter fast vollkommen gleichen und sich erst im nächsten Jahre während der Mauser endgültig verfärben — sie stammen wahrscheinlich aus einer späten zweiten oder gar dritten Brut — dazu Jungfrauen, die stark mit Rostfarbe überlaufen und an den unteren Teilen reichlich mit dunkelbraunen Flecken bestreut sind: kurz, alt wie jung, Männlein wie Weiblein, alle bleiben heute der Heimat treu und verlassen den Ort nicht mehr, wo sie das Licht der Welt erblickten. In der Stadt gibt es ja ruhige Winkel genug, in die man sich zurückziehen kann, wenn der Schneesturm durchs Land braust, Beeren hängen am entblätterten Baum und Strauch auch im Winter, und vom Tische des Menschen fällt mancher Bissen, willkommen dem hungrigen Schnabel.

Wo eine mildherzige Hand der Vogelwelt Futter streut, da stellen sich die Amseln mit unter den ersten Gästen ein, die dankbar die Gabe in Empfang nehmen; denn Scheu vor dem Menschen, jede Ängstlichkeit haben sie längst abgelegt. Am Futterbrett vor dem Fenster, auch in der belebtesten Straße, sitzen und picken sie; im Futterhaus tun sie sich gütlich zwischen dem Strauchwerk des Parks. Ja sie meinen nicht selten, nur ihretwegen habe der Mensch solche Einrichtungen getroffen; denn mit wütender Gebärde jagen sie oft die zierlichen Meisen vom Platze, die Finken, die Spatzen, oder das liebliche Rotkehlchen, das einzeln sich naht, zaghaft und furchtsam; sie spreizen sich, als wär'n sie allein die Herren der Welt. Nur der possierliche Kleiber läßt



F. von Pfistermeister. *München, Ende April 1906.*

Brütende Schwarzamsel.



M. Auerbach. *Karlsruhe, 27. Mai 1907.*

Brütende Schwarzamsel.

sich nicht foppen; hastig ergreift er den großen Bissen, den eben der goldgelbe Schnabel der Amsel sich aussuchte, und eilends fliegt er dann ab, während ganz verdutzt der Schwarzrock ihm nachschaut mit seinen großen tiefbraunen Augen.

Die Amsel ist der erste Frühlingssänger, an dessen zarter, melodienreicher Strophe sich das Herz des Stadtbewohners erfreut. Gewiß, auch der Winter ist nicht stumm; der glöckchenhelle Ruf der Meisen erschallt lustig herab vom beschneiten Baumzweig, selbst bei strengster Kälte; der winzige Zaunkönig schmettert seine kleine Fanfare hinaus in die schneebedeckte Landschaft; die Haubenlerche, die auf ihren stämmigen Beinchen so emsig in den Gassen herumtrippelt, singt von einem Bretterzaun herab ihr bescheidenes Liedchen, sobald der goldene Strahl der Wintersonne sich tausendfach bricht an den glitzernden Kristallen der weißen Decke. Aber das sind alles mehr Trotzgesänge: Winter, wir fürchten dich nicht, wie du auch stürmst und schneist und alles schlägst in eisige Fesseln! Uns schadest du nicht; wir Kleinen, wir bleiben die Sieger! In den Rissen der schwanken Zweige schlummert so manches Kerbtier dem kommenden Frühling entgegen; zwischen dem Dornengestrüpp im verborgenen

Winkel träumen Spinnen, Insektenpuppen von Lenz und von Liebe; wir finden sie alle, und auf den Straßen der Stadt bietet sich mancher Bissen dem hungrigen Schnabel. Winter, zum Trotz singen wir dir unser keck herausforderndes Liedchen!

Anders die Amsel, wenn im Februar gegen Abend eine lindere Luft zum erstenmal wieder über die Erde sich legt und schmeichelnd spielt in den kahlen Wipfeln der Bäume, dann auf den Boden sich senkt, daß am Fuße der Stämme die Schneedecke weicht und die ersten weißen Knospen der zarten Frühlingsglöckchen sich aufrichten, befreit von der Last. Oben im Wipfel des höchsten Baums sitzt der Vogel; scharf hebt er sich ab vom lichten Himmelsgewölbe. Den Hals etwas eingezogen, den Schnabel schräg aufwärts gerichtet, die Flügel gesenkt, unbeweglich und still, was mag er doch sinnen? Ob er schläft, ob er träumt? . . . Da, ganz leise ein paar tremolierende Töne, weich wie ein Hauch; dann eine Pause. Jetzt hinaufgezogen, kräftiger schon, eine Tonfigur, schmelzend und sehnsuchtsvoll, dann ein andres Motiv, sicher und rein, und jetzt länger die Strophe, zart und duftig wie ein Gedicht, schwellend zur größeren Kraft; und dann so leis, wie ersterbend. Das ist nicht Trotz, der hier spricht, kein Kampfgesang, nicht bestimmt für das Ohr des Feindes, nicht für den Freund. Das ist ein Selbstgespräch, ein Traum, ein Dichten und Sinnen, Ausdruck der innersten Seele; das Herz ist so voll — voll Sehnsucht, wonach? Voll Lust und voll Sorge zugleich, voll Wehmut, warum? . . . Das Lied perlt empor aus den Tiefen der Brust, ganz leise zittert die Kehle, sonst keine Bewegung. Nun eine längere Pause; als sei er ergriffen von den Gefühlen, von den eignen Tönen, verharrt der Vogel in seiner Stellung. Ob er wohl hört, wie drüben am andern Ende des Parks ein zweites Männchen beginnt mit den süßen, ergreifenden Strophen; ob er wohl sieht, wie dunkel der Abend sich senkt über Wiese und Hain? Jetzt hebt er noch einmal an, ganz leise und zart, und dann — wer stört den Frieden des weichen, wohligen Abends! — mit scharfem „tack, tack“, mit gellendem Schrei „gaigiggiggigaigig“ streicht unser Sänger jetzt ab und stürzt sich hinunter ins dichte Gebüsch auf der andern Seite des Weges. Dann hüpft er von Ästchen zu Ästchen in den dunkelsten Winkel, den die langen Nadeln der Weimutskiefer beschatten, der nächtlichen Ruhe zu pflegen.

Längst ist er munter, wenn die Februarsonne des folgenden Tags so spät erscheint über den Höhen am östlichen Himmel. Aber singen am Morgen, dazu fehlt der Amsel die Stimmung; noch verfügt sie ja nur über so zarte, schmelzende Töne, über Strophen voll Wehmut, voll unaussprechlicher Sehnsucht, wie sie nicht passen zum goldenen Morgen, der so kräftig, so schaffensfreudig emporsteigt über der Erde. Emsig hüpft die Amsel am Boden, unter Hecken und Zäunen umher, auf den schneefreien Flecken der Wiese, um nach Insektenlarven und Regenwürmern zu suchen; denn die Nacht war lang,



Dr. Bethge. — [illegible] Mai 1907.

Schwarzamsel im Bade.



M. Auerbach. *Karlsruhe, 27. Mai 1907.*

Schwarzamselweibchen am Nest.

und der Magen fordert sein Recht, ein ausgiebig Frühstück. Unter dem Moos und dem feuchten, halbfaulen Laube schlummert so manches Getier, auch in der obersten Schicht der darunter liegenden Erde. Hurtig wenden die Füße das vertrocknete Laub, und die goldne Pinzette durchstöbert auch den verborgensten Winkel, daß die Blätter tanzend umherwirbeln. Mit gesenktem Kopf und wagrecht gehaltenem Körper rennt jetzt der Vogel eiligsten Laufs eine Strecke dahin — so huscht eine Ratte vorüber — dann macht er plötzlich halt am Wurzelgeflecht des altehrwürdigen Baums, wo der faulende Holzmull so manchen Bissen verbirgt. Wie eine Henne im Sand, so scharrt er zwischen den Wurzeln und pickt hier und pickt da. Ist alles durchsucht, dann geht's weiter. Regte sich dort nicht etwas zwischen den kurzen Spitzen des Grases? Hurtig in langen Sätzen hüpft die Amsel dahin und äugt und lauscht mit schiefgehaltenem Kopfe sekundenlang über der Stelle. Plötzlich bohrt sich der Schnabel hinein in den feuchten Boden zwischen die feinen Wurzeln der Halme, und richtig, der Wurm ist erwischt; an dem einen Ende hat ihn der Vogel gepackt. Aber nun gilt es, den fetten Bewohner der Erde heraus-

zuziehen aus seiner dunkeln Behausung. Wie die Amsel da zerrt, so ungeduldig und hastig, wie die Füße sich stemmen, wie der Gequälte sich schrecklich zieht in die Länge! Plötzlich ein Ruck, daß der Vogel zwei Schritte zurückfährt. Der Wurm ist ihm sicher. Mit Gewalt schlägt er ihn dann ein paarmal gegen den Boden, wendet ihn hin und her zwischen den Rändern des Schnabels, bis er die Lage einnimmt, die zum Verschlingen sich eignet, und — weg ist er, verschwunden im Schlund seines Feindes. Noch einen Augenblick verharrt die Amsel ohne Bewegung in der eingenommenen Stellung — ist wirklich, so scheint sie zu denken, der gute Bissen nun auch sicher im Magen? — dann hüpft sie weiter, nach neuer Beute ausschauend, horchend aufs feinste Geräusch. Immer bleibt sie am Boden bei ihren Jagden; nur zum Futterbrett fliegt sie empor, zwei Stock hoch, wenn's sein muß, und mehr. Am Baum und am Strauch, da sucht sie nur Beeren und Obst, nicht Insekten, Puppen und Eier, und wenn später in wärmerer Zeit eine Fliege vorbeisummt oder ein Schmetterling ihr dicht vorübertaumelt am Schnabel, sie schnappt nicht danach; nur was kriecht und was zappelt am Boden, was schläft und schlummert im Gras, im welken Laub, im lockeren Humus, Würmer und Maden und Larven, spazierende Käfer, langsam kriechende Schnecken und eiligst flüchtende Spinnen, das ist ihr recht für den Schnabel.

Zwei oder drei Abende noch studierte die Amsel ihr Lied auf demselben Baum, ganz versunken in sich. Wie der Musiker phantasiert in der dämmernden Stille des Abends, wie die Finger die Tasten berühren, die Saiten greifen, der Stimmung der Seele gehorchend, so zittert die schluchzende Kehle, der halbgeöffnete Schnabel Strophe auf Strophe hinaus, daß weich die Töne sich wiegen in lauwarmer Luft: Poesie alles und alles Gefühl, ohne warum, ohne wozu. Aber so leicht gibt der Winter die Herrschaft nicht auf. Neue Kälte setzt ein, Schneesturm erbraust — da verstummt Sänger und Lied; unter den Sorgen ums tägliche Brot erstickt der Gesang. Aber später im März, wenn die Kraft des Winters wie mit einem Schlage gebrochen, wenn der Gestrenge vor dem lieblichen Lenz sich flüchtet fern in die Berge, da jubelt und flötet mit Macht das Lied aus der Brust des gottbegnadeten Sängers, ein Liebeslied jetzt, heiß, innig und feurig: hör mich, Geliebte, erhöre mein Flehn! Und ein Kampflied zugleich: hör mich, du anderer, der mit mir buhlt um die Gunst der Erwählten, meiner, die ich mir erkor! Stell dich zum Kampf, hast du Mut!

Wahre Wettgesänge finden jetzt statt unter den Männchen eines Reviers am frühen Morgen sowohl wie gegen Eintritt der nächtlichen Stille; dann sind die Intervalle zwischen den einzelnen Flötenstrophen nur kurz, jedes Motiv vom vorhergehenden verschieden, jedes von unnachahmlicher Klangfülle. Wohl ist der Singdrosselruf, wenn er im Frühlingswald des Abends von dem Wipfel der Fichte herabschallt, noch stärker, lauter, vielleicht auch



Kuhfahl. *Dresden, Mai bis Juni 1900.*

Die Schwarzamsel als Bewohnerin der Großstadt. Nest auf einem Fenstergesimse.

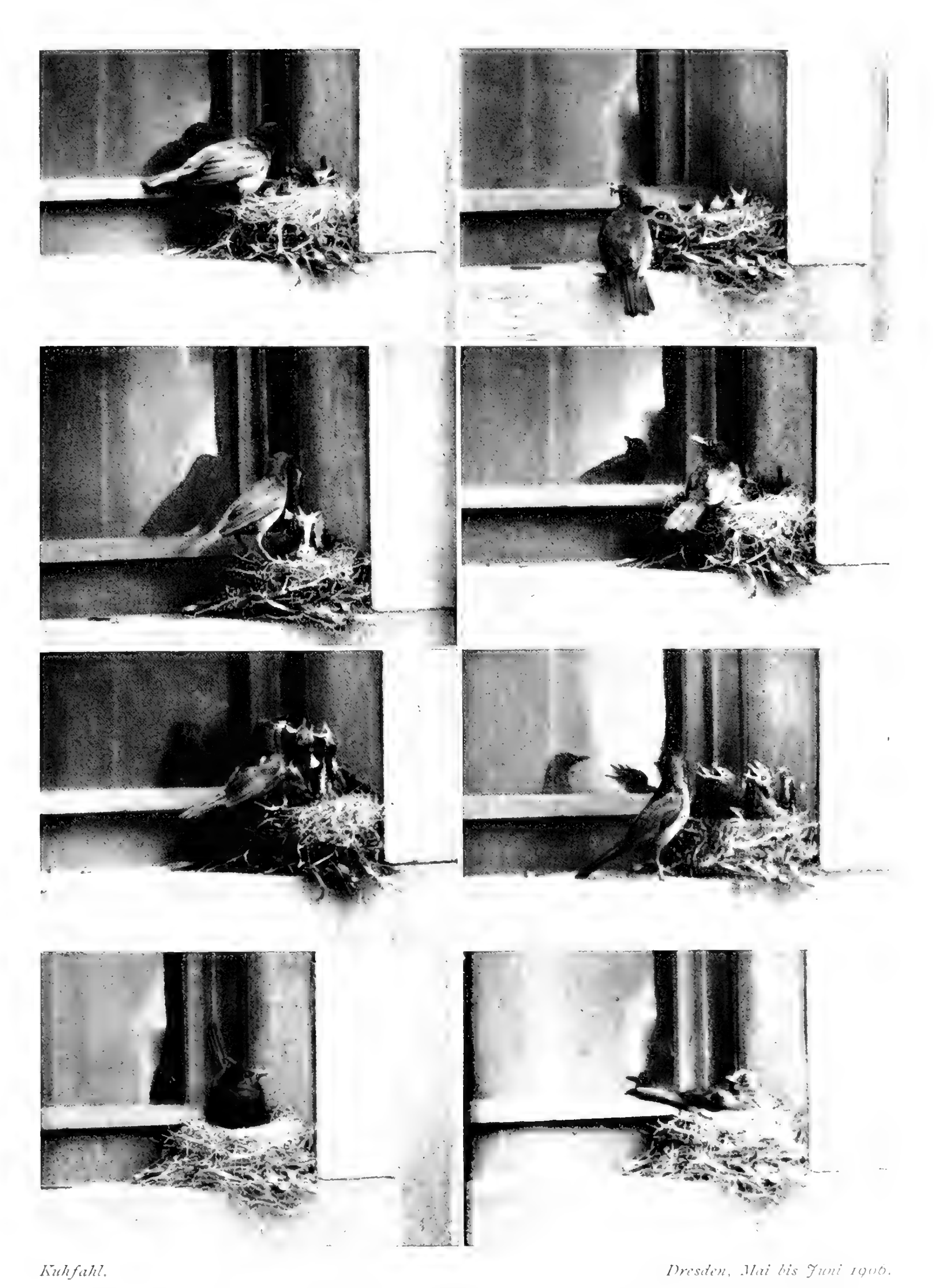
abwechslungsreicher, namentlich in der Tonhöhe, aber die Motive sind kürzer, die Stimme ist teilweise schrill und klirrend, während der Amselgesang durch das volle klangschöne Organ und durch die ruhige, gemessene Vortragsweise etwas überaus Feierliches enthält. In der Zeit der ersten Liebe bleibt es aber nicht beim Wettgesang zwischen den Werbern; die Männchen rücken sich näher und näher, bis sie schließlich in höchster Eifersucht aufeinanderstürzen und sich beißen und jagen, wobei sie immer noch einzelne Strophen ihres Gesanges hervorstoßen, bis dann der Sieger aus voller Kehle sein Lied singt vom hohen Baum herab, von der Wetterfahne am Dachfirst, von einem Balkengerüst. Welch Amselweibchen könnte solch innigem Liebesflehen widerstehen! Mit leichtem Schwung, den etwas ausgebreiteten Schwanzfächer auf- und abwärts wippend, flügelzuckend hat es sich in die Nähe des unermüdlichen Sängers gesetzt; dann fliegt es plötzlich ab, das Männchen hinter ihm her. So jagen sie sich von Baum zu Baum; hastig hüpfen sie durchs Geäst und flattern dann ins dichte Gebüsch. „Der Minne Sold“, von dem der Sänger so innig sang, er wird ihm zuteil.

Mitte März etwa, bald früher, bald später je nach der Witterung, beginnt das Pärchen den Nestbau. Im Walde werden junge Nadelbäume bevorzugt oder Dornenhecken, Holzklaftern, am Bach ein Erlengebüsch oder der Kopf einer alten, niedrigen Weide; in Park und Garten aber ist dem Pärchen jeder Platz recht, der Schutz bietet vor der Unbill der Witterung und vor den lüstern umherschleichenden Katzen: ein niedriges Taxusgebüsch, ein Lebensbaum, ein Fliederstrauch, eine Hecke, aber auch Efeu, der die Mauer bekleidet, das Weinspalier an der Hauswand, jeder offene Schuppen, ein Holzstaket, selbst eine Ecke am Fenster. Meist steht das stattliche Nest nur in Mannshöhe, aber auch nahe am Boden, selbst auf der Erde findet man es bisweilen. Gerade die Stadtamsel leistet sich manches Absonderliche in ihrer Nistweise und wählt Orte, die oftmals nicht sehr geschickt sind; besonders ist es aber der Bau des Nestes selbst, der auf eine gewisse Entartung im Vergleich mit der Waldamsel hinweist. Diese baut den tiefen, halbkugelförmigen Napf, dessen oberster Rand stets stark einwärts gebogen ist, viel sorgfältiger. Sein Äußeres besteht aus künstlich verflochtenen Würzelchen, Stengeln, Grashalmen, sehr häufig ist auch etwas Moos beigegeben; die innere Fläche aber wird ausgeschmiert mit feuchter Erde oder Schlamm, so daß die Wand glatt erscheint, ähnlich, wenn auch nicht so vollendet schön, wie bei der Singdrossel, die Holzmull dazu verwendet. Das Nest der Stadtamsel dagegen ist meist ein recht unförmlicher und infolge der massenhaft herbeigeschleppten erdigen Bestandteile ein außerordentlich schwerer Bau, den die Ästchen des jungen Nadelbäumchens kaum zu tragen vermögen. Nicht selten ist die Außenseite sehr liederlich gebaut, daß Halme, Gräser, Wurzeln wirr hervorragen, auch wird die regelmäßige Rundung nicht immer gewahrt. Meist ist das Nest

Ende März schon fertig; es birgt dann Anfang April das volle Gelege, vier oder fünf, ausnahmsweise wohl auch sechs blaugrünliche Eier, reichlich mit hell rostfarbigen Flecken, Punkten und Stricheln bestreut. Nicht selten verzögert sich die Brutzeit um einige Wochen, besonders wenn die Vögel gestört wurden beim Nestbau; aber auch Beispiele gibt es von vorzeitiger Brut, sind doch Fälle bekannt, daß in Norddeutschland flügge Amseln schon Mitte Februar die Kinderstube verließen.

Vierzehn bis fünfzehn Tage sitzt das Weibchen brütend auf den Eiern; mittags wird es gewöhnlich für ein paar Stunden abgelöst von dem Männchen, das um diese Zeit eine Pause macht im Musizieren. Auch an der Aufzucht und Pflege der Jungen beteiligen sich beide Eltern; unermüdlich schleppen sie Würmer und Insektenlarven herbei für die hungrigen Schnäbel, die sich ihnen entgegenstrecken wie auf Kommando. Trichterförmig ist der Rachen geöffnet, ein weiter Schlund, in dessen Tiefe auch der größte Bissen sofort spurlos verschwindet. Geduld lernen sollt ihr, schon in der zartesten Jugend, so denkt die Alte, wenn sie, den Wurm im Schnabel, am Neste erscheint; denn so stürmisch auch die vier oder fünf gelbrandigen Schnäbel sich öffnen, so sehr sich die nackten Hälse strecken und dehnen, die Mutter wartet ein paar Sekunden, ehe sie die Gier der Kinder befriedigt; ja es senken sich nicht selten die Köpfchen enttäuscht, leise piepend schon zurück ins Nest, bis sie bei einer Bewegung des alten Vogels wieder emporschießen, der nun hastig dem einen der Jungen den sehnlichst erwarteten Bissen tief in den Rachen stößt.

Auch auf Reinlichkeit halten die Alten, und das ist nötig; denn noch sind die Kinder so klein, daß sie es nicht verstehen, den Kot zum Nest hinauszusenden, wie sie es später tun. Deshalb ergreift der fütternde Vogel, sobald er sich seiner Gabe entledigt hat, mit dem Schnabel den weißen Kotballen, den er wohl regelmäßig im Neste vorfindet, und trägt ihn im Fluge ein Stück fort, damit er den herumschleichenden Räubern nicht die Nähe der Kinderwiege verrate. Bisweilen sollen die Alten den Kot ihrer Kleinen sogar verschlingen — unappetitlich gewiß, aber praktisch, denn im Magen ist er am sichersten. Erfahrung hat den Vogel gewitzigt; der Feinde sind ja so viele, daß manche Brut ein klägliches Ende nimmt. An erster Stelle die Hauskatze, die ja so oft ihre gute Erziehung vergißt und statt auf Mäuse und Ratten in der Wohnung des Menschen Jagd macht auf halbflügge Vogeljunge im Garten und Park, die vorzeitig das warme Nestchen verließen, oder hinaufklettert an Baum und Strauch und gierig ein Vogelkind nach dem andern mit der krallenbewaffneten Pfote aus der luftigen Wiege herauslangt. Das ist ein Gezeter der wachsamen Amseln, wenn eine Katze sich zeigt. Erst nur ein dumpfes „tack, tack“, dann durchdringend und scharf „tix, tix, tix . . .“ ohne Ende, schließlich das Angstgeschrei, gellend und



Kuhfahl. *Dresden, Mai bis Juni 1906.*

Die Schwarzamsel als Bewohnerin der Großstadt. Nest auf einem Fenstergesimse.

schneidend „gaigiggiggaigig . . .“ Unruhig hüpfen die besorgten Eltern umher, von dem Baum ins Gesträuch, vom Gesträuch auf den Weg, dann aufs Gartengeländer, auf das Dach des Schuppens, den der Räuber umschleicht. Jetzt fliegt das Männchen unmittelbar über den Kopf der Katze dahin, ein-, zweimal, daß diese stehen bleibt und sich dann duckt und mißvergnügt blinzelnd emporschaut, während sie bisher gleichgültige Miene machte zum ärgerlichen Spektakel, als ging sie das ganze Gezeter nichts an. Natürlich sind auch andere Vogeleltern aufmerksam geworden auf die Gefahr und vermehren den Aufruhr. Wie die Kohlmeisen zanken und meckern, obgleich gerade ihre Brut in dem Astloch des Pflaumenbaums sicher ist vor der Katze, die nicht so tief reichen kann mit ihrer häkelnden Pfote; wie das kleine „Müllerchen“ unruhig im Geäst herumschlüpft, ohne Aufhören „tze, tze“ rufend, schnarrend und hart; wie das Hausrotschwänzchen so eigentümlich schmatzt „huid tze tze tze“ und so drollig dazu knickst, als wollte es dem Räuber sein Kompliment machen; jetzt schnurrt auch der Kleinste der Kleinen, die niedliche Blaumeise, im höchsten Zorn, und die Gartengrasmücke ruft ohne Ende „wädwädwäd . . .“ Heute ist nichts für den gefürchteten Nesträuber; ungemütlich wird's ihm bei dem lärmenden Schreien und Zanken, daß er sich zurückzieht durch ein Loch hinein in das Dunkel des Schuppens. Da verstummen die kleinen geängsteten Vögel und gehen wieder ihren Geschäften nach; nur die Amseln schelten noch weiter „tix, tix, tix . . .“ und fliegen mit ausgebreitetem Schwanz aufgeregt noch umher, bis schließlich auch bei ihnen das winzige Vogelherz sich beruhigt. Mit dem ersten Wurm, den sie finden, sind Angst und Sorge vergessen.

Wie die Gänse im Hof, so sind die Amseln die wachsamsten Polizisten im Park und im Wald; sie alarmieren alle gefiederten Mitbewohner des Reviers, sobald sich etwas Verdächtiges zeigt, und groß mag die Zahl der Vogelbruten sein, die auf solche Weise ihre Rettung den Amseln verdanken. Auch wenn ein Eichhörnchen naht, oder ein Marder, ein Iltis, ein Wiesel heranschleicht, wenn sich eine Schlange blicken läßt, die Vögel melden's sofort. Auch den Eichelhäher empfängt die Schwarzdrossel mit lautem Geschrei, ebenso Elstern und Krähen, selbst den Kuckuck, den sie wegen seines falkenähnlichen Flugs und seines Sperberkleides für einen Raubvogel halten mag und deshalb fürchtet, obgleich ihr und ihrem Nest die am Boden schleichenden Feinde gewiß gefährlicher sind, als die gefiederten Räuber. Auch das vierfüßige Getier des Waldes versteht das Alarmsignal der Amsel, und mancher Jäger hat den schwarzen Vogel schon verwünscht, der ihm das Wild verscheuchte.

Man hat der Amsel den Vorwurf gemacht, sie beunruhige durch ihr zänkisches und ungestümes Wesen kleinere Vögel, daß diese schließlich die Nähe der Schwarzröcke mieden. Aber futterneidisch und freßgierig zeigen sich die Schwarzdrosseln nur im Winter; da verjagen sie oftmals jeden andern

Vogel vom Futterplatz. Wenn aber dann die milde Frühlingssonne überall reiche Nahrungsquellen aufschließt, wenn die Amseln beschäftigt sind mit Nestbau, mit Brüten und Pflege der Jungen, da verhalten sie sich verträglich und friedlich. Unbehelligt lassen sie in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft Singdrosseln, Finken, Grünlinge, Goldammern, Hänflinge, verschiedene Grasmückenarten, Laubsänger und andere Kleinvögel gleichfalls ihre Jungen ausbrüten und füttern. Unter unserm Amselnest in der Astgabel des Baums zieht sich, von dichtem Gebüsch verdeckt, ein langer Zaun hin. Hier reiht sich Nest an Nest in kurzen Zwischenräumen. Zuerst ein zweites Amselnest, dann das einer Singdrossel, Freund Spatz hat sich auch eingestellt, es folgt ein drittes Amselnest, ein viertes, nun auf einem Fliederbusch der kunstvolle Bau eines Buchfinkenpärchens, hierauf unter Grasbüscheln ganz versteckt, angelehnt an die untere Leiste des Zauns, das Nest eines Rotkehlchens, Amsel und Singdrossel wieder, und so weiter in buntem Wechsel. Wäre solch enges Zusammenleben denkbar, wenn die Amsel wirklich die kleineren Vögel aus ihrer Nähe vertriebe, wenn sie die Schuld trüge, daß hie und da in Garten und Park die Singvögel seltener werden? Vielleicht einzig mit der Nachtigall, welche die Ruhe liebt, verträgt sie sich in manchen Gegenden nicht gut; doch ist dies nur eine Vermutung.

Aber seit einem Vierteljahrhundert erhebt man noch viel schwerere Vorwürfe gegen die Amsel. Man klagt sie des Nestraubs an, und etwas Wahres ist an der Sache. Doch handelt es sich hierbei immer nur um einzelne Übeltäter, die den Ruf der ganzen Sippe untergraben, und es würde ungerecht sein, den Stab über alle zu brechen, weil ein paar sich als Missetäter erweisen. Bei der Jagd auf dem Boden, beim Durchstöbern des Unterholzes findet der Vogel natürlich jedes Nest, das auf der Erde ruht oder wenig darüber, und da ereignet sich's denn, daß er was zappeln sieht, wie ein Wurm zappelt. Eilig hüpft er herbei in weiten, hastigen Sprüngen. Wehe, mit hurtigem Griff packt er das Vöglein am Halse, zerrt es mit kräftigem Ruck aus dem Nest und fliegt eilend davon; an geeigneter Stelle zerhackt er sein Opfer in Stücke, die er dann gierig verschlingt. So holt sich der entartete Vogel ein Nestjunges nach dem andern, unbekümmert um das Angstgeschrei der Grasmückeneltern, um das Flattern des Rotkehlchens oder des Goldammers. Und wie bei den Räubern mag's sein, den Gewaltigen aus dem Katzengeschlechte, die nach Menschenblut dürsten, wenn es ihnen nur einmal gelungen, im Kampf mit dem Herrn der Schöpfung zu siegen und zu fressen vom Körper des Unglücklichen; Amseln, die gekostet haben vom zarten Fleisch nestjunger Vögel, werden auch weiterhin Nestraub treiben und viele Bruten vernichten in der Nähe des eigenen Nestes. Doch es sind Ausnahmen, die den Menschen nicht berechtigen, dem ganzen Geschlechte der



Kuhfahl. *Dresden, Mai bis Juni 1906.*

Schwarzamsel als Bewohnerin der Großstadt. Die Alte hudert die Jungen.



v. Pfistermeister. München, En.de [illegible]

Amselnest mit brütendem Vogel auf einem Marterl.

schwarzen Musikanten den Krieg zu erklären; der einzelne Missetäter nur muß vernichtet werden, denn an seine Besserung darf man nicht glauben.

Woher diese schlimme Entartung? Im Walde hat man nie über solche Mißgriffe zu klagen; hier folgt die Amsel noch genau der Mutter Natur, die Insekten und Würmer und Beeren ihr zur Nahrung bestimmt hat, wie ihren Vettern und Basen, dem ganzen Drosselgeschlechte. Der Zug nach der Stadt ist's, der einzelne Amseln verdorben — auch manchem Menschen geht es nicht besser. Enger beieinander wohnen im Garten, im Park die Singvögel, als draußen im Forst; einer schaut dem Nachbar ins Haus, und oft herrscht heftige Konkurrenz beim Erwerb ihrer Nahrung. Ein Übergriff in fremdes Bereich, wie leicht ist's geschehen; der Starke vergewaltigt den Schwachen. Vielleicht sind auch die Menschen nicht ganz frei von Schuld an dieser Geschmacksverirrung der Schwarzdrossel. Durch fortgesetzte Fütterung der Vögel mit Fleischresten während des ganzen Winters kann manche Amsel förmlich erzogen werden zum Liebhaber solcher Nahrung, so daß sie dann im Frühling diesen Genuß nicht entbehren will und sich nun Übergriffe an den Nestjungen der kleinen Sänger erlaubt. Artgenossen aber, die sie bei solchem Raube beobachten, werden es ihr nur zu leicht nachtun; denn der Nachahmungstrieb ist groß — unter Menschen wie Tieren, im Guten sowohl wie im Bösen.

Oft verlassen die Amseljungen vorzeitig das Nest; denn von Haus aus sind alle Drosseln schreckhafte Vögel, und eine geringe Störung schon kann die Ursache sein, daß die Amselkinder aus ihrem sichern Gewahrsam herausflattern, wenn ihnen die sprossenden Schwungfedern den Dienst noch fast völlig versagen. Dann hüpfen sie am Boden umher, die Eltern mit zitternden Flügeln und leisem Piepen um Nahrung bettelnd. So drollig sehen sie aus in ihrem weichen, molligen Kinderkleidchen, das namentlich an Kopf und Hals stark mit Rostfarbe überlaufen, an den unteren Teilen aber mit vielen dunkelbraunen, nieren- und mondförmigen Flecken bestreut ist, während die Federn der Oberseite rostfarbene Schaftstriche zeigen. Kurz und gedrungen erscheint die Figur, da das Schwänzchen noch fehlt, und der kindliche Ausdruck des kleinen Persönchens wird noch erhöht durch die gelben Mundwinkel und Augenlidrändchen. Das ist die gefährlichste Zeit für die Jungamsel; der schleichenden Katze, dem Marder und Wiesel fallen so viele der unerfahrenen Tiere zum Opfer. Denn nicht immer rettet der Eltern wachsames Auge, ihr Warnungssignal den unbeholfenen Vogel, der hüpfen und rennen und flattern kann, sich aber noch nicht zu erheben vermag auf den Baum, der ihm Sicherheit bietet. Ein Aufschrei, die Katze hat ihn am Kragen und erwürgt nun das Kind vor den Augen der Eltern, so sehr diese auch kreischend und klagend den Räuber umschwärmen.

Aber jedes Frühjahr läßt immerhin eine stattliche Anzahl von Jungamseln in unsern Gärten heranwachsen; das ist dann Leben in Busch und

in Strauch vom frühesten Morgen bis spät in die dämmernde Nacht, gehört doch die Amsel zu den frühesten von all den gefiederten Frühaufstehern, und an den langen Abenden ist es ihr Lied und das der Singdrossel, das noch immer ertönt, wenn die andern Sänger bereits zur Ruhe gegangen. Soviele Vögel schweigen oder singen doch nur selten, wenn sie Junge haben im Nest; aber die Amsel erübrigt auch im Drang der Geschäfte jeden Tag manch Viertelstündchen, wo sie sich ganz hingibt dem seelenvollen Gesange. Schon sitzt die Gattin zum zweitenmal brütend im Neste; es ist noch dasselbe, in dem die vorigen Jungen sie großzog, so sauber, so reinlich, als sei es von neuem erbaut. Und nun alles wieder, wie vor ein paar Wochen: die Jungen durchpicken die kalkige Schale und schlüpfen aus dem finstern Gefängnis; sie lassen sich füttern und lassen sich wärmen, sie wachsen heran und flattern über den Nestrand; sie werden noch ein Weilchen geführt von den Eltern und bewacht und verteidigt; dann sind sie groß — nun geht eure eigenen Wege und schlagt euch durch in der Welt! Selbst eine dritte Brut ziehen ältere Pärchen, freilich nur ausnahmsweise, noch auf in dem Nest, das sich bewährte schon zweimal; dann aber Schluß! Für Nachkommenschaft ist nun gründlich gesorgt. Schon wimmelt der Park von zahlreichem Jungvolk verschiedensten Alters; man sieht's an den Kleidern. Im Juli mausern die ältesten schon, die jüngeren erst im August und September, ja manche — die letzten Nesthäkchen sind's — tragen selbst im Oktober noch immer ihr rostfarben Kleidchen. Nur gut, daß der Herbst mit freigebiger Hand von seinem Überfluß spendet, Beeren und Obst allerart, sonst würde gar bald Schmalhans als Küchenmeister regieren. Aber die Welt ist ja groß; nach allen Richtungen steht sie offen dem leicht beweglichen Vogel. Auswandern heißt die Losung bei vielen, erst nur ein Stück, von dort wieder weiter.

Das Verbreitungsgebiet der Amsel ist groß; es erstreckt sich über ganz Europa, mit Ausnahme nur der nördlichsten Teile, über Nordafrika und tief hinein in das innerste Asien bis zu den Bergen Kaschmirs. Überall gibt es ja Wald und dichtes Gebüsch, überall Garten und Park in den Städten und Dörfern, überall kleine Gehölze und Hecken zwischen den Feldern; ob Gebirge, ob sumpfige Ebene, der Amsel ist's gleich. Hinreichende Nahrung begehrt sie und Schutz vor den Feinden; wo dies sich ihr bietet, da läßt sie sich nieder und erfreut den gastlichen Ort mit melodischem Lied.

Der Kolibri.

Von Else Soffel.

Kolibri! Für den Nichteingeborenen klingt der Name wie eins jener farbenprächtigen Märchen, die uns der Orient schenkt: ein Märchen, um heimlich daran weiter zu bauen, ein Bild, um es liebend auszuschmücken in träumerischer Stunde. Und Märchen bleibt er auch für den, der ihn gesehen, da alles, was an ihm entzückt, den unnennbaren Zauber um ihn webt, zugleich dasjenige ist, was ihn uns entrückt, und für immer in jener Ferne hält, die dem Genuß seines Anblicks den Reiz des Flüchtigen, der nie restlos befriedigten Sehnsucht gibt.

Ein Vögelchen, kleiner als mancher unserer großen Schmetterlinge, dessen Lichtschönheit und Zartheit das schönste und zarteste seiner Art weit hinter sich läßt, ein Zauberbild, schwindend im Entstehen, ein Schönheitsgedanke und flüchtig wie dieser, ein kostbar zerbrechlicher Besitz, nimmer zu halten, darum ewig begehrt! Nie zu ruhigem Genießen verweilend, immer enteilend, eh' er recht da. Ein farbig aufzuckender Blitz blendet unser Auge. Nein, es ist nur Täuschung, Sonnengeflimmer auf betauten Zweigen. Aber dort, es schwankt ja die Blüte, goldgelbe Dolde, schwer und weich, leise wogend; zwei fremd-süße Augen dringen in deine, dem ein heißsummender Ton noch in Ohr und Herzen hängt, und aufwärts wirft sich's wie ein Schrei der Lust, Funken streuend, Strahlen werfend, wie Feuer zerstiebend!

Und dieses kaum Geglaubte, Unbegreifliche, dessen Schönheit ein Hauch, das dem Tode geweiht, wenn nur auf Stunden aus seinen Bedingungen gerissen, ist von einem Lebenstrieb erfüllt, der mit der Glut seiner Farben gleichen Schritt hält. Rastlos, geizend im Genuß, spielerisch in der Gefahr, in selbstsicherer Furchtlosigkeit diese als unmöglich ablehnend, verwegen bis zur Tollkühnheit, vertrauend in argloser Kinderweise, ein plötzlicher, blitzender, unbegriffener, darum nicht anzugreifender Schreck selbst den Mächtigen seiner Verwandten.

Fülle und Überschwang liebend, brauchend wie einen Teil seiner selbst, mit diesen wandernd, ziehend, überall dem überflutenden, vollstreuenden, jauchzenden Leben nach, bis dorthin, wo es, schnee- und eisgefangen, kärglich bemessenen, heiß genossenen Frühling schenkt. —

19*



Goldkolibri im Flug aus einer Blüte Honig saugend.

Bilder von fremdgroßartiger Schönheit steigen auf: Sonnenglut über brennenden Mesas, die gleich ungeheuern Tischen aufragen, von Zyklopenhand emporgehalten, aus deren Basaltplatte gepanzerte Kaktusblüten aufgleißen, stechenden Flammen gleich, vom Sonnenlicht entzündet, glotzaugig an Stachelkolben sitzend, großblütig angeheftet wie blitzender Ordensstern, weicharmig in die Luft fassend vom heimatlichen Fels, oder als blasses Licht auf reichem Kandelaber sitzend.

Daneben spitzzüngige Agave, Palmlilie, fremd sich absondernd, in ihr eigenes Leben starrend, das der Nacht mehr angehört als dem Tage, wo in lichterfüllter Dämmerung die schwere weiße Glocke an zu tönen fängt, ein seltsamer Akkord zu dem grünlich leuchtenden Gestein, — phosphorn hineinhängt in den Raum. Und als habe Vulkan die schönsten seiner Steine aus der Tiefe gebrochen, um sie einmal im Licht der Sonne spielen zu sehen, so irren flüchtige Funken über das Ganze, Strahlen farbigen Lichtes schießend, in zitternde Schleierwolke gehüllt, wie festgebannt vor den Blüten in der Luft stehend.

Oder du siehst den Frühling, den schönheitbrausenden, über Kalifornien ziehen. Auf waldigen Bergen, in Dickichten ist Lilienteppich gebreitet. Waldgeißblatt, heimlich-verliebt, schlingt zartwirre Arme um Eiche und Lorbeer, glückleuchtend aus hundert korallroten Blütenkelchen, feierduftthauchend.



Goldkolibri; Nest mit Gelege in einer Brombeerhecke.



Goldkolibri; die Mutter fächelt den Jungen mit den Schwingen Kühlung zu.

Manzanila und Madronasträucher haben ihre Flammen aufgesteckt.

Und heimlich wie der Dieb in der Nacht, plötzlich wie Liebesfeuer und vergänglich wie dieses, fremd wie das Glück und schön wie das Märchen, schimmernd wie Waffen sind sie gekommen, flüchtiges Heer am blühenden Morgen, eingefallen ins Blütenmeer. Flügelschwirrend, Liebeslied girrend, an Blumen weidend, Lüfte durchschneidend wie blitzender Stahl.

Ihr Flug ist dem Auge Trug. Ihre Gegenwart stets Vergangenheit. Pflicht des Genießens läßt ihm nicht Zeit. Den Raubvogel schreckt er, dein suchendes Auge neckt er, Nahrung nimmt er vom Strauß deiner Hand, die er fand, als sein Taumelflug ihn vorübertrug, noch ehe dir klar, ob der dich beraubt, Falter oder Vogel war?

* *

*

Und weiter geht sein Verlangen.

Einzig Lieb' und Liebespflichten bringen den Flüchtigen zu einer Zeit ruhigen Verweilens. Von dürrem Zweige herab, an dem er schlaftrunken gehangen, inmitten verwirrender Blütenwildnis zirpt er ein Liedchen, das an die höchsten Töne einer Violine erinnert, klein von Umfang, doch hell, zu den

lauten Farbtönen seines Kleides gestimmt, an das Geigen der Insekten mahnend.

In halber Höhe schwebend, auf blühendem Obstbaum, in dichtem Farrengesträuch, von Rhododendron oder Jelängerjelieber überragt, mit Moos und Flechten überkleidet, ist — eine halbe Eierschale groß — das Heim errichtet. Einen Bohnenkern groß ist die Hülle für das lebende Juwel. Da bildet sich der Zauber aus. Hat er aber erst das Licht der Sonne erblickt, spiegeln die



Junge Goldkolibris, ausgefiedert, kurz vor dem Verlassen des Nestes.

Äuglein — schwarzblinkender Turmalin — erst die Umgebung wieder, hat er, lustatmend vom Rand des Nestes die Ferne gespürt, so ist kein Halten mehr.

Kurze Probe hält er vielleicht, sich selbst zum Beweise, dann aber, der angeborenen Kunst sicher, im jubelnden Besitz seiner Fähigkeiten, wirft er sich dem Leben entgegen. Und zweifach beginnt aufs neue das Spiel: das Seit- und Rückwärtsfliegen, wie ein Pfeil Geradeausschießen, als Rakete aufwärtssteigen oder als Meteor vom Himmel fallen, im Zickzack um die Bäume schlängeln und schwirrend vor den Blumen schweben, aus der Tiefe heißgefärbter Blumenkelche Insekten und Honig zu naschen.



Junge Goldkolibris, 18 Tage alt, im Nest.



Junge Goldkolibris im Stupfelkleid.





Goldkolibri; der alte Vogel füttert die Jungen.

Die Alten aber, die durch Liebesspiel und Liebesfolgen — noch einmal sind sie zur Brut geschritten — in ihrem alljährlichen Zug nach dem Norden aufgehalten worden, finden wir in Texas wieder.

Der wandernde Frühling hat sie mitgenommen. Über weite Prärien ziehen die Wolken, darunter die Herden. Gleich silbriger Woge wallen mannshohe Gräser, vom Wind gewiegt und singen ruhelos ein einsames Lied, dessen Schluß immer neuer Anfang, dessen Anfang ohne Ende. Narrenunkräuter treiben ihr heimlich-unheimlich Wesen, daß die Tiere, wenn sie davon genossen, wie toll sich gebärdend, hinausrasen in die Steppe. Juwelgras nickt und Sternblume leuchtet, Helianthus ist hier beheimatet. Hochgewachsene Blütengeschlechter führt der Frühling im Gefolge. Auf den Kolibri wartet „painted-cup", grünlichgelb mit scharlachrotem Kelch, „osweys-tea" mit roten Blütenköpfchen und würzig duftendem Blatt, deren Sippe weithin im Lande in vielen Familien ansässig, rotblühende Kardinalsblume.

Der Kolibri braucht leuchtende Farben. Was sich seinem Blick entgegendrängt, wenn er in jähem Fluge vorübersaust, sich ihm von weitem anträgt, das ist sein. Nicht suchen will er, sondern auf seinem Wege finden.

Mennigrot sind die acht Zentimeter langen Blütendolden der Kolibriblume, die er in Mexiko umschwärmt, scharlachrot, inwendig gelb die blattwinkelig

blühenden Kelche der Trompetenblume. Purpurrot punktiert, gelb gefleckt die weißen in fußlangen Rispen prangenden Kinder der Katalpa.

Blumennymphe: ist es nicht Zusammengehörigkeit, Entgegenkommen, das auf Notwendigkeit beruht, wenn der Leuchtende mit den Leuchtenden sich begegnet?



Goldkolibri; der alte Vogel füttert die Jungen.

Wenn das Schimmerköpfchen im lichten Dunkel eines Blütenkelches zum eigenen Glanz noch fremden Schmuck anlegt und goldbestäubt wieder zum Vorschein kommt, den Samen zu hundert neuen Blumenleben nichtahnend mit hinwegtragend?

Darum liebt der Kolibri Blumen, die ihren Honig heimlich versteckt am Grunde glocken- oder trichterförmiger Blüten tragen, für sie ist das feine



Brütendes Goldkolibriweibchen.

Werkzeug des klingenspitzen Schnabels, der Junge gebaut. Und unbewußt leistet er damit zugleich Liebes- und Lebensdienst. —

Doch noch fehlt der Norden in der Reihe der Bilder.

Denn bis zum Polarkreis zieht alljährlich der kleine Wanderer. Einen Weltteil durch folgt er der Blüte.

Noch wartet auf ihn die üppige Wildnis appalachischer Wälder, an deren Rand die Kastanie steht, wo zu Füßen des Hikory- und Tulpenbaums Dickichte von Farnen wuchern, Wälder im kleinen, die sanften Kerzen der Azaleen durch das Halbdunkel schimmern und Orchideen, seltsam geformt, plantastisch-sündige Märchen erzählen, Schlingpflanzen die hohen Gestalten der Waldbäume umgarnt halten. Genießt dort heißen kurzen Sommer und eilt, vorüber an dunkeln Wäldern mit den schweigsam ernst ragenden Riesen der Douglas- und Balsamtanne, Zedern und Ulmen, dem schroffen Küstengebirge Labradors zu, den Abhängen mächtiger Kanons, wo zwischen Erlen und Platanen das Nest des schwarzkehligen und Costaskolibri aufgehängt ist. Erst mit dem Eintreten des Frostes kehrt er nach südlichen Staaten zurück.

Kolibri — Blumennymphe, Sylphe, Elfe. Nicht umsonst sind deine Namen aus dem Reich des Märchens genommen!

Montezumas Kleid war mit dem Glanz deiner Federn geziert. Nicht nach Sonne und Sternen mußte er greifen wie Allerleirauh, deren drei Kleider aus Sonne, Mond und Sternen gewebt waren. Von der Erde selbst nahm er das schönste, um seine Herrlichkeit zu schmücken!



Rubinkolibri; Nest mit Gelege.

Die Kohlmeise.

Von Hermann Löns.

Die Köchin rüstet sich dazu, die Weihnachtsgans zurechtzumachen. Sie stellt die Schale für die Abfälle auf die Anrichte, legt das Messer zur Hand und holt die Gans, die unter dem Küchenfenster hängt, herein.

Schon will sie daran gehen, den Braten ofengerecht zu machen, da werden ihre Augen ganz groß und ihr pausbäckiges Gesicht nimmt den Ausdruck maßlosester Entrüstung an. Ganz tief bückt sie sich auf den Braten herab und sieht mit Entsetzen, daß an vielen Stellen die schöne fette Haut abgefressen ist und daß sich an der Brust Löcher befinden, die tief in das Fleisch hineingehen. Entsetzt schlägt sie die derben Hände zusammen und läuft zu der Hausfrau, der das Unglück zu melden. Die macht auch erst ein langes Gesicht, lacht dann aber und meint, dann müßte ein wenig geflickt werden; unappetitlich wäre der Braten nicht weiter, denn Vögel wären daran gewesen, nicht vielleicht Ratten oder Katzen.

Während die Köchin dabei geht, mit Nadel und Faden den Schaden wieder gutzumachen, schnurrt ein Vogel vor das Fensterbrett, sieht nach dem Haken, an dem acht Tage lang die Gans hing, ruft einige Male „Pink pink“ und stößt dann, als er seinen Futterplatz leer findet, ein heiseres Wutgelächter aus. Laut klingt es: „Trärrärrärrärr“, daß die Köchin erstaunt hinaussieht. Aber sie denkt nicht daran, daß dieser hübsche kleine Vogel mit dem schwarzen Köpfchen, den weißen Bäckchen, dem weiß und grün gefleckten Nacken und der goldgelben, schwarz gestriemten Weste, der da so munter hin und her springt, der Bratenverderber gewesen sein könnte, denn mit dem kleinen Schnäbelchen, denkt sie, solche Löcher zu hacken, das ist wohl nicht gut möglich.

Die Kohlmeise ist derweilen in den Garten hinuntergeflogen. Auf dem toten, verpilzten Aste des Pflaumenbaumes läßt sie sich nieder, lockt, lacht, ruft, schnurrt in den Schneebeerenbusch und von da in den Birnbaum. Da gibt es etwas für ihren Schnabel. Um den einen Zweig zieht sich eine längliche, glatte, runde Walze, die Eierwalze des bösen Ringelspinners. Mit zähem Leim hat der Spinner Ei an Ei gekettet, so daß die Walze aus einer festen, harten Masse besteht. Keine Grasmücke, kein Baumläufer, kein Goldhähnchen wird damit fertig. Für die Kohlmeise ist es aber ein Vergnügen, Ei

um Ei loszumeißeln und ehe eine Viertelstunde vergangen ist, ist die Eierwalze verschwunden und im nächsten Mai wird kein Raupennest den Baum verunstalten.

Nicht weit von dem Garten liegt der Wald. Dahin schnurrt die Meise jetzt. Hier, in dem Winterlaube der jungen Buche, klettert sie herum, daß das rostbraune Laub rasselt. Jedes zusammengerollte Blatt wird aufgerollt und geht das nicht, auseinandergehackt. Da ist ein Häufchen Schmetterlingseier. „Szi ßi da da da“ lacht die Meise und pflückt ein Ei nach dem anderen herunter. Und dort sitzt, in dichtem Gespinst verborgen, eine Puppe. Die wird aus ihrem Lager gerissen und freigelegt. Auf einem Eichenaste nimmt die Meise Platz. Die Puppe hält sie zwischen den Zehen und hämmert mit dem kurzen, scharfen Schnabel darauf herum, daß die Fugen sich lösen. Und dann zieht sie den leckeren Inhalt heraus und verspeist ihn, fröhlich dabei lockend und kichernd.

Ein lauter Ruf ertönt aus dem Inneren des Waldes, ein helles „Jück, jück, jück“. Prrr, schwirrt die Meise davon, denn sie weiß, was das bedeutet. Sie findet Gesellschaft. Geführt von einem schwarzweißroten Spechte sucht dort ein Meisentrupp das Holz ab. Das lockt und ruft und piept und zirpt, lacht und kichert, pfeift und kullert, rasselt durch das Dürrlaub, raschelt an der Rinde, schnurrt und burrt, klettert hier, hämmert da, pickt dort, hängt überkopf an den Zweigen, zimmert an den Ästen, guckt hinter jede Rindenspalte, schaut in jede Borkenritze, erfüllt die ganze Waldecke mit Lärm und Farben. Allen voran schnurrt der bunte Specht, bleibt an einem Hornzacken hängen, rutscht um ihn herum, meißelt mit kräftigen Schlägen, daß Rindenstücke und Flechtenkrusten in den Schnee bröckeln, legt Käfer und Larven bloß, sticht sie mit der Harpunenzunge an und schlingt sie herunter. Unter ihm in der Eiche toben ein Dutzend Kohlmeisen herum. Überall leuchten ihre gelben Westen, blitzen ihre weißen Backen. Hier zimmert eine an einem Rindenrisse herum, in dem Schmetterlingseier sitzen, dort legt eine andere einen Käfer frei, der unter der grauen Flechte versteckt sitzt; die dritte meißelt aus einer Knospe den Wurm heraus, eine vierte hämmert eine Buchennuß auf, die sie in einen Rindenspalt klemmte. Andere hüpfen auf der Erde umher, suchen im Moose und im Fallaube nach erstarrten Käfern und Raupen oder klopfen die Rinde von den modernden Ästen, um Larven und Käfer zu entdecken. Und ebenso machen es ein halbes Dutzend Sumpfmeisen, ebensoviel Tannenmeisen, Haubenmeisen und Blaumeisen, während ein Kleiber es dem Spechte gleich tut und ein Baumläufer stumm um den Stamm der Eiche rutscht und mit dem dünnen, krummen Schnäbelchen in allen Ritzen nach Ungeziefer stochert. Die zierlichen Schwanzmeisen aber kobolzen in dem dünnsten Gezweige umher und suchen nach Schmetterlingseiern, und ebenso machen es die winzigen Goldhähnchen, deren schüchternes Gepiepe aus

allen Kronen erklingt. So huscht die bunte Schar hinter dem Spechte her durch den Wald und sorgt dafür, daß im Frühling nicht allzuviel Wickler und Borkenkäfer, Spinner und Spanner erscheinen und dem Förster Ärger und dem Staate Schaden verursachen.

Wenn es dann Frühling wird, die Sonne schon ab und zu Kraft bekommt, dann wird die Kohlmeise lustig und heiter. Sang sie bisher etwas betrübt: „Spinn' lütting, spinn' lütting", so pfeift sie jetzt aus voller Brust: „Spinn' dicke, spinn' dicke", und das Bauernmädchen, das hinter dem blühenden Geranienstock das Spinnrad schnurren läßt, lacht, denn es weiß, nun hat die langweilige Winterarbeit bald ein Ende und die lustige Arbeit in Garten und Feld beginnt wieder. Die Meise denkt aber nicht an die Arbeit des Mädchens, sie denkt daran, daß jeden Tag mehr fette Spinnen und Räupchen und Käfer zum Vorschein kommen, und vergnügt fängt sie sich ein Frostspannerweibchen und verspeist es unter fröhlichem „Pink, pink" und „Szi ßi da da da". Und dann schnurrt sie auf einen Ast, der in der vollen Sonne liegt, und läutet von da aus den Frühling ein, bald sehnsüchtig und zärtlich: „Zi düi, zi düi", bald keck und lustig: „Zizidi, zizidi, zizidi".

Von weitem klingt es ebenso, aber auch heiser und grob: „Szi tärrärrär". Da lockt ein anderer Meisenhahn und umwirbt ein hübsches Weibchen, das gefallsüchtig auf einem Faulbaume sitzt und leise lockend mit dem Schwanze wippt. Der Meisenhahn schnurrt heran, nimmt bei ihm Platz und rückt lockend und pfeifend immer näher. Und dann bläst er die Kehle auf, spreizt die Flügel, fächert den Schwanz, sträubt die Kopffedern und singt ein seltsames Liebeslied, ein sonderbares, leises Lied, wobei er auf dem Zweige hin und her trippelt, sich verbeugt und als dicke, plustrige Federkugel zu der Henne hinflattert. Aus der Eiche kommt noch ein solcher Federball heruntergeflattert, nimmt auch auf dem Faulbaum Platz, singt dasselbe schnurrige Lied, rückt dem Weibchen immer näher, singt und lockt immer zärtlicher, und die Henne sieht bald nach rechts und bald nach links und piept leise und niedlich. Und plötzlich stoßen beide Hähne einen heiseren Schrei aus, fahren aufeinander los, flattern gegeneinander an, hacken mit den Schnäbeln, greifen mit den Krallen, fassen sich und wirbeln als schwarzweißgelber Ball durch die Zweige und in das Fallaub, wo sie sich quiekend und piepend und fauchend und zischend umeinander herumdrehen, daß Moosflöckchen, Blätter und Federchen herumstieben. Dann lassen sie sich los und arg zerzaust flattert der eine davon, und der andere fliegt auf einen niedrigen Ast, ruft schadenfroh, ordnet sein Gefieder, stößt wieder zu dem Weibchen und macht ihr noch eifriger als zuvor den Hof, den Wald mit seinem hellen Singsang erfüllend.

Eines Tages hat das Weibchen ein Baumloch entdeckt, das ihr zusagt. Es sitzt in doppelter Mannshöhe in einer Eiche, ist nach Osten geöffnet, hübsch rund und glatt und so eng, daß nur eine Meise und sonst nichts einschlüpfen



Dr. Bethge. *Weisser Hirsch b. Dresden, 27. November 1905.*

Kohlmeise.

kann. Frohlockend ruft sie das Hähnchen herbei, und nun schlüpfen beide abwechselnd aus und ein, zimmern in der Höhle herum, schaffen faule Späne, Spinnengewebe und tote Käfer heraus und tragen Baustoffe heran, Mooszweige, Grashalme, Haare, Wollfäden und Federn. In der Dickung liegt ein verludertes Reh. Das Wildbret hat sich der Fuchs geholt und überall liegen Fetzen der Haut und Haare herum. Fortwährend fliegen die Meisen in die Dickung und tragen ein Bündel Haare nach dem anderen zu Neste. Dann entdecken sie eine tote Krähe und zupfen ihr die Federn aus, und frech, wie sie sind, holen sie sich von dem Abfallplatze und dem Geflügelhofe der Försterei alles, was sie an brauchbaren Haaren und Federn und Fäden finden.

Das Nest ist kaum fertig, da liegt schon ein weißes, rotgetüpfeltes Ei darin, und bald darauf ein zweites, und so geht es weiter, bis zehn Eier beieinander liegen. Den ganzen Tag über brütet das Weibchen, aber über Mittag kommt es hervor und das Männchen nimmt seine Stelle ein. Einmal versucht eine Eichkatze, die Eier zu stehlen, aber das Loch ist zu eng. Ein anderes Mal erklettert ein Junge den Nistbaum und fühlt mit einem Finger

20*

in das Nestloch. Aber da fährt der Meisenhahn in die Höhe und faucht so fürchterlich, daß der Junge erschrocken zurückprallt, den Halt verliert, zu Boden fällt und geschunden und hinkend von dannen zieht. Die Meisen haben fortan Ruhe.

Eine Woche geht hin und abermals eine, da piepst es dünn und fein in dem Nestloche. Nun haben die Alten kaum Zeit, an sich zu denken. Zehn Schnäbelchen sind zu stopfen und viele hundert Male am Tage heißt es nun hin- und herzufliegen und Räupchen und Käferchen, Fliegen und Mücken, Spinnen und Blattläuse herbeizutragen. Von früh bis spät sind die Alten tätig, um die zehn kleinen Nimmersatte zu stopfen, und kaum kommen sie dazu, mittags zum Bache zu fliegen und sich zu tränken. Aber die Kleinen wachsen auch auf das beste. Kaum haben sie mehr Platz in der Nesthöhle und es ist hohe Zeit, daß sie flügge werden.

Endlich sind sie so weit. Erst wagt das eine sich auf den Rand des Nestloches, piepst dort unbeholfen herum und folgt endlich mit unsicherem Fluge dem Locktone der Henne. Mit Not und Mühe erreicht es einen Zweig, krallt sich daran, flattert ängstlich und sitzt schließlich tief atmend da. Nun schwirrt ein zweites herbei und ein drittes, und schließlich alle, und auch das Nesthäkchen wagt den Flug in die Welt und nach vielen vergeblichen Flugversuchen und Purzelbäumen in das Moos und das Laub finden sich alle zehn Stummelschwänze auf einem Zweige zusammen, rücken eng aneinander und piepsen unaufhörlich nach Futter. Fortwährend schnurren die Alten hin und her und stopfen die immerfort gierende Brut, bis die Kleinen es lernen, ihnen zu folgen.

Nun geht ein lustiges Leben los. Heute wird im Buchenwald gejagt, morgen in den Fichten; übermorgen treiben sich die zwölf Meisen in dem Unterholze am Waldrande umher, tags darauf tummeln sie sich in den Weiden zwischen Bach und Wiese. Das Nesthäkchen verschwindet spurlos; der Sperber griff es, und als die Familie nach langem Besinnen mit ängstlichen Flügelschlägen die Reise über die Wiesen nach dem fernen Walde wagte, schlug der Lerchenfalke das zweitälteste Stück. Aber die zehn übrigen reisen weiter, tauchen bald im Garten des Forsthauses, bald im Dorfe auf, durchreisen viele Büsche und Wälder und vertilgen Unmengen von Ungeziefer, und schließlich, wie die Kleinen schon lange Schwänze haben und schöne goldgelbe Brüstchen, trennen sich die Jungen von den Alten und versuchen ihr Glück allein.

Die Alten streifen, bald allein, bald mit anderen Meisen zusammen, noch eine Zeitlang umher, aber dann fliegen sie wieder zu ihrem Nestbaume am Waldrande bei der großen Stadt hin. Wieder lockt und singt das Männchen zärtlich, wieder besteht es Kämpfe mit anderen Männchen, wieder siegt es. Dann wird das Nest gesäubert und frisch ausgepolstert und bald sitzt das Weibchen auf dem zweiten Gelege und Ende Juni sind wieder acht hungrige Gelbschnäbel zu stopfen. Im Juli ist auch die zweite Brut flügge und macht

mit den Alten die Reise in die weite Welt und von da ab streifen sie mit anderen Meisen, Goldhähnchen, Kleibern und Baumläufern, oft geführt von einem bunten Spechte, durch das Land, vertilgen in dem Fichtenwalde die Nonne und den Kiefernspanner, im Buchenwalde Wicklerraupen, im Garten Blutläuse und in den Kohlfeldern die Puppen der Weißlinge.

Wenn der Spätherbst mit Sturm und Regen kommt, den Meisen ist es gleich. Sie sind immer lustig, immer munter, und immer hungrig. Not leiden sie nie, auch wenn der Schnee hoch liegt, denn an allen Stämmen und Ästen und Zweigen finden sie Nahrung in Hülle und Fülle, und hier und da findet sich ein Knochen, ein verendetes Stück Wild, ein Bückingskopf, eine Speckschwarte, und auf den Futterplätzen vor den Fenstern in den Städten sucht man sich Hanf und Mohn. Und hängt irgendwo ein Hase unter dem Küchenfenster oder eine Gans, so gibt es einen fetten Schmaus.

Nur wenn Rauhreif die Zweige mit dicker Kruste umhüllt, sieht die Tafel mager aus. Aber das dauert nur einen Tag und dann sind die Zweige wieder frei und bieten Schmetterlingseier zur Genüge, und die grauen Wintermotten fliegen bis zur Mitte des Winters, hier und da findet sich eine Buchennuß, die über einen naßkalten, rauhen Tag hinweghilft, und wenn auch der Sperber ab und zu eine Meise greift oder der Kauz eine schlägt, es bleiben noch immer genug übrig, um Ende Februar den Frühling einzuläuten.

Die Blaumeise.

Von Martin Braeß.

Am Ufer des Teiches hängt ein alter Apfelbaum seine weitausgreifenden Äste über das Wasser, ein „wundermilder Wirt", der keine Bezahlung verlangt. Honiglüsterne Immen umschwärmen die rosigen Blüten im Frühling mit Gebrumm und Gesumm; übermütige Knaben werfen im Herbst nach den rotwangigen Früchten; zwischen dem Wurzelgeflecht wohnt die Wasserratte in selbstgegrabener Höhlung; in den Rissen der Rinde schlummert manches Insektenei und manche Puppe; aus dem Innern des Stamms aber tönt leises Piepen von Jungvögeln, die sehnsüchtig die Ankunft der fütternden Eltern erwarten.

Richtig, in wogigem Flug kommt's herbei aus dem Erlengebüsch jenseits des Wassers, und im Nu ist's verschwunden im Dunkel der Höhle — ein winziger Vogel mit einem Bissen im Schnabel. Lebhafter piepen die Stimmchen; doch bald wird es ruhig, nur ab und zu noch vereinzelt ein leiser, winselnder Ton. Dann schaut das Köpfchen des zierlichen Vogels wieder hervor aus dem Stammloch, einen Augenblick nur, um zu sehen, ob kein Feind in der Nähe. Schneeweiß die gerundeten Bäckchen, scharf umzirkelt darüber ein Mützchen, blau wie der Himmel, und vom winzigen Schnabel durch das blitzende Auge ein dunkler Strich nach dem samtigen Blau im Genick. Wirklich ein reizendes Köpfchen, ein allerliebstes Gesichtchen, so munter und keck, und so sympathisch die Färbung. Rotkäppchen gibt's manche unter unsern gefiederten Freunden: Spechte und feuerköpfiges Goldhähnchen, Stieglitz, Bluthänfling, Birken- und Leinzeisig, aber ein Blaukäppchen, schön und rein in der Farbe, trägt von allen Vögeln unserer Heimat doch nur das Blaumeislein, die niedlichste Meise aus der ganzen Verwandtschaft.

Aber was hält das Tierchen in dem zierlichen Schnabel? Ein erbsengroßes Klümpchen von fast reinweißer Farbe. Beim Flug über den Teich läßt die Meise das Päckchen fallen, daß es spurlos im Wasser verschwindet und dann im Magen eines der fetten Karpfen, die mit schmatzendem Maul nach jedem Bissen haschen, der die Wasserfläche berührt. Es gibt besseres auf der Welt, denkt der Schuppen- und Flossenträger; denn was er da schluckt, ist nichts anderes als Kot von einem der Meisenjungen, eingehüllt in schleimiger Haut.



K. Spengler. Rothehütte, 8. März 1908.

Blaumeise (rechts) und Kohlmeise (links).



K. Spengler — *Rothehütte, 19. Januar 1908.*

Blaumeise.

Jetzt fliegt der andere Vogel des Meisenpärchens herbei, die Mutter, wie's scheint; denn nicht ganz so rein ist das Blau und das Weiß, das Gelb der Unterseite etwas lichter, auch die Flügel- und Schwanzdecken, die Schwingen und Steuerfedern mehr schieferblau als lasurfarben. Eine grüne Spannerraupe bringt sie den Kleinen, und bald verläßt auch sie wieder mit einem Kotbällchen im Schnabel die Höhle. So geht es den ganzen Tag, Bissen auf Bissen, bald eine Raupe, Motte oder Spinne, bald ein kleiner Käfer, eine Larve, Fliege oder Mücke: alles wandert hinein zu den Jungen im Baum, und Paketchen um Paketchen weißen Kotes wandert wieder heraus. Ja, der Düngerexport wird regelmäßig und ebenso gewissenhaft vollzogen, wie die Fütterung der hungrigen Schnäbel. Erst bekommt das Vöglein den willkommenen Bissen tief in den weitgeöffneten Rachen gestoßen, und dann löst — natürlich nicht immer, aber doch sehr oft — die Schluckbewegung zugleich Bewegungen des Hinterleibs aus, wodurch ein Kotbällchen aus dem Körper gefördert wird, der Rest einer früheren Mahlzeit.

„Reinlichkeit ists halbe Leben“ und „ein schlechter Vogel, der sein Nest beschmutzt“ — unsere Höhlenbrüter, übrigens auch die meisten Freibrüter, besonders die kleineren, wissen den Wert einer vernünftigen Hygiene zu schätzen. Dreizehn Tage lang bebrüten Männchen und Weibchen der Blaumeise abwechselnd die Eier, und fast ebensolange hocken dann acht bis zehn Junge neben-, ja teilweise aufeinander in dem engen Raum, und doch bleiben Nest und Höhle und die ganze Umgebung stets sauber und nett, ja das Nest kann, sobald die Kleinen auf eigenen Füßen stehen, sofort wieder benutzt werden zu einer zweiten Brut. Dazu geschieht das „Reinemachen“ der Kinderstube auch mit Verständnis, daß der helle, weißleuchtende Kot nicht zum Wegweiser wird für allerlei Raubgesindel. Die Exkremente einfach zum Neste herauszuwerfen, das wäre töricht; die Alten tragen sie vielmehr eine Strecke weit fort; auch hüten sie sich sehr, ihrerseits die unmittelbare Nähe der Niststelle zu beschmutzen.

Die Jungen haben die sichere Höhle verlassen. In Reihe und Glied sitzen sie nebeneinander auf einem wagerechten Ästchen, neun oder zehn Stück, niedliche Dinger, so recht zum Photographieren. Die leuchtenden Farben fehlen ihrem Kleidchen noch völlig, doch erkennt man an der Verteilung des matten gelblichen Weiß und des Blaugrau bereits, daß es Blaumeisenkinder. Geschäftig fliegen die Alten herbei, unermüdlich Futter herzutragend. Jetzt locken sie freundlich die Jungen zum Flug nach einem anderen Platz; jetzt zanken sie scharf, weil ihr Ruf nicht befolgt wird, und jetzt zetern sie laut: „zerrr, zerrr, zerrr . . .“ Was ist wohl passiert? Jäher Schrecken ergreift die Gesellschaft. Wie die kleinen Flügel da flattern von Ästchen zu Ästchen, von Baum zu Baum, wie die Alten ängstlich schreien „zisterererretet“, schnurrend und scharf; auch die Kohlmeisen meckern und zetern, die Kleiber zischen und schnarren, der Gartenrotschwanz schnalzt aufgeregt „teck teck teck“, und die Amsel erhebt ihren schrillen Alarmruf; denn alle haben sie Junge. Nur eiligst hinab ins dichte Gebüsch, hier wo die Brombeer- und Himbeerranken sicheren Schutz bieten, oder dort in die Hecke des Weißdorns, oder hinein in das Rosengestrüpp, das die Mauer bekleidet! Ärgerlich krächzend und schackernd hat der Todfeind sich niedergelassen auf einem Obstbaum im Garten, eine Elster, schwarz und weiß, grüngolden schillernd und purpurn, graziös in Bewegung und Haltung, elegant vom Fuß bis zum Scheitel, und dennoch ein Teufel, eine wahre Geißel für alle kleinen Vögel. So lange unsere Meisenjungen das Nestchen im Baum noch bewohnten, da waren sie sicher; denn der Eingang erwies sich zu eng für das lüsterne Eichhorn, selbst dem Wiesel und der Haselmaus glückte es nicht, den geschmeidigen Körper hindurchzuzwängen; die Elster wußt' es genau, daß der Stamm zarte Jungvögel barg, doch was wollte sie machen? Auch die Katze zog ab, da sie ärgerlich einsah, daß ihre Pfote zu kurz, um die piependen Meisenkinder aus der tiefen Höhlung




Dr. Bethge. *Peritz, März 1906*

Blaumeisen am Futterseil.



K. Spengler. *Rothehütte, 7. März 1908.*

Singende Blaumeise.

herauszuhäkeln mit spitziger Kralle. Aber jetzt lauert Gefahr auf Schritt und auf Tritt. Der Sperber hockt am Rande des Waldes, im Nu hat er das Vöglein gepackt; Habicht und Falke schießen wie der Sturmwind herbei, auch Krähen und Hähern darf man nicht trauen; der große Würger ist gleichfalls ein schlimmer Geselle, vor dem selbst die Flucht ins Dornengestrüpp und die Hecke nicht immer schützt. Was haben die Alten in diesen Tagen zu sorgen, zu warnen, zu locken, zu spähen — nicht eine Minute Ruhe den ganzen Tag! Ja wenn sie nur größer wären und kräftiger, an Mut sollt' es ihnen nicht fehlen. Neulich erst hatten sie's bewiesen, als sie mit den Jungen den benachbarten Obstgarten besuchten, wo der Neuntöter wohnt. Der war so frech, nach dem kleinsten der Kinder zu stoßen, um die Beute dann auf-zuspießen auf die Dornen des Schlehstrauchs neben Grillen, Hummeln und Jungfröschen; aber heftig waren die Meiseneltern mit zeterndem Schrei auf den Bösewicht losgefahren, hatten sich nicht gefürchtet vor seinem starken Schnabel mit der gekrümmten Spitze, sondern tüchtig darauf los gehackt, daß

dem starken Vogel ganz Angst ward und er Reißaus nahm vor den winzigen Zwergen, die so bös aussahen in ihrem wild gesträubten Gefieder.

Aber auch die schlimmste Zeit geht vorüber. Nach vierzehn Tagen schon sind die Meischen gewitzigt; sie erkennen den Raubvogel sofort, wenn er als kleines dunkles Pünktchen an der Himmelsglocke schwebt — schnell, schnell ins dichte Gestrüpp! — sie wissen selbst ihre Nahrung zu finden und klettern in den Zweigen eifrigst herum bis in die dünnsten Spitzen, um glatte Räupchen und andere Insektenlarven, Motten und Spinnen, Puppen, Insekteneier, Käferchen, Fliegen und Kleinschmetterlinge aufzusuchen; sie verstehen es schon, mit ihrem spitzen Schnabel zu hämmern, wenn hinter Schuppen und Borken sich eine Beute verbirgt, einen Riß in der Rinde zu weiten, um ein Kerbtier herauszuholen, oder ein Insektengespinst mit Fuß und Schnabel auseinanderzureißen; sie bleiben schön beieinander, unaufhörlich sich lockend, und wenn es 'mal gilt, einen freien Raum zu überfliegen, ein Feld, eine Wiese, um drüben den Wald zu erreichen, der noch mehr an Nahrung verspricht, da warten sie erst und halten Umschau, ob kein Feind in der Nähe, der sie überrascht auf ihrem Flug. Und turnen können sie schon, jetzt ein Klimmzug, jetzt eine Bauchwelle, als ob es nichts wäre, jetzt mit dem Kopf abwärts an der Spitze des Zweigleins, dazu hämmernd; jetzt schaukelt sich eins an schwanker Rute, wie an einem Trapez und benutzt dann den Schwung, der es hinüberschnellt nach einem anderen Ästchen. Das sieht der Vater, und könnte er reden, so würd' er zur Mutter sagen: „Komm Alte, schade wär's um die Zeit, denn früh noch ist es im Jahre; die Rosen blühn in den Gärten, auf dem Halm noch wiegt sich die Ähre, die Stare haben noch immer Junge im Kasten, das Gartenrotschwänzchen sitzt auf den Eiern, wir versuchen's noch einmal; hier braucht man uns nicht mehr." Und beide schnurren sie ab. Die Kinder merken es nicht, daß Vater und Mutter sie heimlich verlassen, sie ziehen weiter und weiter, wohin? Das wissen sie nicht; der alte Apfelbaum aber bekommt wieder Besuch; die Spinne, die das Stammloch behütet, wird weggeschnappt, und bald liegen wieder sieben oder acht Eierchen drinnen im Nest, reinweiß, mit rostfarbenen Pünktchen bestreut, so zartschalig, daß der gelbrote Dotter hindurchschimmert, und die Sache beginnt wieder von neuem.

Unterdessen haben sich die Erstgeborenen anderen Familien angeschlossen, eine ganze Gesellschaft, Jungvögel meist, aber auch einige Alte, denn viele Blaumeisen brüten nur einmal im Jahre; kecke Kohlmeisen sind gleichfalls willkommen, auch noch andere Turner, z. B. der langschnäblige Baumläufer und der drollige Kleiber, und endlich die Kleinsten der Kleinen, Goldhähnchen, mit dem orangefarbenen Kopfputz. Eine richtige Akrobatengesellschaft, Kletterer und Reckturner, Luftgymnastiker und Seiltänzer, jeder mit besonderen Tricks, schwierig und gefährlich, wie's scheint, und doch so leicht



Dr. Bethge. *Dresden, Dezember 1905.*

Blaumeise.

ausgeführt, so elegant, humoristisch bisweilen, alles begleitet von zarter Musik, wie sie paßt zu dem luftigen Zirkus und dem graziösen Pygmäengeschlecht. Etwas Zigeunerhaftes in diesem Artistenvölkchen, heute hier, morgen da, heute eine große Gesellschaft, morgen nur eine kleine Bande, allezeit munter, allezeit lustig, leichtes Künstlerblut, quecksilbernes Leben! Wird die Jahreszeit rauher, dann schließt man sich immer inniger aneinander, ein Ensemble, das sich zur Kunstreise zusammenfindet für die Wintersaison. Hier am Waldesrand gibt man Vorstellung auf den schwanken Reisern der Birken, die den Kiefernbestand umsäumen; von einem Baum in hurtigem Flug geht es zum andern, in allen Stellungen, den undenkbarsten auch, hängen die Turner an den Zweigen, picken hier an den Knospen, dort an den Rissen der Rinde, unermüdlich lockend und trällernd. Ein Blaumeischen, so klein es auch ist, scheint die Führung übernommen zu haben, alle andern folgen: Blau- und Kohlmeisen, Goldhähnchen, ein paar Kleiber und ein ganzer Trupp Schwanzmeisen, die sich heute angeschlossen haben, ohne Kontrakt, echte Bajazzonaturen, komisch ihre Gesichtchen und spaßhaft ihr struppig Habitchen mit dem langen Schwanz

an dem winzigen Körper. Jetzt ist der Führer am äußersten Ästchen des Baumes angekommen, der am weitesten in die Waldlichtung vortritt. Da stößt er in seine kleine Trompete „tititetetetet", das bedeutet halt! Und alle die kleinen Blauköpfchen antworten „titi" und die Kohlmeisen „pink, pink, pink", der Kleiber unmusikalisch und breit „twät, twät, twät", die Goldhähnchen ganz fein „sisi-si", und die Schwanzmeisen pfeifen in den höchsten Tönen „ti ti tih". Jetzt sind auch die letzten angekommen. Da ertönt nochmals das Signal des niedlichen Führers „tjätätä", das heißt jetzt: Mut und hinüber! Beherzt versucht er mit noch ein paar Meisen das Wagnis; aber nach ein paar Flügelschlägen schon machen sie kehrt und hängen sich wieder an die schwanken Zweige, die sie eben verließen. Über weite, offene Strecken zu fliegen, ist gegen ihre Natur; denn schutzlos sind sie hier preisgegeben jedem beutelüsternen Raubvogel. Aber jetzt scheinen sie sich lebhaft Mut zuzusprechen, und surrend im bogigen Flug geht's hinüber an den Waldesrand jenseits der Lichtung; in Hast folgt die ganze Schar ihren Führern. Drüben ist dann sofort alle Angst vergessen, und die unterbrochene Vorstellung beginnt nun von neuem.

Der Winter ist eingezogen mit seiner Not. Wie haben so viele zu leiden unter Hunger und Kälte, besonders die Tollkühnen, die eigentlich fortziehen sollten, aber es doch so häufig versuchen, ihrer Heimat treu zu bleiben, Stare, Lerchen, Amseln, ein einzelnes Rotkehlchen und andere, daneben auch viele Standvögel, in erster Reihe Körnerfresser, denen der Schnee die Nahrungsquellen verweht hat. Das ist jetzt ein Zug nach den Städten und Dörfern; überall laden sich die Wintervögel beim Menschen zu Gaste, in dessen Nähe immer etwas Genießbares auch für sie abfallen wird, die Bewohner der Lüfte. Unsere Meisen haben es nicht nötig, mit Sorgen der harten Winterzeit entgegenzusehen; sie verstehen es ja, die Eier der schädlichen Forstschmetterlinge hinter den Schuppen der Rinde, aus Knospen und Nadelbüscheln herauszuhämmern, Raupengespinste zu zerreißen, auch zerhacken die Blaumeisen gern Ebereschbeeren, um den Inhalt der Kerne zu verschlucken. Aber wenn die Menschen es ihnen so bequem machen und Futterplätze einrichten, wo es Hanf gibt und Sonnenrosensamen, Talg und süße Nußkerne, da sind die Meisen doch gleich bei der Hand und schnabulieren nach Herzenslust. Und gerade die kleinen Blaumeisen verstehen es, sich Respekt zu verschaffen auch bei ihren größeren Konkurrenten. Kommt ihnen eine Kohlmeise, ein Kleiber zu nahe, hu! wie sie das Gefieder sträuben, wie grimmig ihre Gebärde, wie wütend ihr Gezeter: laßt uns in Frieden! Wenn Rauhreif alle Ritzen der Bäume mit fester, undurchdringlicher Kruste überzogen hat, dann mögen solche Futterstellen auch den Meisen zur Wohltat werden, aber im allgemeinen bedürfen sie diese wohlgemeinten Einrichtungen gewiß ebenso wenig, wie Goldhähnchen oder Zaunkönige, die sich kaum darum kümmern, weil



K. Spengler. *Rothehütte, 20. Januar 1908.*

Blaumeise.



Dr. Bethge. *Dresden, Dezember 1905.*

Blaumeise.

sie im Wipfel und am Stamme der Bäume, im Unterholz oder Dornengestrüpp ihre winzige Nahrung allzeit zu finden wissen.

Aber hübsch ist doch solch ein Futterplatz vor den Fenstern, auf dem Balkon, bequem für die Meisen und so unterhaltend und lehrreich für den freundlichen Spender! Besonders ein Futterbaum, auf dessen Zweige flüssiger Talg mit allerlei Sämereien und geriebenem Kochfleisch gegossen wird, ein wirklicher Weihnachtsbaum für die Vögel, er ahmt die natürlichen Verhältnisse am allerbesten nach und läßt uns das Treiben der zutraulichen Meisen vom warmen Zimmer aus beobachten: eine Artistenvorstellung, die fast nichts kostet, amüsanter als jedes Varieté, und das kleine Konzert als Zugabe extra.

Plötzlich hält Blaumeischen inne im Turnen, nachdem es eben noch einen Bissen zwischen den Zehen herausgeleckt hat; so keck sitzt es oben auf dem Wipfel des Bäumchens, so schön sein Gefieder, das die strahlende Märzsonne beleuchtet, ein herrliches Farbenbild von fast tropischer Pracht, und dabei die Übergänge so zart von blau in grün, von grün in gelb!

21*

Horch, welch reizendes Stimmchen, „zizizirrrr", und dann etwas länger, „zizirrrrzizirrrrzizirrrr". So rein und fein, so perlend die Töne, glöckchenhell und metallisch; so froh und lustig sang unser Blauköpfchen schon seit Monaten nicht. Hurtig schwirrt es hinüber nach dem Baum, wo ein anderes Blauköpfchen sitzt, trällert nochmals sein Liedchen, und beide jagen sie dann durch das Astwerk, schnurren hin nach dem Obstgarten, in bogigem Flug von einem Baume zum andern. So treiben sie es den ganzen Tag, kümmern sich nicht mehr um die Genossen, sind sich selber genug und suchen nach einer Höhlung, ihr Heim aufzuschlagen; denn der Frühling ist da in Garten und Flur, auf Anger und Wiese und — im eigenen Herzen. Überall wird probiert, es gibt ja so manche Höhlung in den alternden Bäumen; aber hier ist der Eingang zu weit, gefährlich die Wohnung wegen des Räubergesindels, jene Höhle ist feucht, diese zu tief gelegen, und dort ist das Loch schon bezogen von einem Kohlmeisenpärchen. Aber wie wäre es hier? Dieser Auswuchs am Baumstamme ist wohl etwas sonderbar, zirkelrund ist das Loch, der Eingang hebt sich ein wenig, daß beim Regen kein herabsickernd Tröpfchen Nässe ins Innere bringt, auch schützt eine Art Dach die Wohnung in praktischster Weise. Husch, hinein, zu sehen, wie's inwendig ausschaut. Geräumig die Höhle, spitz muldenförmig der Boden, an den Wänden ringförmige Riefen, bequem zum Einhaken der Füßchen; fix fertig die Wohnung, sofort zum Beziehen, nicht wie die im vorigen Jahre, wo es tagelang galt, mit dem Schnabel das morsche Holz zu bearbeiten, um die gewünschte Tiefe und Weite mit vieler Müh' zu gewinnen. Eine Mischung von Erde und Sägemehl in der Höhle erspart es den Mietern, selbst Sorge zu tragen für Brocken von Rinde und faulendes Holz zur Unterlage des Nestes. „Zizizirrrr" ertönt es voll Freude, wir haben, was wir gesucht, alles nach Wunsch! Nun schnell an die Arbeit! Dünne Hälmchen gibt's überall, etwas Moos, ein paar Flechten sind auch schnell beschafft, ebenso Haare und Federn — drüben jenseits der Mauer liegt der zerfetzte Balg eines Hasen, den vor Wochen schwarze Krähen in Stücke gerissen, auch fliegt manches Dunenflöckchen umher in der Luft; man muß nur ausschaun, wo sich's zur Ruh' setzt.

Wer wohl die Wohnung erbaut hat? Ein Specht, ein Kleiber, eine andere Meise? Die neuen Mieter kümmert's nicht weiter. Schon sitzt das Weibchen und brütet, und herrlich blühen die Bäume, erst rosa das dunkle Geäst des Pfirsichs, dann schneeweiß der Kirschbaum; im frischen Grün jungen Laubes stehen am Birnbaum weiße Buketts, und endlich treibt auch der alte Apfelbaum rosigen Flor, so schön, so duftig, als wollte er sagen: Jung bin ich noch immer trotz der Fülle der Jahre!

Voll Freude sieht's der Besitzer, voll Hoffnung auf reichliche Ernte. Er hatte im Herbst Nistkästen besorgt für Meisen und sie an geeigneten Orten verteilt, um so die nützlichen Tierchen in seinen Garten zu locken. Wie ist



Dr. Bethge. *Dresden, Dezember 1905.*

Blaumeise.

seine Mühe belohnt! Bis auf zwei oder drei sind alle besetzt; hier ein Blaumeisenpärchen und dort ein Pärchen der Kohlmeise; auch Sumpfmeischen stellten sich ein in mehreren Paaren. Nun geht's euch an den Kragen, ihr Spanner und Wickler, ihr Bohrer, Minierer, ihr Stecher, ihr Motten, ihr Milben, die ihr so oft die Ernte schon im Keime ersticktet. Oben im Wipfel des Birnbaums Freund Starmatz vor seinem Häuschen, in halber Höhe des Stammes Blaumeischen auf seinen Eiern im sichern Gewahrsam: überall frohes Leben. Blüht hoffnungsfreudig, ihr Bäume! Winzige Feinde, die euch in ganzen Scharen bestürmen; aber kein Hinterhalt bleibt den zierlichen Meisen verborgen, wär' er auch noch so versteckt; sie wissen jeden Winkel zu finden.

—

Gefleckter Fliegenfänger.

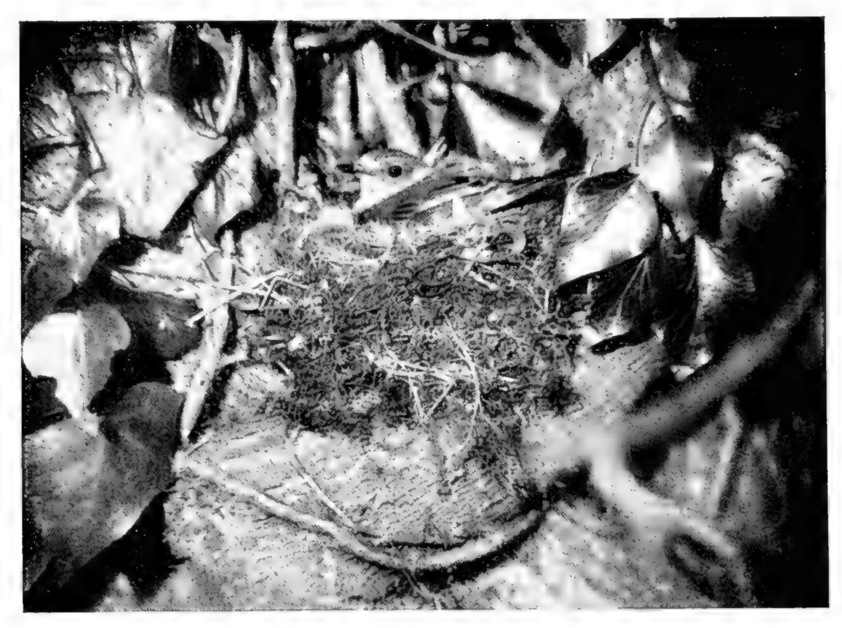
Von Martin Braeß.

Blühender Flieder an der Mauer des Friedhofs und ein kleines, graufarbenes Vöglein darauf. Ruhig, in aufrechter Haltung, so sitzt es, die Füßchen halbversteckt im lockern Gefieder; hin und wieder nur zucken die langen Flügel ein wenig. Das große, tiefbraune Auge, wie schön es ist, so seelenvoll, so innig der Ausdruck! Umschau hält das Vöglein von hoher Warte herab, von dem freien Zweige des duftenden Strauchs. Nach Bremsen, Fliegen und Mücken späht es, nach Schnaken, Schmetterlingen und andern fliegenden Insekten, die es behend im Fluge hinwegschnappt. Jetzt kommt solch ein Kerbtier summend in seine Nähe, ein großer Brummer, der nichts ahnt von dem still lauernden Feinde. Sofort hat ihn dieser aufs Ziel genommen. Mit leichtem Schwung verläßt er sein Plätzchen; behend eine Schwenkung, schon hält das Vöglein rüttelnd und flatternd über der großen, stahlblau glänzenden Fliege. Hastig eine geschickte Bewegung, und verschwunden ist die Beute im weit sich öffnenden Schnabel, der über ihr zusammenklappt mit deutlich vernehmbarem Schnappen. Langsam wirbeln die glashellen Flügel des Kerbtiers herab auf den blühenden Grabhügel. Leben in sonniger Luft und Dunkel des Todes, wie nah beieinander, ja unzertrennlich beides auf Erden!

In der nächsten Sekunde schon sitzt unser Fliegenfänger oder Mückenschnapper auf dem niedrigen Pfahl, der der Rose feste Stütze gewährt. Mit seltsamem Flügelschütteln hat er sich niedergesetzt und läßt nun die Schwingen nachlässig hängen, nur ab und zu ruckweis sie anziehend, dabei auch wippend ein wenig mit dem fahlgrauen Schwanze. Lange Zeit kann er so sitzen in stillem Behagen. Aber heute gibt es zu tun; so warm scheint die Sonne, so lieblich duften die blühenden Sträucher und all die buntfarbigen Kinder des Frühlings, daß es auch warm wird ums Herz dem vielgestaltigen, kleinen und großen Insektengesindel, das lustig spielt, wohlig im goldenen Strahle des Lichts. Jetzt kommt ein bunter Falter gemächlich vorbei; er taumelt von Blüte zu Blüte. Welch leichtes Spiel für den Vogel! Er stürzt sich von seinem Platz herab, mit sicherem Griff hat er den Lebensfrohen gepackt an einem der Flügel und trägt ihn nach seinem Sitz, wo er ihn unbarmherzig gegen den Pfahl klopft, daß der bunte Schmuck in

Fetzen herabsinkt; dann verschlingt er den raupenartigen Körper. Einer Libelle geschieht dasselbe und einer Schnarrheuschrecke, die in surrendem Fluge herbeischwirrt; die langen Sprungbeine mit den verdickten Schenkeln, das bleibt neben den Flügeln der traurige Rest der Mahlzeit, welchen der Vogel verschmäht.

Jetzt hat sich der unermüdliche Jäger das Kreuz auf dem Grabstein zum Ruhplatz erwählt; Sonnenschein umflutet mit hellem Licht die kleine Person und läßt jede Einzelheit am Gefieder deutlich erkennen. Braungrau der Rücken, wie das Fell eines Mäuschens; von der Stirn bis zum Nacken mehrere



R. B. Lodge. *Mai 1894.*

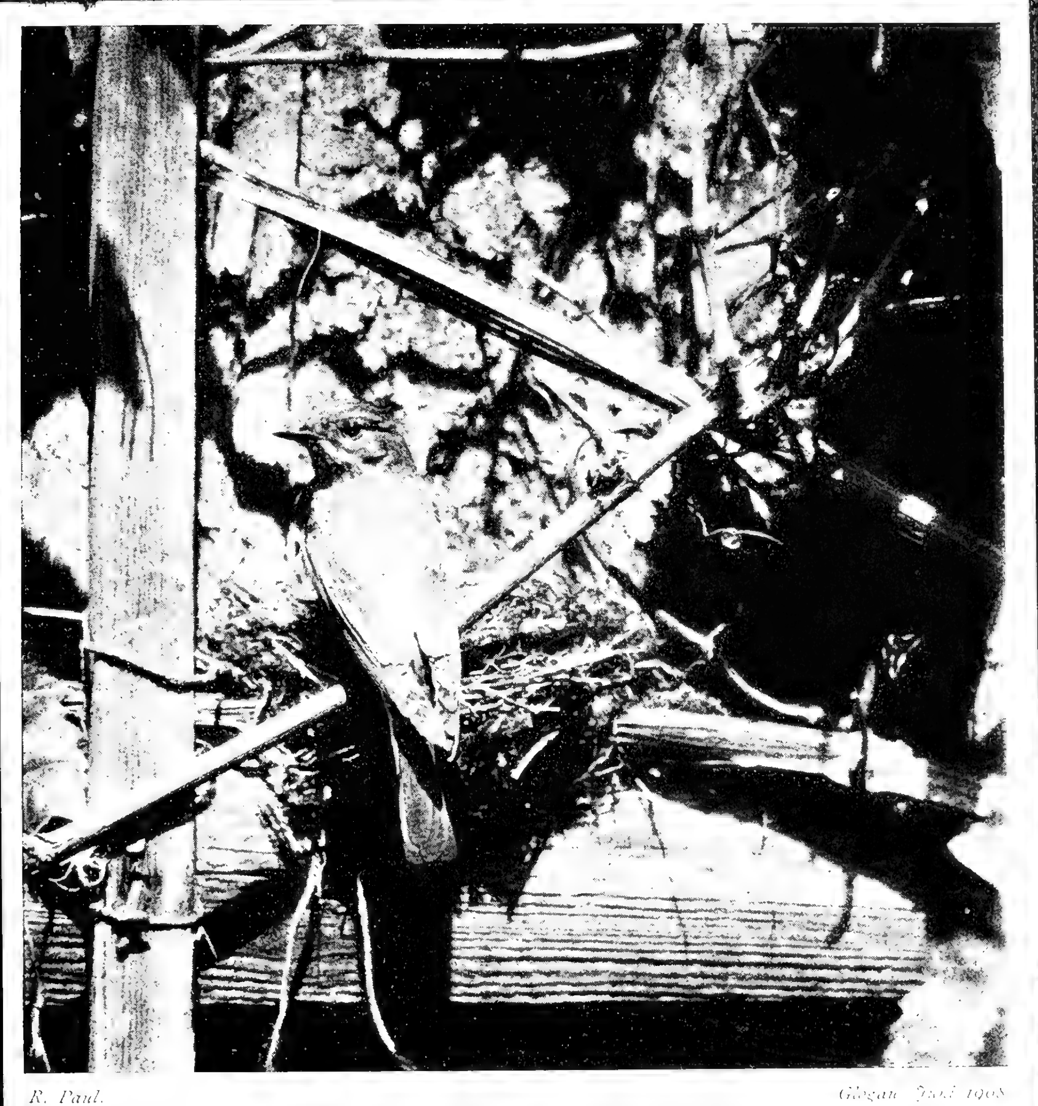
Gefleckter Fliegenfänger, brütend.

dunkle Längsstreifen; Kehle, Mitte der Brust, der Bauch und die unteren Schwanzdecken weiß, die Seiten mit graubraunen Flecken. Der schwarze Schnabel, in der Form ähnlich, wie ihn die Grasmücken haben, nur etwas kräftiger, ist tief gespalten bis unter das Auge — die gelblichen Mundwinkel zeigen es deutlich — und besetzt ist er am Grunde mit schräg nach vorn gerichteten Borstenhaaren, welche den Trichter des Rachens vergrößern sollen beim Erschnappen der Beute. Jetzt scheint am Boden sich etwas zu regen, ein Wurm oder irgendein Käfer, der langsam des Wegs zieht. Schnell ist der Vogel zur Stelle — so hurtig, so unvermittelt und plötzlich jede Bewegung, und doch elegant und weich und geschmeidig — er hat es gepackt,

was da sich verriet, und verschluckt es befriedigt; dann sitzt er wieder am Kreuze.

Lange am Boden zu hüpfen, das liebt er nicht, das überläßt er den Amseln, Finken und Spatzen; aber, wenn er sieht, daß sich was regt auf der Erde, da nimmt er es mit, um dann sofort zurückzukehren zum Lieblingsplatz, nach dem Zweig, nach dem Pfahl, nach der Mauer oder dem Dach. Durchs dichte Gestrüpp zu schlüpfen, im Laubwerk der Bäume von Ästchen zu Ästchen zu springen, ist nicht seine Art — so sucht sich die Nahrung Zaunkönig, Grasmücke und Laubsänger. Frei will er Umschau halten über sein kleines Revier von freier Warte herab, wie der Wächter vom Burgfried. Was vorbeizieht die Straße, wird überfallen, selbst das gewandt'ste Insekt; Flugkünste helfen ihm nichts, der Fliegenschnäpper verfehlt selten sein Ziel, und wie im Schlaraffenland die gebratenen Tauben dem Faulen ins Maul, so fliegt der dickköpfige Brummer dem Vogel direkt in den weitgeöffneten Schnabel. Selbst Schweb- und Schwirrfliegen oder Wasserjungfern, die beispiellos schnell sind und den meisten Insektenfressern entgehen — jetzt rütteln sie hier in der Luft und im Moment darauf sind sie schon dort — der Fliegenschnäpper weiß sie zu packen. Sicher wie ein Raubvogel versteht er jede Entfernung zu schätzen, auch kennt er dieselben Schliche und übt sie, wie die Kleinen, nach denen er fahndet. Hat das Insekt, das er aufs Korn genommen, seinen Platz unerwartet verändert, so jagt er ihm nach und hält rüttelnd über der Stelle, scharf nach ihm äugend und — schwapp! weg ist's, verschwunden im Rachen. So treibt es der stille, harmlose Vogel stundenlang, immer von seinem Sitzplatz herabstürzend, wenn ein fliegend Insekt sein Auge erspäht, und immer zurückkehrend zu einem der drei oder vier Lieblingswarten seines Gebiets. Dann wird wohl auch ein Bad genommen mitten im Schüsselchen, das hier auf dem Grabe den Kranz von Vergißmeinnicht frisch hält. Hei! wie das spritzt, daß das ganze Gefieder durchnäßt wird und die silbernen Tropfen herabfallen, wenn der Vogel sich wieder emporschwingt zum Plätzchen, wo er nun mit dem Schnabel die weichen Federchen ordnet und sich schüttelt, daß die Sonne das zarte, lockere Kleidchen bald trocknet.

Lange ist unser Fliegenschnäpper noch nicht zurück von der Reise; einer der Nachzügler ist es, der selten kommt, ehe der Wonnemond einzieht. Er lebt ja fast ausschließlich von summendem Getier, das er einzeln fangen muß, nicht wie die Schwalbe, die oft stundenlang fliegt und weite Gebiete durchstreift. So ist er gezwungen, zu warten, bis wirklich der Frühling gekommen im deutschen Land, nachdem der Kalender ihn längst schon gemeldet. Und oft trifft der Vogel noch immer zu früh ein. So kalt und regnerisch ist manchmal das Wetter um Pankraz und Servaz, daß es dem Fliegenschnäpper schwer wird, genügend Nahrung zu finden; dann sitzt er traurig auf seinem Ästchen, stundenlang Ausschau haltend nach einem geflügelten sechsbeinigen



R. Paul. *Glogau Juli 1908*

Gefleckter Fliegenfänger am Nest in einem Weinspalier.



R. Paul. *Glogau, Juni 1906.*

Gefleckter Fliegenfänger am Nest mit Jungen.

Wandersmann, der nicht kommen will, oder er fliegt unruhig hin an Mauern und Zäunen, um irgendein Insekt aufzunehmen, das dort in träger Ruhe verharrt, eine Spinne, die im Winkel auf Raub lauert und nun selbst gefressen wird. In die offenen Lauben, in die Glasveranden huscht unser Freund, um dort mühlos die Fliegen zu schnappen, die an den Fensterscheiben herumlaufen, oder wenn der Hunger zu arg, versucht er es auch mit ein paar Beeren vom Johannisbeerstrauch und später bei naßkaltem Nachsommer mit den Früchten des roten und schwarzen Holunders. Überhaupt scheint der Vogel

nicht von robuster Natur, und wenn er auch weit nach Norden vordringt — selbst bei Tromsö und bei Archangel brütet er noch — so bevorzugt er doch mehr ein wärmeres Klima, wie es Deutschland aufweist und die Länder westlich und südlich davon; auch im mittleren und südlichen Asien befindet der Vogel sich wohl. Aus demselben Grunde sind ihm Ebene und Hügelland lieber, als kältere Höhen, und fehlt er auch keinem unserer Mittelgebirge völlig, so steigt er doch nicht über 700—900 Meter hinauf, wo er erst spät im Mai seinen Einzug hält. Und so kurz ist sein Aufenthalt in der nördlichen Heimat; Ende August, Anfang September reist er schon ab, unbemerkt, nächtlicherweile, meist paarweise nur oder in kleineren Trupps. Weit übers Meer zieht er, bis ins innerste Afrika, sagt man, oder noch weiter, und nach den südlichen Halbinseln des asiatischen Erdteils.

Gern schließt sich der Fliegenschnäpper dem Menschen an. Wie die Schwalbe, die Zaun- und Gartengrasmücke, der Gelbspötter u. a., so gehört auch er zu den Charaktervögeln des deutschen Dorfs; nur wird seine Anwesenheit oft übersehen, da sich der Vogel so still verhält. Von einem Gesang kann man kaum bei ihm reden; ein bescheidenes Zwitschern ist es, das völlig verschwindet in dem vielstimmigen Konzert der andern Sänger. Am lautesten sind die Vögelchen während der Paarungszeit; da rufen sie oft ihr schirkendes „tzri", und wenn sie dann Junge haben im Nest und die Katze schleicht beutesuchend durch Hof und durch Garten, da flattern sie unruhig umher und schreien so ängstlich „tschierek, tschierek, tze, tze, tek, tek . . ." Am Rande des Laubwaldes kann man das Nestchen finden, im Obstgarten, im Erlengebüsch am Dorfbach, an der Mauer des Friedhofs, am Anger auf einem Weidenkopf; noch lieber aber sucht der zutrauliche Vogel die unmittelbarste Nähe des Menschen auf, und sein ausgesprochenes Lieblingsplätzchen das scheint das Weinspalier zu sein am Hause oder die efeuumrankte Wand, oder die Laube, dicht mit Jungfernrebe bekleidet.

Im Pfarrgarten ist solch lauschiges Plätzchen. Mitte Mai stellte sich das brütlustige Pärchen ein und schien gleich entschlossen: hier ist es gut, hier auf dem Balkenkopf unter dem schützenden Dach der Laube, wo der Pfeifenstrauch am Spalier in die Höh klettert, da laßt uns Hütten baun! Die Menschen stören uns nicht, die am Wege vorbeigehn, und wenn der ehrwürdige Pfarrer und die Frau Mutter des Morgens das Frühstück genießen am schattigen Plätzchen, wenn fröhliche Kinderstimmen durch Hof und durch Garten erschallen, was kann es uns schrecken! Freundlich sind sie uns alle, zumal wir mit emsigem Eifer die Plagegeister vertilgen, die Menschen und Vieh so belästigen. Voriges Jahr, da bauten wir gar in ein Loch der Mauer an der Eisenbahnbrücke dicht hinter dem Dorfe. Das war ein Rasseln und Knattern, wenn der Zug darüber hinwegbrauste. Aber Gewöhnung ist alles, und die Kleinen, sie kannten's nicht anders und duckten nicht mal die Köpfchen, wenn

die riesige Schlange daherschnob. Also schnell an die Arbeit! — Und so trugen sie denn gemeinsam die Stoffe zusammen zum netten Bau: feine Wurzeln und grünes Moos, auch weißliche Flechten für die äußere Wandung, die gerundet ward durch wiederholtes Eindrücken des Körpers, Federn und Pferdehaare, das Innere weich und mollig zu füttern, auch einige Läppchen von Tuch, welche die Pfarrfrau zurückließ, als sie dem Jüngsten die zerrissene Hose ausflickte.

Anfang Juni war's endlich so weit, daß das Weibchen dem Neste allmählich fünf niedliche Eier vertrauen konnte; reizend sahen sie aus,



R. B. Lodge. *Middlessex, August 1903.*

Gefleckter Fliegenfänger.

die glatten, zartschaligen Dinger: auf lichtem, blaugrünlichem Grunde rostfarbene Flecken, hier heller, dort dunkler, und ein paar blaugraue Punkte dazwischen. Der Pfarrer sah sie sich an von dem Tisch aus, den er behutsam bestieg; leise bog er die Zweige des Pfeifenstrauchs auseinander, und da bot sich ihm dies niedliche Bildchen vom stillen Glück in dem Winkel. Nun saß brütend die Alte auf ihrem Gelege, nachts und am Tag vom Morgen bis Abend, nur in den Mittagsstunden ließ sie sich ablösen vom Gatten, der stets in der Nähe eifrig Insektenjagd trieb; die besten, die fettesten Bissen bracht' er dem Weibchen und steckt' sie ihm zärtlich in den weitgeöffneten Schnabel. Der Pfarrer sah's und dachte bei sich: ich will dir die Sache erleichtern. Er

ging und holte Mehlwürmer herbei aus dem Topf, der stets bereit stand im Haus, den gefiederten Stubengenossen, Rotkehlchen, Drossel und Plattmönch, von seinem Inhalt zu spenden. Sofort hatte der Vogel den auf den Weg geworfenen Wurm von seinem Plätzchen eräugt und brachte ihn freudig dem Weibchen, und bald war er so dreist, den erwarteten Bissen selbst vom Tische zu nehmen, an welchem der Pfarrherr saß beim duftenden Kaffee. Auch das Weibchen versäumte es nicht, in seiner Freizeit zu dem „Tischlein deck dich" zu fliegen, und mit sicherem Griff, rüttelnd über dem Wurm, diesen aufzunehmen zwischen den Tassen und Kannen. Auch aufs Fensterbrett des Hauses kamen die Vögel, wenn dort ein paar Würmer sich regten im Teller, ja sie scheuten sich nicht, selbst ins Zimmer zu fliegen, wenn die ersehnte Beute dort zappelte auf dem Tisch oder dem Boden, und als der Pfarrer ins Fenster trat, einen Wurm in der Hand, da holten sich die herzhaften Vögel die Gabe, wie ein zahmes Rotkehlchen flatternd und das Ziel scharf im Auge, plötzlich drauf zuschießend und niemals die Beute verfehlend. Sie kannten den Pfiff ganz genau, mit dem der gütige Spender seine Lieblinge einlud, und folgten ihm auch durch den Garten nach dem äußersten Winkel, wenn von dorther der Lockruf ertönte.

Jetzt hatten die Eltern schon doppelte und dreifache Arbeit; denn die Kleinen waren den Eiern entschlüpft und heischten leise piepend nach Ätzung. Und als sie schließlich das Nest verließen — es war in den ersten Tagen des Juli — wie freute sich alles im Pfarrhaus der glücklich beendeten Brut, ein Festtag für groß und für klein! Jedes mußte sich die fünf kleinen weißlichgrauen Federbällchen anschauen mit den kurz zugestutzten Schwänzchen, wie sie unter den eifrigen Lockrufen der Eltern den ersten Schritt wagten hinaus in die Welt, und auf der Laube, auf den Gartenpfählen, dem Staket saßen und mit zitternden Flügeln die Eltern baten: uns hungert! Und dann welch reizendes Bildchen! Die Alten brachten die ganze kleine Gesellschaft mit in die Laube, wenn die Familie am Tische saß, und ließen die dicken, saftigen Würmer sich schmecken. Das währte etwa eine Woche und einige Tage; dann hatte sich die Jugend zerstreut, eins nach dem andern. Die Alten kamen wohl länger, aber nur ausnahmsweise begleitet von einem der Kinder im zarten Jugendgefieder, das wesentlich abweicht vom Kleide der Eltern. Grau und weiß betropft erscheint es von oben und bräunlich geschuppt, die Unterseite schneeweiß, nur Kehle und Oberbrust mit dunkeln Längslinien und verwaschenen Querwellen; bläulichgrau ist die Farbe des Schnäbelchens und der kleinen, schwächlichen Füße.

Jetzt sind sie alle verschwunden, vielleicht weilen sie schon im Süden, wo sie sich treffen mögen mit ihrem Verwandten, dem schwarzgrauen Fliegenschnäpper, der in dem hohlen Ast der Eiche oder Buche genistet, draußen im Laubholzwald, da er die Nähe des Menschen nicht so bevorzugt. Ob sie



M. Behr. *Cöthen, 2. Juni 1908.*

Gefleckter Fliegenfänger; Nest mit Gelege in einem Mauerloch.

wohl wiederkommen, die zarten Genossen des Sommers, wenn von neuem das saftige Grün Gärten und Felder bedeckt? Es gibt ja so viele lauschige Plätzchen in der friedlichen Nähe vom Pfarrhaus. Einmal brüteten sie dort auf dem Birnbaum in einem Neste vom Buchfink, der seine erste Brut glücklich schon ausgebracht hatte. Schnell flog die innere Ausstattung über Bord, und hurtig holte das Männchen frische Stoffe herbei, Haare, Wolle und Federn, die dann das Weibchen ergriff, alles fein säuberlich ordnend. Nach zwei Tagen schon war die Wohnung im Stande, und in der Woche darauf saß das Weibchen brütend im zierlichen Nest des Finken. Ja es schien ihm der saubere Bau mehr als sonst zu behagen; denn als zum Sonnwendfeste die Jugend dem Neste entflogen und bis zum Anfang des folgenden Monats von den Alten noch zärtlich gepflegt ward, was sah der Vater, als er am Nestchen vorbeiflog? Wieder ein Ei, und am nächsten Tage ein zweites und dann noch ein drittes und viertes — „meinetwegen, mir ist's schon recht" — und die Sache nahm nochmals den Anfang, ausnahmsweise natürlich. Wer weiß, ob die Jungen den Anschluß nicht doch noch verpaßten

zur weiten Fahrt nach dem Süden, obgleich die Eltern sich sputeten, auch sie noch flügge zu bringen.

Nur wenn die erste Brut verunglückt, ist's Sitte beim Fliegenschnäppergeschlechte, nochmals zu brüten. Ach, es kommt ja oft vor, daß die Eltern klagend das leere Nestchen umflattern, aus dem Katzen, Marder, Wiesel die Eier genommen oder die Jungen. Selbst Ratten und Mäuse müssen mit zu den Feinden gezählt werden; am Weinspalier, an der dicht verwachsenen Laube klettern die schädlichen Nager empor; Allesfresser im weitesten Sinne des Worts. Raubvögel sind nicht so zu fürchten; denn größere Flüge über Feld oder Wiese vermeiden unsere Schnäpper; ein schützender Busch oder Strauch ist stets in der Nähe. Das schlimmste ist Kälte und langandauernder Regen im Sommer, der die Insektenjagd so erschwert. Ganz ermattet fand voriges Jahr der Nachbar ein Junges am Fenster, wo es kraftlos herabgeflattert war, als es nach Fliegen schnappte und Spinnen. Er nahm es mit in die Stube und bot ihm vom Rotkehlchenfutter. Wie schnell sich's erholte! Den ganzen Herbst und Winter vergalt es die Guttat durch fleißiges Fangen der Fliegen, die in der warmen Stube des Bauern summten, massenhaft wegen der Nähe des Viehs, so lästig für alle Bewohner. Bald hatte das Vöglein die Herzen der ganzen Familie gewonnen, selbst Großvaters Groll hatte es schließlich besänftigt; der war als erfahrener Imker nicht gut zu sprechen auf Fliegenfänger, wie auf Kohlmeisen im Winter. Er hatte gesehen, daß einzelne seiner Pfleglinge von dem grauen Vögelchen weggeschnappt wurden, als sie mit Pollen beladen schwerfällig zum Stocke zurückflogen, wertvolle Arbeitsbienen; die Drohnen gönnte er ihm und die Wespen. Im Frühjahr ward der kleine Gefangene der Freiheit wiedergegeben, und möglich, daß er es jetzt war, der mit einem Gatten vereint ein Nestchen sich baute an dem Holzgerüst, das man errichtet hatte, die schadhafte Giebelwand des Hauses zu reparieren. Nicht störte die brütenden Vögel das Hantieren der Leute. Aber da mußten die Balken und Bretter wieder entfernt werden, und noch lagen die Kleinen, eben den Eiern entschlüpft, hilflos im Nest. Ein vogelfreundlicher Maurer nahm das Ganze in seine zwei geräumigen Hände und setzte es behutsam in ein Rüstloch der Hauswand. Dem unfreiwilligen Umzug sahen die Vogeleltern besorgt zu, aber nach wenig Minuten erschienen sie mit Insekten im Schnabel am wohlgeborgenen Nestchen. Alle fünf Junge kamen aus, wohlbehalten und munter; jetzt weilen sie längst schon im Süden. Aber der Besitzer des Gehöfts will das Loch in der Mauer lassen, wie's ist — wer weiß, ob die Alten sich nicht erinnern des gastlichen Heims, oder eins von den Jungen. Und wahrhaftig, ein Schandfleck ist's nicht, das alte Rüstloch in der schneeweiß getünchten Hauswand, wenigstens nicht im Auge dessen, der weiß, was es erlebt hat.



Kearton

Fliegenfänger am Nest.

Die Singdrossel.

Von Martin Braeß.

Wenn um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche die lauen West- und Südwinde den Grimm des Winters gebrochen haben, wenn die ersten Lenzesblumen, die Anemonen, Primel und Leberblümchen, ihre weißen, gelben und blauen Blütensterne dem Lichte zuwenden, wenn an der Hasel die Kätzchen schwanken und die spindelförmigen Blattknospen der Buche zu schwellen beginnen, dann hält mit der Singdrossel die rechte, selige Frühlingsstimmung ihren Einzug im deutschen Walde.

Noch hat der Rand der Sonnenscheibe den östlichen Horizont nicht berührt, noch kämpft die erste Morgendämmerung mit dem Dunkel der Nacht, da erschallen schon die jauchzenden Strophen der fleißigen Sängerin durch den stillen, schlafenden Forst, und längst ist das Tagesgestirn untergegangen am westlichen Himmel, schon huschen graue Schatten über die Waldblöße, das Firmament hat seine nächtlichen Lichter bereits angezündet: und noch immer jubelt die unermüdliche Sängerin ihr fröhlich Auferstehungslied hinaus in den friedlichen Abend.

Es scheint, als sei der Wald selbst der Lehrmeister der Singdrossel gewesen. So voll und abgerundet sind die einzelnen Strophen, tiefschattig wie das dichte Blätterdach der Baumkronen, weich und sanft, der Moosdecke gleich, die den Schritt des Wanderers dämpft; aber jetzt wieder, horch! Hell und glitzernd die trillernde Strophe, wie der goldene Sonnenstrahl, der über der Lichtung zittert. In toller Hast jagen sich nun die Töne, als gelte es einen Wettlauf mit den Wasserwirbeln des Wildbachs in der Talschlucht oder mit den Schlaglichtern, die von den schwankenden Baumwipfeln bald hierhin, bald dorthin geworfen werden. Leidenschaftliche Erregtheit, ungestüme Lust, so überfroh, so überlaut, das ist der Charakter des Gesangs. Magst du am stillen Abend, wenn nur noch die höchsten Wipfel der Föhren eingetaucht sind ins purpurne Licht, oder bei glänzendem Sonnenschein im taufrischen Morgen dem Reichtum der Melodien lauschen, magst du die weithinschallenden Rufe vernehmen, wenn der Wald eingehüllt ist ins weißliche Grau wallender Nebel, und Tropfen auf Tropfen herabrinnt von Blatt und Zweig, um leise sich zu verkriechen im schwellenden Moospolster, oder wenn der Frühlingssturm durch den Forst braust, daß jeder andere Sänger, selbst der kecke Buchfink,

verstummt: der Singdrossel Ruf, so freudig und hell, er wird einen Widerhall finden in der Brust eines jeden, der es gelernt hat, mit Ohr und Herz zu lauschen den tausendfältigen Stimmen der Mutter Natur.

Man hat das Lied der Singdrossel oft verglichen mit dem ihrer goldschnäbligen Base, der Amsel. Welches ist schöner? Müßige Frage; der Charakter der beiden Gesänge ist grundverschieden. Gemessen, sanft und gezogen, abgerundet die tiefen melodischen Töne, so schallt das Amsellied durch den Frühlingswald, durch den lenzfrohen Garten und Park. Ernst spricht sich aus in den getragenen Strophen, weihevolle Würde, dazu innige Sehnsucht und ruhige, stille Freude. Der Drosselgesang dagegen besteht aus kurzen Motiven, die fast regelmäßig zwei-, drei- oder viermal wiederholt werden; in der Klangfarbe und Stärke der Stimme, wie in der Tonhöhe sind sie außerordentlich verschieden, und wenn auch dieselben Tongruppen, von denen sich die meisten leicht in Noten wiedergeben lassen — so rein sind ihre Intervalle — immer wiederkehren: die Verbindung und Aufeinanderfolge ist doch so abwechslungsreich, oft geradezu überraschend und originell, daß der Gesang einer guten Singdrossel dem Hörer stets neue Bewunderung entlockt. Mag auch die Amsel das vollere, klangschönere Organ besitzen und mag ihr Gesang an tiefen, melodischen Tönen von der Singdrossel nicht erreicht werden, in der geschickten Verbindung der verschiedenartigsten Strophen, im Erfinden neuer Tongruppen ist die Drossel die Meisterin.

Der Land- und Forstmann, der die Stimmen der Natur gern so auffaßt, als seien sie direkt an ihn gerichtet, legt den Drosselstrophen, von denen sich die auffallendsten etwa durch die Silben tratü, trati, tixtixtixtix wiedergeben lassen, die Worte unter: „David, David, drei Nösel für eine Kanne“ oder „Prosit, prosit, Lotterhans, Kuhdieb, Kuhdieb!“ oder auch „Dürre Ficht', dürre Ficht', du Jäger, du Jäger, hack sie ab, hack sie ab!“ Sehr gute Sänger unter den Singdrosseln trifft man in den deutschen Mittelgebirgen und in den galizisch-ungarischen Karpathen an, während der Wiener Vogelliebhaber diejenigen Drosseln bevorzugt, die dem Verbreitungsgebiet des Sprossers entstammen, dem sie dann manche Rufe abgelauscht haben. Im übrigen scheint ihr Nachahmungstalent nicht besonders groß zu sein. Natürlich bei jung gekäfigten Vögeln bleibt es nicht ohne günstigen Einfluß auf die Entwicklung ihrer Stimme, wenn man in ihre Nähe andere gut singende Vögel hängt oder ihnen recht häufig die Melodie irgend eines lustigen Liedes vorpfeift — gerade für keck vorgetragene Weisen, ein übermütiges Reiterstückchen u. dergl. legen die jungen Drosseln viel mehr Interesse an den Tag, als für getragene Melodien — aber es ist dies keine ausschließliche Besonderheit gerade dieser Sänger; andere Singvögel verhalten sich ähnlich.

Während des Gesanges sitzt das Männchen gewöhnlich auf dem obersten Wipfel hoher Bäume, etwas geduckt in der Haltung und die Flügel nach-



Steenhuizen. *Ymuiden, Holland, Mai 1906*

Nest mit Gelege der Singdrossel.

22*

lässig gesenkt. Weit reißt es den Schnabel auf, daß die hellen Rufe von der Höhe herab fernhin schallen über die waldbedeckte Ebene oder von einer Talwand zur andern. Es liegt etwas Herausforderndes in diesen hastig ausgestoßenen Tonstufen, so daß es scheint, als sei wenigstens der erste leidenschaftliche Frühlingsgesang nicht so sehr bestimmt für das Ohr des Weibchens, als vielmehr für den Nebenbuhler, der das eben erst angeknüpfte oder wieder erneuerte Verhältnis stören will. Der Sängerkrieg zweier oder mehrerer Singdrosseln am frühen Märzmorgen, das ist dem Naturfreund stets ein lieber Gruß des einziehenden Lenzes.

Die Lockrufe unsers Vogels gleichen denen der Amsel. „Zip, zip" rufen sie sich zu, was ihnen den in manchem deutschen Gau, beispielsweise in Sachsen, beim Volk allgemein üblichen Namen „Zippe" eingebracht hat. Mitunter vernimmt man auch einen hohen, gedehnten, sanften Laut, der allerdings noch mehr an das feine „Sih" des Rotkehlchens erinnert, als an das schärfere „Sirrb" unserer Amsel. Aber wenn die Singdrossel durch einen Schreck aufgescheucht wird, dann stößt sie ebenso plötzlich, vielleicht nicht ganz so schrill, das durchdringende Alarmsignal „Gigigigig" aus, das von der Amsel her jedermann bekannt ist. Sie warnt damit auch andere Bewohner des Waldes, vier- und zweibeinige, zur Vorsicht.

Einen ganz bestimmten Ankunftstermin, wie ihn z. B. Pirol oder Mauersegler innehalten, kennt die Singdrossel nicht; sie richtet sich mehr oder weniger nach der jeweiligen Witterung. Ende März treffen die meisten ein, und Mitte April sind wohl auch die letzten Nachzügler glücklich wieder daheim. In der Regel ziehen die Drosseln des Nachts; man vernimmt ihre Lockstimmen, mit denen sich die kleineren oder größeren Gesellschaften zusammenhalten, ganz deutlich hoch aus den Lüften. Wer es ihnen sagt: bis hierher und nicht weiter! Hier am Waldesrand oder dort im Talgrund war's ja, wo du im verborgenen Nestchen mit der Gattin die Jungen aufzogst — ja wer das wüßte! Und doch ist kein Zweifel, das Männchen, dessen Stimme uns so wohlbekannt ist vom letzten Sommer her, es hat das alte Revier wiedergefunden und singt nun seine Strophen von demselben Baumwipfel herab, der ihm schon im vorigen Lenz als Lieblingssitz diente. Und volltönend ist der Ruf unseres Vogels bereits am ersten Tage nach der Ankunft, nicht wie beim Plattmönch z. B. und andern Grasmücken, die sich erst allmählich gewissermaßen hindurchringen müssen, ehe ihnen das Forte des klangschönen Überschlags gelingt. „Wacht auf, wacht auf, ihr Schläfer, in Berg und Tal, in Wald und Feld! Zurück bin ich von weiter Fahrt, glücklich zurück, neues Leben verkünd' ich euch, neue Lust!"

Bereits wenige Tage nach der Rückkehr sucht sich das Drosselpärchen einen passenden Platz aus für die luftige Wiege der künftigen Brut. Laubwälder mit dichtem Unterholz, junge Fichtenpflanzungen, größere und kleinere

Feldgehölze, Buschweiden oder hohe, undurchdringliche Dornsträucher werden besonders bevorzugt. Die meisten Nester stehen nicht viel über Mannshöhe, meist in einem Astquirl, wie es unser Bildchen zeigt, oder unterhalb des Gipfels, angelehnt an den Stamm, auf zwei oder drei Ästchen, die hier entspringen. Aber auch fast unmittelbar auf dem Boden, zwischen Waldgräsern oder im dichten Heidekraut hat man ausnahmsweise Singdrosselnester gefunden, ebenso im Wipfel sehr hoher Bäume. Dünnwandig erscheint der kleine Bau auf den ersten Blick, etwas zu luftig und deshalb hinfällig, und doch darf man getrost das Drosselnest zu den vollendetsten Erzeugnissen tierischer Baukunst zählen. Die Grundlage, welche aus Moos, Reiserchen, Halmen, bisweilen auch aus etwas dürrem Laub besteht, ist mit klebrigem Speichel so fest an die Äste des Nistbaums geheftet und die Stengel, Halme und Moose der Nestwand sind so sorgfältig miteinander verfilzt, daß wohl die meisten Drosselnester die Stürme des nachfolgenden Winters überstehen mögen. Die innere Wandung des tiefen, genau halbkugelförmigen Napfes wird mit einem Brei aus klargekauten faulen Holzteilchen, reichlich mit Speichel vermischt, aufs sorgfältigste und reinlichste übertüncht, so daß es aussieht, als sei das Nest mit einer hellfarbigen, wetterständigen Pappe ausgekleidet. Unser Bild läßt diesen eigentümlichen Überzug des Innenraums, der für das Singdrosselnest so charakteristisch ist, aufs deutlichste erkennen. Selbst weite Flüge scheuen die bauenden Vögel nicht, um alte Wurzelstöcke zu finden, die ihnen das Material für den Ausbau ihrer Nestmulde liefern. Natürlich erfordert diese innere Auskleidung mit Holzmull und Speichel schon deshalb einige Tage Zeit, weil die anfangs weiche und klebrige Masse, namentlich bei feuchter Witterung, nur ganz allmählich trocknet und fest wird. Benützen die Vögel das vorjährige Nest wieder, das meist nur einiger Reparatur oben am äußeren Rande bedarf, so unterlassen sie es doch nie, die Innenwand von neuem mit einer Schicht feinzerkauter und eingespeichelter Holzteilchen zu überziehen, so daß man an den einzelnen Mulmlagen die verschiedenen Zeitabschnitte des Nestbaus bisweilen erkennen kann.

Wie überall in der Vogelwelt, so sind auch bei den Singdrosseln die älteren Pärchen geschicktere, sorgfältigere und klügere Baumeister, als diejenigen, die jungverheiratet zum erstenmal dem Kindersegen entgegensehen. Der Bau der erfahrenen Vogeleltern ist deshalb schöner und fester, namentlich erscheint die innere Auskleidung des Nestes solider und besser geglättet. Natürlich gibt's auch Ausnahmen, die sich wohl aber dadurch erklären lassen, daß ja bisweilen ein älteres Männchen, dessen Liebesgesang uns schon in den letzten Jahren erfreute, nach Verlust der treuen Gattin wiederum gefreit und vielleicht gerade ein junges, dummes Ding gewählt hat, dem Mutterhoffnung und die ganze Kleinkinderwirtschaft mit allem, was drum und dran hängt, etwas vollständig Neues ist.



R. Paul. *Glogau, Mai 1908.*

Singdrossel am Nest mit Jungen.

In der zweiten Hälfte April findet man bereits das volle Gelege; ein hübscher Anblick, denn die vier bis sechs meergrünen oder grünspanfarbigen Eierchen mit den regellos zerstreuten schwarzen und schwarzbraunen Punkten und Tupfen, besonders in der Nähe des stumpfen Endes, heben sich allerliebst ab von der lichten, reinlichen Nistmulde. Sechzehn Tage lang werden sie fast ausschließlich von dem Weibchen bebrütet, das nur um die warme Mittagszeit ein paar Stunden dem Männchen seinen Platz anvertraut; dann liegen die sehnlichst erwarteten Kinder mit den großen unförmlichen Köpfen im

Nest, und die beiden Alten haben „alle Hände voll zu tun", die sperrenden Schnäbel mit zarten Insektenlarven und saftigen Würmchen zu befriedigen. In der ersten Hälfte Mai sind die Kleinen flügge. Noch ein Weilchen werden sie von den Eltern geführt, gefüttert, gewarnt und behütet. Bald aber heißt es auf eignen Füßen stehen, denn schon machen sich die Alten mit dem Gedanken an eine zweite Brut vertraut, und wirklich, bereits Anfang Juni liegen wieder drei bis vier niedliche grüne Eier im Nest, und in einigen Wochen, Anfang Juli etwa, ist auch die zweite Brut flügge, wenn alles gut geht. Eine Zeitlang hängen sich die Kleinen wohl noch an die Rockzipfel von Vater und Mutter; aber lange dauert's auch bei ihnen nicht, dann sind sie selbständig gleich den älteren Geschwistern. Es ist erstaunlich, wie geschickt eben erst dem Nest entflogene Singdrosseln, denen das kurz zugestutzte Schwänzchen kaum ein wenig aus dem zarten Jugendgefieder herausschaut, sich zwischen Brombeergestrüpp und Fichtenreisig zu verbergen verstehen. Ihre Lieblingsnahrung, kleine Schnecken, Würmer, allerlei Larven und Käfer, lernen die Jungvögel sehr bald unter Laub und Moos hervorziehen, von den Grasspitzen oder den Zweigen der Hecke ablesen und ihnen nachspüren im feuchten Grunde der Wiese. Namentlich suchen sie mit ihren Eltern die schattigen Plätze auf, weil hier die Regenwürmer an der Oberfläche liegen oder unmittelbar darunter. Mit dem Schnabel wenden sie das welke Laub, ein Blättchen nach dem andern, und finden so jeden Augenblick etwas Genießbares, eine Larve, eine Puppe, eine Nacktschnecke.

Kann man bei solcher Nahrungsweise die Vögel aus der Nähe beobachten, so wird man mit Belustigung bemerken, wie sie ihre Tätigkeit oft einen Augenblick unterbrechen und, den Kopf wunderlich schief haltend, sekundenlang unbeweglich lauschen und äugen, ob nichts Verdächtiges sich zeige. Auch wenn die Drossel auf dem Baumwipfel sitzt, nimmt sie häufig, sogar während der kurzen Pausen zwischen den einzelnen Gesangsstrophen, diese sonderbar lauschende Haltung ein. Bei aller Beweglichkeit ist sie eben ein recht vorsichtiger und zugleich bedächtiger Vogel.

Im Sommer bietet sich den Drosseln allerlei Zukost zu der Insektennahrung; besonders sind ihnen Erdbeeren und Heidelbeeren, später auch Preißelbeeren willkommen. In den Gartenanlagen plündern sie in Gemeinschaft mit Spatzen und Amseln die Kirschbäume, zupfen wohl auch an den Träubchen der Johannisbeeersträucher und kosten von den frühreifen Weintrauben; doch ist der Schaden, den sie hier anrichten, nicht zu vergleichen mit den Verlusten, die der Garten- oder Obstplantagenbesitzer durch Amseln, Stare, Sperlinge und andere zweibeinige Diebe erleidet. Die schwarzen Holunderbeeren und die Früchte des Faulbaums werden auch nicht verschmäht; am liebsten aber sind den Drosseln die sogenannten Vogelbeeren. In ganzen Scharen fallen sie dann im Herbst, wenn die Ebereschbäume im Schmuck



M. Behr. — Cöthen, Juni 1906.

Nahezu flügge Singdrosseln.

ihrer korallenroten Früchte prangen, über diese ihre Lieblingskost her. Im Erzgebirge zum Beispiel, wo der Vogelbeerbaum geradezu massenhaft angepflanzt ist, kann man um diese Jahreszeit bisweilen mit einem einzigen Blick fast alle bei uns heimischen und durchziehenden Drosselarten beobachten: Mistel- und Weindrosseln, Amseln, Wacholderdrosseln, namentlich aber unsere Singdrosseln. Sie alle geben sich hier ein Stelldichein, so daß man bisweilen an die Vogelwandtafel daheim erinnert wird, die alle Turdus-Arten auf gemeinschaftlichem Bilde vereinigt.

Die Jungvögel freilich, wenigstens die der ersten Brut, scheinen diese goldene Zeit des Überflusses nicht abzuwarten. Wenn sie Ende Juli oder Anfang August ihr erstes Jugendkleid angelegt haben, spukt ihnen bereits der Gedanke an die Abreise im Kopfe herum; sie sammeln sich zu kleineren und größeren Scharen, und eines Morgens oder Abends geht es fort, dem unbekannten Süden zu. Die Alten, welche sich gleichfalls im Juli gemausert haben, folgen von Mitte September an. Manche ziehen bei Tage, wohl die meisten bei Nacht, wie uns das lockende „Zip" verrät, das man wie im Frühling auch bisweilen im Herbst vom nächtlichen Himmel herab vernimmt. Aber eilig haben's unsere Vögel nicht auf ihrer Herbstreise; im Gegenteil, sie rasten oft längere Zeit vom wirklichen Zug und treiben sich manchmal tagelang in einer Gegend umher, wenn diese ihnen reichliche Nahrung an Holunder- oder Vogelbeeren bietet; manchmal fallen sie auch in Scharen ein auf einer Wiese, um dort Insektenkost zu suchen. In riesigen Mengen treten die Singdrosseln auf den friesischen Inseln auf, wo ihnen der Beerenreichtum des Sanddorns lange Zeit eine willkommene Speise gewährt. Im Oktober und November steigert sich die Zahl der Reisenden immer noch; es sind Wanderer aus nördlicheren Breiten oder östlicheren Längen, denn bis zum Polarkreis kommt die Singdrossel in Skandinavien als Brutvogel vor, in Sibirien aber reicht ihr Verbreitungsgebiet bis zum Baikalsee und Jenissei. Dann sind bisweilen am Morgen alle Büsche von ihnen besetzt, und über den Dünen wogen die Flüge auf und ab. Wohin die Reise geht? Nach Portugal, Spanien und Italien oder übers Meer nach Algier, Marokko und Tunis; auch führt ein anderer Weg die Reisenden nach Palästina und Ägypten, ja südwärts bis Nubien.

In neuerer Zeit versuchen es einige, dem grimmbärtigen Herrscher des Nordens Trotz zu bieten. Schon an der deutschen Nordseeküste, wo der Winter seine Härte meist weniger fühlen läßt, als im Binnenlande, harren manche aus, mehr noch in Süddeutschland und den österreichischen Küstenländern. Es sind dies jedenfalls Vögel, deren Nest hoch oben im Norden stand; doch sollen auch bereits hie und da einige überhaupt nicht mehr fortziehen, und so liegt die Vermutung nahe, daß die Singdrossel auf dem besten Wege ist, sich aus einem ausgesprochenen Zugvogel in einen Strich-, ja einen

seßhaften Standvogel umzuwandeln, wie es ja im letzten halben Jahrhundert der Amsel so vollkommen gelungen ist.

Gleich diesen schwarzen Musikanten haben sich auch die Singdrosseln, ursprünglich nur Bewohnerinnen des Waldes, seit einigen Jahrzehnten in auffälliger Weise an den Menschen gewöhnt. In den Parkanlagen und Promenaden mancher größerer und kleinerer Städte — wir nennen nur London, Husum, Braunschweig, Leipzig, Großenhain, Dresden, Görlitz, München,



R. Paul. *Glogau, Mai 1908.*

Singdrossel am Nest mit Jungen.

Schweinfurt, Regensburg — ist die Singdrossel eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden. Der Stadtbewohner begegnet ihr heute sozusagen auf Schritt und Tritt in den Promenaden und in den größeren Gartenanlagen der Vorstädte. Und eine Dreistigkeit legt hier der muntere, von Haus aus ziemlich scheue Vogel an den Tag, die wahrhaft in Erstaunen setzt. Fast unmittelbar vor unsern Füßen jagt die Singdrossel auf dem Rasen oder dem Blumenbeet nach ihrer kleinen Beute, und mancher mag sie wohl auf den ersten Blick für ein Amselweibchen halten, bis ihm der Vogel die Vorderseite zukehrt mit den ovalen schwarzbraunen Tropfenflecken auf dem gelblich-

weißen Grunde. An der verkehrsreichsten Straße sitzt sie auf einem Baume oder gar auf einer Gartenmauer, auf dem Giebel eines Hauses, auf dem hohen Gerüstbalken eines Neubaus und singt von hier aus, ganz wie die Amsel, ihr Morgen- oder Abendlied. Dort am Staketzaun hat sie ein paar Fuß über dem Boden ihr Nest gebaut, nur dürftig beschattet von niedrigem Buschwerk, und unter den Augen eines tausendköpfigen Publikums zieht nun der vertrauensselige Vogel seine junge Brut auf, genau so wie das dreiste



R. Paul. *Glogau, Mai 1908.*

Singdrossel am Nest mit Jungen.

Amselpärchen, das neben ihm nistet, nur vier oder fünf Schritte entfernt. Das Rasseln der Wagen, das Bellen der Hunde, das schrille Warnungszeichen der elektrischen Bahn, das alles stört unsere Drossel ebensowenig, wie das laute, unruhige Gebaren ihrer größeren dunkelgefärbten Kusine. Nach unseren Erfahrungen vertragen sich beide Turdus-Arten ganz ausgezeichnet, wenigstens dort, wo ihnen der Tisch reichlich gedeckt ist. Selbst an den Anblick der wildesten Raubtiere haben sich unsre Stadtdrosseln in den letzten Jahren vollständig gewöhnt; die dünnen Zweige der Jungfernrebe, die hier im Zoologischen Garten das Gemäuer des Bärenzwingers lieblich überziehen, tragen

die dichtbesetzte Kinderstube einer Zippe, und Meister Petz lauscht verwundert dem leisen Zwitschern und Piepen der Vogeljungen. Selbst im Angesicht der mächtigen Könige unter den Vögeln wagen die Singdrosseln zu brüten; denn unmittelbar bei der großen Voliere für Adler und Geier steht in einem Bretterverschlag neben dem Nest einer Amsel auch das einer Singdrossel. Dieses wirklich beispiellose Vertrauen der beiden Drosselarten — selbst der freche Spatz ist in mancher Beziehung bei weitem nicht so dreist — muß um so mehr auffallen, als Amsel sowohl wie Zippe draußen im Walde ziemlich scheue Vögel sind. Nur auf eine gewisse Entfernung läßt uns die Singdrossel herankommen, wenn sie von einem freistehenden Baume herab ihr Lied hinausruft in die Weite; versuchen wir es dann, uns dem Vogel noch mehr zu nähern, so stürzt er eiligst herab und verschwindet lautlos im dichten Unterholz. Den schützenden Wald verläßt er selten; meist wagt er nur während der Morgen- und Abenddämmerung einen Flug nach den angrenzenden Grasflächen, die ihm reiche Beute an Regenwürmern und Insektenkost versprechen, oder an den kleinen Teich im Talgrund, der ihm ein erfrischendes Bad gewährt. Wir glauben kaum fehlzugehen, wenn wir vermuten, daß diesen auffälligen „Zug nach der Stadt" in erster Linie die Vermehrung der Park- und Gartenanlagen in den letzten Jahrzehnten veranlaßt hat, vielleicht auch die massenhafte Anpflanzung ausländischer, namentlich amerikanischer Gehölze, die in der herbstlichen Jahreszeit allen Drosseln den Tisch reichlich mit Beeren decken; endlich mag auch der allgemeine Schutz, den man heute den Singvögeln in so hohem Maße gewährt, dazu beigetragen haben.

Und der Feinde sind viele! Von den Säugetieren mögen Baummarder, großes und kleines Wiesel, große Haselmaus, namentlich aber auch das niedliche Eichhörnchen die gefährlichsten sein — sie stellen den Nestjungen und besonders den Eiern nach — während unter den gefiederten Strauchrittern Habicht und Sperber, die selbst erfahrene Vögel packen, wenn sie einmal, in flachen Bogen fliegend, sich über freies Feld wagen, ferner Elster und Eichelhäher den meisten Schaden anrichten. Besonders im Frühjahr fällt manches Gelege den lüsternen Feinden zum Opfer; denn die Nester sind dann bei der noch wenig entwickelten Belaubung den Blicken jedes durch den Wald streifenden Räubers ausgesetzt. Man muß es selbst beobachtet haben, mit welch angstvollem Gezeter die Singdrosseln eine Elster oder einen Häher begrüßen, wenn sich die genannten Vögel während der Brutzeit in der Nähe des Nestes erblicken lassen, und man wird nicht daran zweifeln, daß dies wohl die allerschlimmsten Nestplünderer sind.

Freilich noch unbarmherziger erscheint der Mensch selbst, der im Herbst die Drosseln auf die grausamste Weise in den mörderischen Schlingen fängt. Nur in einigen Ländern des Deutschen Reichs, wie in Sachsen, Thüringen und Baden, ist der Dohnenstieg verboten, während er in fast allen Regierungs-

bezirken Preußens, in Braunschweig, Mecklenburg usw. noch in der seit Jahrhunderten üblichen Weise betrieben wird. Dabei gilt dem Dohnensteller — gegen das Wort Jäger oder Förster in diesem Zusammenhange sträubt sich die Feder — sowie dem Wildbrethändler jede Drosselart, ja ich möchte sagen, jeder nur irgendwie verkaufsfähige Vogel als „Krammetsvogel". Wie



R. B. Lodge. *London, Juli 1894.*

Singdrossel.

statistisch nachgewiesen ist, sind ungefähr 60 Prozent der gefangenen Vögel Singdrosseln, für Preußen allein, das etwa 1100000 sog. „Krammetsvögel" fängt, also 660000 Stück! Man überzeuge sich selbst im Herbst in den Feinkosthandlungen der Großstädte, wo die in den Schlingen erwürgten Tiere, zu Girlanden zusammengebunden, einen beklagenswerten Anblick bieten. Die Singdrossel besitzt blaßrostgelbe Federn an den Unterflügeldecken, während bei der Mistel- und der Wacholderdrossel — letztere ist der „eigentliche Kram-

metsvogel" — diese Stellen weiß, bei der Rot- oder Weindrossel aber rostrot gefärbt sind. Dies Unterscheidungsmerkmal bietet keine Schwierigkeit und ist absolut sicher. Auf den ersten Blick sieht die Singdrossel wohl der Misteldrossel am ähnlichsten, doch ist die olivengraubraun gefärbte Oberseite bei ersterer etwas dunkler, und die Flecken der Unterseite sind nicht ganz so häufig. Außerdem ist die Singdrossel um ein ganzes Stück kleiner, nur 20 bis 22 Zentimeter lang, also noch nicht einmal so groß, wie die allen bekannte Amsel, während die Misteldrossel mit 26 bis 27 Zentimeter Länge beinahe die Größe einer Turteltaube erreicht. Übrigens nimmt man zwischen Männchen und Weibchen der Zippe kaum einen Größenunterschied wahr, auch stimmen Färbung und Zeichnung bei beiden so genau überein, daß uns der bloße Anblick das Geschlecht nicht verrät. Sing- und Rotdrosseln wurden früher — vielleicht geschieht's auch heute noch — ihrer geringen Größe wegen von dem Dohnensteller als „Halbvögel" bezeichnet, während Mistel-, Schwarz-, Wacholder- und Ringdrossel „Doppelvögel" genannt wurden; von ersteren gingen vier, von diesen nur zwei Stück auf ein „Klubb".

Nichts schädigt den deutschen Vogelschutz so sehr, als der Krammetsvogelfang. Sollte es nicht endlich gelingen, ihn gesetzlich zu beseitigen? Man begegnet so oft der Meinung, die Drosseln, die bei uns im Dohnenstiege gefangen werden, seien ausschließlich herzugereiste Zug- oder Strichvögel, die — aus dem Norden und Osten kommend — sich nur vorübergehend bei uns aufhalten. Das entspricht der Wirklichkeit keineswegs, und um so weniger, je früher der Krammetsvogelfang seinen Anfang nimmt. Der Herbstzug verzögert sich oft bedeutend, wenn die Witterung mild und die Nahrung noch reichlich ist. Gewiß mögen am 21. September, wenn der Dohnenfang nach dem Reichsgesetz beginnen darf, die meisten der in Norddeutschland brütenden Drosseln ihre Heimat bereits verlassen haben, aber in Mittel- und Süddeutschland treiben sie sich noch massenhaft umher, und so fallen tausende deutscher Vögel deutschen Fängern zum Opfer. Aber selbst zugegeben, wir würden nur nordische Singdrosseln, nordische Amseln fangen, dürfte solch Entschuldigungsgrund stichhaltig sein? Wir klagen die Südeuropäer an, daß sie den deutschen Wald, die deutsche Flur ihres schönsten Schmuckes berauben, wenn sie unsere Vögel auf dem Zuge so massenhaft hinopfern für die Küche; aber verhalten wir uns unsern nördlichen Nachbarn, den Dänen, Schweden, Norwegern, Russen gegenüber etwa anders, wenn wir den Krammetsvogelfang noch weiter betreiben in der bisher üblichen Weise. Mit Recht entgegnen uns die Südländer, über deren sinnloses Treiben wir uns beschweren: Erst kehrt vor eurer eignen Tür!

Soll ein internationales Vogelschutzgesetz zustande kommen, die Beseitigung des Krammetsvogelfangs muß die allererste Vorbedingung hierzu sein.



[illegible] — *[illegible] Mai 1905.*

Brütende Singdrossel.



Der Kleiber.

Von Hermann Löns.

Im fahlen Acker weckte die Märzsonne goldene Blumen; der Huflattich kündet bessere Zeit. Im grauen Walde wachte der Haselbusch auf; seine goldenen Troddeln bringen Farben in die Eintönigkeit.

Ein Vogel flötet im Eichenbaum; weithin tönt sein lauter Pfiff. Die Menschen drehen die Köpfe nach ihm und suchen den Pfeifer. Sie finden ihn nicht. Da sitzt ein Vögelchen von Spatzengröße; aber das kann es nicht sein. Wer so laut flötet, muß viel größer sein.

Er ist es aber doch, der kleine Kerl. Er schnurrt hinab zum Fuße der Eiche, lockt fein und dünn und stochert mit dem spitzen Schnabel in den Ritzen der Rinde umher. Und dann flötet er wieder so laut und voll, daß die beiden alten Leutchen, die sich in der Vorfrühlingssonne ergehen, ganz verwundert die Köpfe darüber schütteln, daß ein so kleiner Vogel so laut flöten kann.

Aber der kann noch viel mehr. Er zirpt so dünn und fein, wie ein Mäuschen, und flötet laut und grob, wie ein Straßenjunge im stillen Walde, daß der einsame Wanderer zusammenfährt. Wenn es ihm aber gefällt, dann kann der Kleiber auch so süß flöten, daß dem Menschen das Herz im Leibe lacht, und ein anderes Mal klingt sein Flöten so wehmütig, als ginge der Tod durch den Wald.

Und noch viel mehr kann er, der kleine Vogel. Jetzt hängt er an dem Stamme der Buche. Wie eine Maus huscht er an der glatten Rinde entlang, erst aufwärts, und dann seitwärts. Hier sitzt eine früherwachte Spinne. Der spitze Schnabel zieht sie hinter der Rindenschuppe hervor und aus ist es mit allen ihren Lenzhoffnungen.

Jetzt klebt das Vögelchen an dem Eichenbaum. Hell fällt die Sonne darauf, daß der graublaue Rücken und der rostgelbe Bauch, die helle Kehle und die sammetschwarze Augenbinde deutlich zu sehen sind. Mit dünnem, feinem, durchdringendem „Szi, ßi, ßi" klettert der Kleiber an der Borke hoch. In einem Spalt glänzt ein goldbrauner Punkt. Bei dem macht er halt. Eine Buchecker ist es, die er sich im Herbste hier verwahrte. Über hundert hat er sich für die schlechte Zeit hier so aufgehegt und sie nach und nach verspeist. Einige stahl ihm der Specht, andere die Kohlmeise, noch welche die Waldmaus und so manche die Eichkatze.



K. Paul. *Glogau, Mai 1908.*

Kleiber vor seinem Nistloch auf einer Linde.

„Toik, toik, toik" klingt es fröhlich durch den Wald. Der Kleiber rutscht über die Buchnuß und dreht sich um, daß sein Kopf nach unten hängt. Das macht ihm kein Vogel im Walde nach, weder die Meise, noch der Specht. Um das zu können, muß man eben Specht und Meise zugleich sein, wie er. Und darum heißt er auch Spechtmeise. Von dem Specht hat er die Gestalt, von der Meise das weiche Federkleid und von beiden alle möglichen Künste. Wie ein Specht, nur kopfunter am Stamme hängend, bearbeitet er die Frucht. Hageldicht fallen die Schläge und keiner geht daneben. Die braune Schale zerspellt, der leckere Kern wird frei, der fette, ölige, süße Kern. Fein schmeckt er: „Toik, toik, toik".

Jetzt hüpft die Spechtmeise an der Erde umher. Käfer, du mußt sterben



R. Paul. Glogau, Mai 1908.

Kleiber vor seinem Nistloch auf einer Linde.

und bist noch so jung, jung, jung. Und jetzt, das ist ein Fressen für den spitzen Schnabel, eine Haselnuß, vielleicht die letzte vor dem Herbst. Die kostet Arbeit, aber sie lohnt auch die Mühe. Aber wohin mit ihr? Hier die Rindenritze in der Eiche ist viel zu eng, die da ist viel zu weit, und die dort zu tief. Aber diese Spalte hier, das geht! So, jetzt sitzt die Nuß richtig, mit der Naht nach vorne. Und nun geht die Arbeit los. Kopfüber hängt die Spechtmeise an der Rinde, zirpt einige Male, dreht die Nuß noch ein bißchen zurecht, flötet laut, klopft die Nuß fest, besieht sie sich von rechts, von links, von oben, von unten, flötet wieder und geht an das Werk. Hart und scharf fällt die Schnabelspitze immer wieder auf denselben Fleck, viele, viele Male. Ab und zu wird ein bißchen gezirpt, ein wenig geflötet, einmal auch wütend gescharrt,

23*

wie ein zweiter Kleiber sich naht, und dann klingt das Gehämmer wieder laut durch den Wald. Endlich springt die Schale. Nun heißt es, die Nuß wieder aus der Spalte herauszubringen. Das erfordert allerlei Kletterkünste, kopfüber, kopfunter, bis es gelingt. Und dann wird aus dem Kern Stück um Stück herausgemeißelt, bis nichts mehr davon übrig ist, als die trockene Haut.

Jetzt könnte man wieder eins pfeifen. Die Sonne scheint so schön auf den Wipfel der Eiche, besonders auf den faulen Ast ganz oben. Also schnell hinauf und geflötet, daß es wer weiß wie weit schallt. Unten gehen die Menschen vorbei. Die Spechtmeise flötet und flötet. Ein Wagen rasselt vorüber. Es wird weiter geflötet. Radfahrer sausen dahin und klingeln schrill. Es wird fortgeflötet. Ein Auto donnert vorbei. Der Kleiber flötet in einem Ende weiter. Er weiß wohl, warum.

Jetzt zirpt es in der Hainbuche unter ihm fein und dünn. Lauter flötet er, erst in einzelnen runden weichen Tönen, dann schnell aufeinander und scharf und gellend. Und jetzt rutscht er kopfüber an der Eiche hinab, zärtlich piepsend, und dann schnurrt er in die Hainbuche hinter dem Kleiberweibchen her, das so tut, als wisse sie nicht, was das ganze Geflöte bedeuten solle und eifrig nach Larven und Käfern sucht. Sie klettert den Stamm hinunter und er pfeift hinterher. Sie schnurrt nach der Eiche und er folgt ihr nach, bald zirpend, bald pfeifend, und bald wieder flötend. Jetzt ist das Weibchen auf der Erde und kaum ist das Männchen bei ihm, da fliegt das Weibchen piepsend in die Buche und lockt das Männchen hinter sich her.

Eine dicke schwarze Wolke kriecht am Himmel herauf und schiebt die Sonne fort. Der Specht, der eben noch so laut am Hornzacken der Eiche den Wirbel schlug, stellt sein Trommeln ein. Verklungen ist der Kohlmeise Frühlingsgeläute. Ein Regenschauer prasselt durch das Geäst, der Wind fegt das Fallaub über den Weg, dürre Äste poltern zu Boden. Still und stumm, ab und zu verzagt piepend, rutscht der eine Kleiber an der Wurzel der rotfaulen Eiche herum, nach Frostspannern suchend. Hier wird ein Weibchen verspeist, dort ein Männchen entflügelt und verschluckt, da ein Käfer aus dem Moose gezerrt und dort eine Puppe aus der Wiege gemeißelt. Und in der Krone der Eiche jagt der andere Kleiber. Keiner von ihnen denkt mehr an Locken und Lieben und stumm bleiben beide den ganzen Tag.

Kaum, daß die Sonne am andern Morgen wieder da ist, da schwirren die Spechtmeisen aus ihren Schlafhöhlen. Er wohnt in einem Starkasten und sie in einem Spechtloche. Wieder flötet das Männchen hoch vom Eichenaste viertelstundenlang in den Wald hinein, treibt wieder das Weibchen hin und her; inzwischen wird der Magen nicht vergessen, fleißig Jagd auf allerlei Geziefer gemacht, auch Tannensamen aufgeklaubt und am Futterplatz die Speckschwarte noch blanker gemeißelt, als sie so schon ist, dann wieder gepfiffen, daß es eine Art hat, und geschwiegen, wenn die Sonne vor den



Dr. Bethge. *Weisser Hirsch b. Dresden, 7. Dezember 1905.*

Kleiber.

Wolken sich verstecken muß, und wieder gepfiffen und geflötet, lacht der Himmel wieder, und ist er wieder trübe, wieder emsig in allen Ritzen und Spalten umhergestöbert.

So geht es heute und geht es morgen und übermorgen und noch manchen lieben langen Tag. Wenn der Schneesturm den Boden weiß färbt, ist der Kleiber still. Leckt die Sonne den Schnee fort, ertönt wieder das laute Geflöte. Und jeden Tag klingt es lauter und länger und lustiger, immer stürmischer wird das Männchen und wenn auch das Weibchen sich sträubt und ziert, eines Tages wird es mit dem Gespielen doch einig. Nun sind beide immer an der Eiche beschäftigt, in der das Spechtloch ist, in dem das Weibchen im Winter schlief. Im Jahre vorher brütete der Star darin. Der wird sich wundern, wenn er wiederkommt und die Türe verschlossen findet.

Nicht umsonst heißt man Kleiber. Und darum fliegt man nach dem lehmigen Borde des Grabens und hackt da herum und schleppt ein Lehmklümpchen nach dem anderen zu dem Spechtloche in der Eiche. Eins nach dem anderen wird in das Flugloch geklebt und hübsch fest gepreßt und glatt

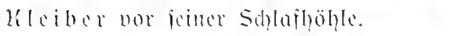
gestrichen, und immer mehr Lehmklümpchen werden geholt und auf die anderen geklebt. Wenn es auch erst unmöglich erschien, das Werk, der Tag hat viele Stunden und die Stunde noch mehr Minuten, und wenn zwei gelernte Töpfer an der Arbeit sind, dann geht es schneller, als man denkt, und die Sonne hilft dabei, und zur rechten Zeit ist alles fertig und das große Spechtloch zu einem winzigen Löchelchen zugeklebt. Der Star kommt auch, aber zu spät. Er steckt den Kopf hinein, zieht ihn zurück, kreischt ärgerlich, flattert um die Eiche, krallt sich an das Flugloch, sieht einmal hinein und noch ein dutzendmal, fliegt weg, kommt wieder, besieht sich seine alte Wohnung noch einmal und macht, daß er fortkommt. Die Kleiber aber schleppen trockene Blätter heran und richten sich häuslich ein.

In aller Seelenruhe brütet das Weibchen ihre acht weißen, hübsch rot getüpfelten Eier aus. Vor dem Marder und der Eichkatze braucht sie keine Angst zu haben; der Lehmring hält fest und widersteht den schärfsten Krallen. Nach zwei Wochen aber gibt es Arbeit. Acht Schnäbelchen sind zu füllen und inzwischen ist immer noch das Nest rein zu machen. Alle Augenblicke liegt ein dickes, weißes Klümpchen darin und das muß vorsichtig, damit die Schleimhülle nicht reißt, angefaßt und herausgebracht und fortgetragen werden. Und selbst muß man auch tüchtig fressen, damit man bei Kräften bleibt, und so ist nicht viel Zeit übrig für das Flöten und Pfeifen. Aber dafür gibt es im grünen Maienwalde auch Futter in Fülle, fette Käfer und zarte Räupchen, saftige Spinnen und leckere Maden und die süße Schlagsahne, die die Menschen im Wirtshause in den Schälchen stehen lassen. Es läßt sich schon leben, besser als im mageren Vorfrühling.

So ein dicker Maikäfer, das ist ein Vergnügen. Erst das eine Bein abgemeißelt, dann das zweite, und so eines nach dem anderen. Dann müssen die Flügeldecken herunter und darauf die Flügel. Wie schnell die Kinder das lernen. Und wie hübsch sie gleich klettern können, viel eher als fliegen. Damit hapert es zuerst noch und so krabbeln sie so lange um das Nistloch herum, bis eins nach dem anderen die Fittiche prüft und findet, daß darauf auch Verlaß ist. Dann beginnt erst das schöne heimliche Leben in den dichtbelaubten Eichenkronen, wo es von Wicklerräupchen und Käfern und Wanzen und Fliegen und Schnaken und sonstigem Getier wimmelt, das lustig zu fangen und gut zu essen ist. Und das Hauptvergnügen ist, eine dicke Hornisse zu fangen und mit schnellen Schnabelhieben zu betäuben, daß sie nicht dazu kommt, ihren giftigen Dolch zu gebrauchen. Noch mehr Spaß macht es freilich, einen Heldenbock am Fühlhorn aus dem Loch zu ziehen. Wenn er auch noch so hampelt und strampelt und fiedelt, es hilft ihm nichts, er wird totgehackt und verspeist.

Die Baumschwämme, die mit Käferlarven gespickt sind, werden von oben und unten bearbeitet. Jeder faule Ast, in dem Schnakenmaden wühlen,





Kleiber vor seiner Schlafhöhle.



Junge, nordamerikanische Kleiber.

wird zerfasert. Kaum daß ein glänzender Prachtkäfer den grünen Kopf aus der Borke steckt, hat ihn der spitze Schnabel schon beim Wickel, und der Borkenkäfer, der gerade beginnen will, für seine Eier ein Löchlein in die Rinde zu bohren, kommt nicht damit zu Ende, denn piepsend kommt die Spechtmeise angeklettert und zieht ihn aus der Rinde, um dann die vollgesaugte Stechmücke zu verschlingen und hinterdrein eine Raupe wegzunehmen, die sich an feinem Faden zu Boden lassen will, um sich im Moose zu verpuppen. Auch im Laube und Gekräut wird umhergesucht, denn da wimmelt und krimmelt allerlei, was wohlschmeckend und nährend ist.

So leidet die Familie keine Not und wenn der Herbst in das Land kommt, erst recht nicht. Denn nun reifen die Buchecker in ihren rauhen Hüllen. Anfangs muß man sie herausklauben, bald aber fallen sie von selbst aus und nun hüpft der Kleiber im rasselnden Laube umher und sorgt für den Winter. Alle Ritzen steckt er voll und in jeden Spalt klemmt er die dreikantigen Früchte, und mit den Haselnüssen und Eicheln macht er es ebenso. So kann er getrost in die Zukunft sehen und selbst, wenn Rauhreif den Baum umkrustet, findet er immer noch Futter genug, denn genug Schmetterlingspuppen sitzen unter dem Moose und hinter den Flechten und im faulen Holze steckt mancherlei Gewürm.

Außerdem hängt der Mensch hier und da in den Gärten und Anlagen Knochen auf, an denen noch manches Fleischfetzchen sitzt, und Speckschwarten, an den Futterplätzen gibt es Hanf, Mohn, Rübsen und Sonnenblumenkerne, verdorrte Vogelbeeren liegen überall im Walde, in den Zapfen der Tannen und Kiefern stecken Samen in Menge und so läßt es sich schon den Winter über aushalten, bis die schönen Tage wieder kommen, da auf dem Acker der Huflattich wieder blüht und im Wald der Haselbusch und der Kleiber wieder vom höchsten Eichenast seinen Frühlingspfiff erschallen läßt.

Der Gartenrotschwanz.

Von Else Soffel.

Tag will es werden über dem kleinen Ort. Noch sind die ersten Flammen nicht am Himmel emporgezuckt, der in dämmerigem Graublau traumhaft über der Erde hängt, aber ein leiser Wind hat sich schon erhoben und streift über Wege und Gärten, daß die schlummertrunkene Schöpfung erbebt. Wie sachte Kunde vom Erwachen teilt es sich mit von Blatt zu Zweig, vom Baum zu seinen Bewohnern, und die Tiere geben sie weiter an den Menschen. Aus mancherlei Kehlen, mit mancherlei Stimmen, sanft und gedämpft, munter und freudig, laut und eindringlich tönt es: der Tag erwacht. Nicht alle Stimmen erheben sich auf einmal: allmählich nur geht das Erwachen vor sich, langsam ist der Übergang von der Nacht zum Tag. Schweigt das Morgenlüftchen, hat das Flüstern der Blätter und Zweige, das Rauschen der Bäume das Nahen der Sonne verkündigt, so setzen leise, leise, oftmals unterbrochen wie von wiederkehrenden Träumen, die ersten Vogelstimmen ein. — Wo die Landstraße aus dem Dorf hinaus ins Weite führt, liegt ein großes, freundliches Haus. Ein Garten umgibt es; jenseits, wo dieser durch einen Zaun begrenzt, ein Ende nimmt, folgt ein schmaler, ansteigender Wiesenstreif. Steht man unterhalb der Böschung, so sieht man einen kleinen Bach wie ein schmiegsames Metallband leuchten. Kopfweiden stehn daran, alte hundertmal beschnittene, die ihre dünnen Ruten wie Spieße in die Luft strecken aus dem rissig vernarbten Wulst. Wo der Gemüsegarten des Hauses in den alten Baumgarten übergeht, stehen unter jungen, erst gepflanzten, strebsamen Bäumchen einige Veteranen. Gespalten ist der Stamm, so daß man in eine schwarze Höhlung sieht, schief der Stand, absonderlich und ausdrucksvoll die ganze Erscheinung eines solchen Baumes, so daß man den Gedanken nicht los werden kann, es mit einem Wesen zu tun zu haben, das sein eigenes Leben gelebt hat und seine Form vom Schicksal empfing wie wir Menschen. Noch hat der Hahn nicht gekräht, die Schwalbe ist noch nicht wach, da tönt von dort her das erste Morgenlied. Leise, ganz leise setzt es ein, so recht der Laut für die sanfte Dämmerung draußen. Als ob das Vögelchen selbst nur langsam zum vollen Bewußtsein käme. Ein sanfter, fragender Lockruf. Zuerst nur einmal, und leise, von langer Pause gefolgt. Dann öfters, immer noch von kurzen Zwischenpausen unterbrochen, heller und stärker. Aber noch ist nichts von



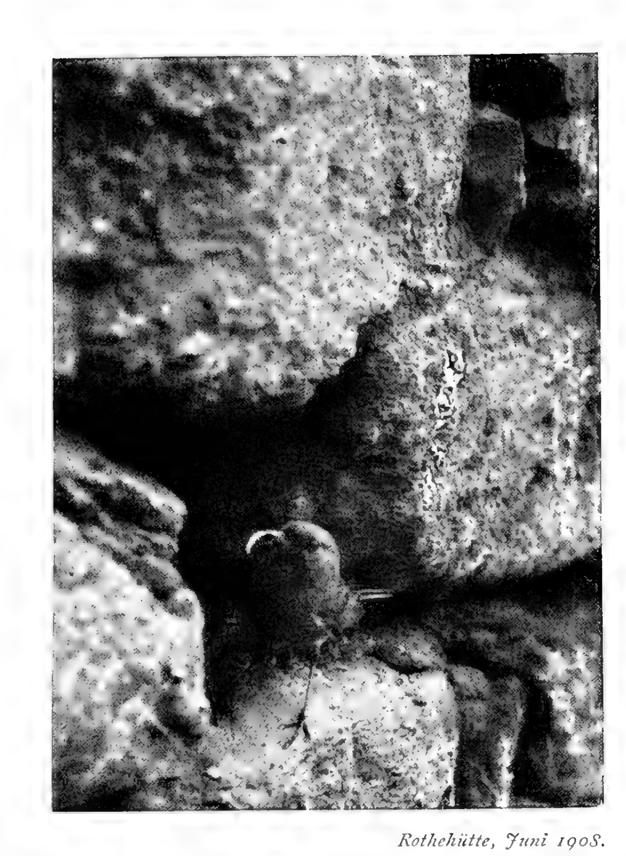
K. Soffel. *Siebeneich, Juni 1908.*

Gartenrotschwanz, Männchen, auf einer Hollunderblüte.

dem kleinen Sänger zu sehen. Er sitzt still und verborgen und scheint sich selbst in den Tag und das Erwachen hineinzulocken.

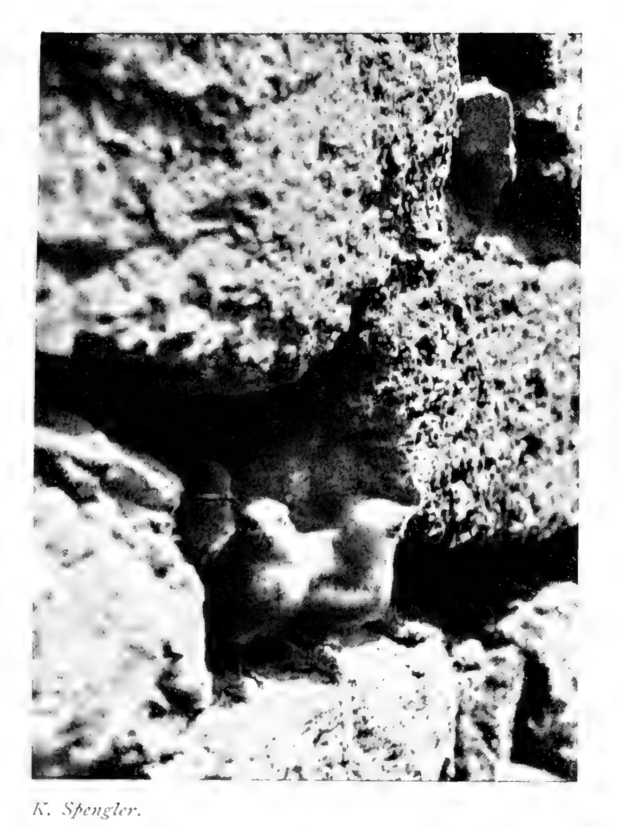
Im Osten flammt es jetzt plötzlich auf. Mit Glut übergossen ist mit einem Male der Giebel des Hauses, die hellen Ziegel stehn im Feuer, in Glut getaucht sind die Spitzen der Bäume, und im Bach oberhalb des Gartens glänzt der Widerschein der Sonne wie tiefes, heißflüssiges Gold. Das scheint den kleinen Tagesboten in den Zweigen des alten Birnbaums zu alarmieren. In zierlichem Bogen, seinen Lockruf mehrmals hintereinander rasch und munter ausstoßend, schwingt er sich mit plötzlichem Entschluß von seinem bisherigen, verborgenen Plätzchen auf den höchsten Zweig des nächsten Baumes, sitzt mit emporgehobenen Fersen und heftig rüttelndem Schwänzchen, wobei er unaufhörlich knickst und kopfnickt und die schwarzen Äugelchen munter und keck umherblicken. Ist es nur der Widerschein der Sonne, der sein Gefieder so feurig färbt? Wie frischgefallener Schnee glänzt es auf dem kleinen Köpfchen, über den dunkeln, lebhaften Augen, die mit dem auffallenden Kontrast ihrer Umgebung — blendend weiß die obere Stirn-

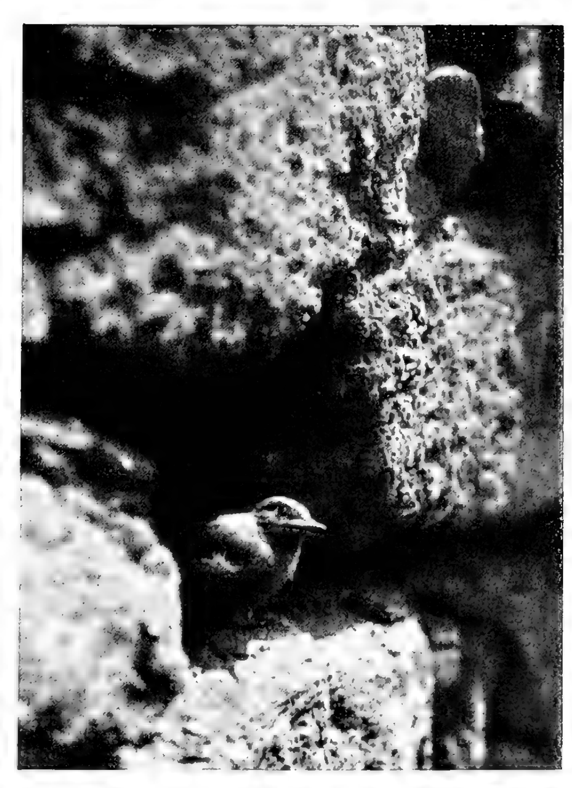




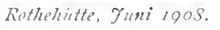
K. Spengler. *Rothehütte, Juni 1908.*

Gartenrotschwanz (links Weibchen, rechts Männchen) vor dem Nesteingang an einem Mauerloch.





K. Spengler.



Rothehütte, Juni 1908.

Junge Gartenrotschwänzchen vor dem Nest in einem Mauerloch.

hälfte, kohlschwarz die untere, sowie die Kehle bis zu der schön rostroten Brust herab, noch feuriger und fast fremdländisch wirken. — Er hat sich den erhöhten Standpunkt ausgesucht, um nun erst mit dem Vortrag seines eigentlichen Liedchens zu beginnen, zu dem alles bisher Gehörte nur die Einleitung gewesen. Das kleine Körperchen, das sich nach dem Anfliegen so lebendig gezeigt, ist zur Ruhe gekommen, das prächtig rote Schwänzchen hat das Rütteln, das feurige Köpfchen das Nicken eingestellt. Das eine der zarten, schwarzen Füßchen ist hinaufgezogen bis zum leuchtenden Weiß des Bauches. Das Tierchen sitzt still, offenbar ganz und gar der Andacht seines Liedchens hingegeben, das nun anhaltender und voller, in sanften, flötenden Tönen erklingt. Nur aus wenigen Strophen besteht es, fast ein wenig schwermütig mutet es an, durch die abwartenden Pausen, die dem rührenden Gesängchen etwas Nachdenkliches, Ernstes geben. Ein echtes Dämmerungsliedchen, sanft und träumerisch, zart und gedämpft, am hellen Tage durch die kräftigen, lauten Stimmen anderer Vögel verschlungen und übertönt, aber unendlich süß und weich, verheißungsvoll und tröstend am Morgen, wo im Zwielicht auch die menschliche Seele geöffnet und empfänglich ist für heimlich-zarte Eindrücke. Bald, schon nach einer Stunde erstirbt es im hellen Durcheinander anderer Stimmen und nur der Eingeweihte und Kenner hört in dem allgemeinen Jubel hin und wieder das Stimmchen des Gartenrotschwanz tönen, sanft und verloren wie an vergangenen Traum und Dämmerung gemahnend.

* * *

Mittag ist es geworden, die Giebelseite des freundlichen Hauses liegt im Schatten, um so schöner scheint die Sonne der letzten Apriltage über dem nach Süden gelegenen Baumgarten. Die alten Apfel- und Birnbäume scheinen ihre trockenen Äste wohlig zu dehnen in der belebenden Wärme, die jungen freun sich ihres Frühlings und Wachstums. An der Südseite des Gebäudes, die dem prallsten Sonnenlicht ausgesetzt, in blendendem Gelbweiß leuchtet, zittert ein lebendiger, kleiner Schatten auf und ab. Fast nicht zu erkennen durch die beflügelte Schnelligkeit der Bewegung ist der kleine Flieger.

Hin und wieder einen Augenblick hält er sich, die zarten Füßchen an den Leib gezogen, unaufhörlich mit den Flügeln schlagend, das Schwänzchen nach unten gebogen, um den kleinen Körper in der Balance zu unterstützen, in der Luft; er hat wohl in einer Ritze der Mauer ein paar müde Fliegen entdeckt, die vor den Aprilschauern der letzten Tage hier Zuflucht gesucht hatten. Ruckweise stößt er den dunkeln und pfriemförmigen Schnabel hinein in den Spalt, um die gesuchte Beute herauszubefördern und zu verschlingen. Dabei hält er nach jedesmaligem Schlucken einen Augenblick inne mit einem kleinen Seitenblick, ehe er weiter sucht, setzt sich auch wohl scheinbar ermüdet vor die Geranien auf die breite, einladende, schneeweiß getünchte Fensternische, wo



R. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Gartenrotschwanz, Männchen vor seiner Nisthöhle.

sein Körperchen einen zarten Schatten zeichnet und nickt und verbeugt sich, rüttelt mit dem Schwänzchen und macht einen höchst erregten und temperamentvollen Eindruck, zu dem freilich die ausgesucht eigenartige Kleidung einen großen Teil beiträgt. Da ist es nun plötzlich um die Ecke mit lautem „fuid, fuid-tick, tick" in zierlichen Bogenlinien über den Garten hinaus, hinüber an den Bach, wo es sich auf eine der alten Kopfweiden setzt und aufs neue das aufregende Gebaren von vorhin wiederholt, sich auf die Zehen stellt und der inneren Erregung durch das unruhige Spiel des ganzen Körpers Ausdruck gibt.

Diesmal aber scheint ein besonderer Grund zur Aufregung vorhanden zu sein, denn über dem kleinen Bach drüben nickt und rüttelt es ebenfalls und verrät sich dadurch als zur Familie gehörig. Anders würde man auch in dem fast grasmückenartig bescheiden gefärbten Vögelchen kaum das Weibchen unseres Gartenrotschwanz erkennen können. Es sieht weit sanfter aus als das Männchen durch die minder lebhaften Farben, die es auf die Entfernung fast grau erscheinen lassen; nur der echte Rotschwanz und das lebhafte Gebaren deuten an, wohin es gehört. Mit freudig-hellem Lockruf ist das Männchen hinübergeflogen. Das Weibchen aber hat die Einladung offenbar nicht so ernst gemeint, oder plötzlich, andern Sinnes geworden, seine Zuvorkommenheit bereut. Vielleicht auch möchte es den Bewerber mit sich locken, seine Ausdauer auf die Probe stellen? Es fliegt von seiner Weide ab, hinüber auf den nächsten Baum, von da weiter, durch niedriges Gebüsch eine Zeitlang flatternd, und endlich über den Gartenzaun in den Baumgarten, immer das Männchen nach sich lockend durch sanften Ruf und immer wieder abfliegend, sobald dieses sich nähert. So geht es eine ganze Weile fort, das Locken, Jagen, Suchen und Finden, bis endlich beide, müde geworden, sich auf einen der alten Bäume im Garten setzen, das Männchen auf die oberste Spitze, das Weibchen in einiger Entfernung davon, dem Liedchen lauschend, das er ihr von oben heruntersingt. Die Strahlen der Abendsonne liegen warm und golden auf dem Rasen, hängen in den Kronen der Obstbäume und ihrem Blätterwerk, gleiten an den Stämmen entlang. Das Männchen sitzt und singt, selbstvergessen. Das Weibchen horcht, putzt sich, macht sich ein wenig zu schaffen auf seinem Zweig und ist ganz voll Erwartung: das Nest drüben in der alten Weide ist fertig zum Bezug.

* * *

Wochen schweren Sorgens und rastloser Arbeit sind für das Pärchen verstrichen. Wenige Tage nachdem das Nest in der Weidenhöhle, schon im Vorjahre einmal bezogen, die letzte Ausbesserung erhalten, hatte das Weibchen seine Eier hineingelegt, sieben blaugrüne, zartschalige Eierchen. Sie lagen hübsch weich, denn das Innere des großen Nestes war ganz mit Federn und Haaren ausgekleidet, die der Wind über den Zaun des Geflügelhofes getragen hatte, just den Nestmaterial suchenden Eltern entgegen. Das war willkommene Gabe. Ein Flöckchen Wolle, Halme am Bach aufgelesen, Würzelchen und Moos haben es fertig machen helfen. Dann kam die Zeit des Stillesitzens. Volle dreizehn Tage saß das Weibchen, vom Männchen sorgsam gefüttert und angesungen und einmal des Tags, um die Mittagszeit, von ihm abgelöst. Wie aber wuchsen erst Sorge und Aufregung, als die sieben aus dem Nest geschlüpften Jungen die Alten von früh bis spät in Atem hielten! Unaufhörlich galt es nach Eßbarem unterwegs zu sein, um die immer hungrigen kleinen



K. Soffel. *Siebeneich, Juni 1908.*

Gartenrotschwanz, Männchen in einem Weinspalier.



R. Paul. *Juni 1908.*

Gartenrotschwanz,
Männchen mit Futter vor dem Zugang zu seiner Nisthöhle in einer Akazie.

Mägen zu füllen. Unter den Mücken und andern Insekten, die, sich ebenfalls ihres Lebens freuend, im Sonnenschein am Hausgiebel oder über den Baumkronen tanzten, wurde tüchtig aufgeräumt, manches Räupchen, das an einem Blatt oder Grashalm seine Mahlzeit hielt, wurde selbst zur Mahlzeit degradiert. Auch kleine Schmetterlinge und nicht allzuhart gepanzerte Käfer mußten dran. Das Nahrungsuchen war aber nicht die einzige Sorge. Ebenso große fast war der Schutz des Nestes. Wäre der Habicht nicht neulich über die Elster gekommen, so hätte sie sich über die Jungen gemacht. Und sie war

24*

es nicht allein, die ein Auge drauf hatte. Holzhäher aus dem Walde drüben umflogen oft das Nest und der Junge aus dem großen Hause wollte es wohl ausnehmen, wenn ihm nicht die Alten so dicht vor den Augen gewesen wären, daß er den Mut verlor, die Hand danach auszustrecken. Unaufhörlich ertönte dann das „ticktickticktick", mit dem sie um den Angreifer herumflogen und Kopf und Schwänzchen wollten noch lange nicht zur Ruhe kommen, auch als die Gefahr vorüber war.

Aber nach einiger Zeit waren die Jungen doch unversehens groß geworden und fünf von ihnen saßen heute zum ersten Male auf dem Zweige über dem Nest und schüttelten die kurzen, rötlichen Schwänzchen. Die Eltern flogen ab und zu nach Fliegen und kleinem Gewürm, um es den begierig die weiten Schnäbel aufsperrenden Jungen zu bringen. Für sie ist dieser Augenblick von aufregender Wichtigkeit, was sie durch ein womöglich noch lebhafteres Wesen als sonst bekunden. Und die Jungen scheinen es ihnen nachtun zu wollen, noch ehe sie das braungewellte Jugendkleid mit dem vielfarbigen der ausgewachsenen Vögel vertauscht haben.

Fast vorwitzig und altklug erscheint die kleine Gesellschaft, die die Neugier schon so früh aus dem Nest getrieben, wie sie da auf ihrem Zweige sitzt, das Bild kindlicher Unfertigkeit, trotzdem mit ungeduldigem Auf- und Niederschlagen des Schwänzchens, frech fordernden dunkeln Äuglein und vorlauten Schnäbelchen!

Zwei Tage später sind auch die zwei Nesthäkchen zum ersten Ausflug kräftig genug, nach noch einigen weiteren haben sie alle das Fliegen und Mückenfangen, die Freuden und Gefahren ihres Lebens kennen gelernt, die Eltern können sich ihretwegen beruhigen und zur rechten Zeit zur zweiten Brut schreiten.

* * *

Die letzten Tage des Monats August sind gekommen. Noch strahlt der Himmel in tiefem Blau, aber an den Obstbäumen im Garten hängen Büschel gelber Blätter und der wilde Wein an der Hauswand beginnt sich zu färben. So still ist es geworden. Wo vor Wochen täglich, vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung das fleißige Liedchen des Gartenrotschwanz ertönte, in den Sonnenschein hinausjubelte, oder mit dem monotonen Sang des fallenden Regens zusammenklang, liegt das Schweigen des kommenden Herbstes und kaum sieht man, durch leises Rascheln im Gebüsch aufmerksam gemacht, den kleinen Sänger mit der Nahrungssuche beschäftigt, unter dem lichter gewordenen Blattwerk flattern und hüpfen. Die Zeiten sind auch knapper geworden, Insekten und Würmchen selten und der Hollunderstrauch an der Gartenmauer ist mit seinen Beeren willkommenes Auskunftsmittel. Dort steht das Vögelchen auf einem der dünnen Zweige. Ein Rest der alten



R. Paul. *Glogau, Juni 1907.*

Gartenrotschwanz; Weibchen am Nest mit Jungen.

Lebhaftigkeit ist ihm doch geblieben, es wippt erst ein paarmal mit dem Schwänzchen und macht Bücklinge, wobei es die Äuglein munter umherschweifen läßt, bevor es eine der schwarzen Beeren mit dem Schnäbelchen ergreift und, das Körperchen fest gegen den Zweig stemmend, mit energischem Ruck zu sich herüberzieht.

Bald ist die Zeit des Wegzugs gekommen, nur nach Tagen noch zählt sein Aufenthalt. Schon sammeln sich seine Verwandten familienweise zu ihrem Zug nach dem warmen Süden. Unterwegs verweilen sie wohl noch da und dort; nicht überall nimmt der Sommer gleichermaßen rasch Abschied, an manchem Fleckchen hat er noch etwas von seiner Fülle gelassen zum letzten Genießen. Langsam rücken sie weiter, des Nachts wandernd, unter dunklem Himmel der Sonne zu. Aus allen Ländern Europas, aus dem Kaukasus mit seinen Schneegebirgen, wo der kleine Gast gleichsam als Symbol seines Aufenthalts weißgefleckte Schwingen trägt, aus dem weiten Sibirien strömen sie nach wärmeren Gegenden, auf ihrem Zug bis ins Innere Afrikas vordringend.

Naht aber ihrer Sommerheimat der Frühling wieder, so kehrt auch die



K. Soffel. *Siebeneich, Juni 1908.*

Gartenrotschwanz, Männchen in einem Weinspalier.

Unruhe des Wandertriebs bei ihnen zurück. Mangel hat sie weggeführt, unbewußtes Sehnen nach dem Ort, wo ihre Wiege stand, treibt sie wieder dorthin. Einzeln diesmal eilen sie, von linden Lüften in ihrer Frühlingshoffnung bestärkt, der nordischen Heimat zu. Noch ehe das Hoffen aller volle Erfüllung gefunden hat, sind sie da, ganz ihrem Liebeswerben und der Sorge um den künftigen Hausstand hingegeben. Die Aprilsonne scheint wieder über dem alten Baumgarten, vielleicht strecken auch die alten Veteranen noch einmal ihre Äste und Zweige der wohlig belebenden Wärme entgegen, das Männchen aber sitzt auf der obersten Spitze und versucht — daß es auch etwas hinzulerne —, seinem Liedchen den Schlag des Buchfinken einzuverleiben, der täglich zu ihm herüberklingt. Zwischen den Bäumen durch geht der Hausherr, er besieht sich seine Alten, ob sie wohl heuer noch einmal treiben? Er sieht den alljährlichen kleinen Gast nicken und schwanzrütteln und hört das Sängchen, das ihn manch traulichen Morgen geweckt zur Arbeit. Und wäre geneigt, dem kleinen Schelm zu verzeihen, auch wenn sein Bienenraub nachgewiesene Sache wäre.

Der Bluthänfling.

Von Martin Braeß.

„Thüringer Waldkonzert!" Der alte Flickschuster des kleinen Gebirgsdorfes möchte es nie und nimmer entbehren; von frühester Jugend ist er daran gewöhnt, jahraus jahrein Gesang bei der Arbeit. Drei kleine Drahtbauer sind es, welche die munteren Sänger beherbergen; an der Wand hängen sie in der Werkstatt, unweit vom Fenster. Der erste Strahl der aufgehenden Sonne streift im Frühling und Sommer die kleinen Gefängnisse, daß ihre Insassen gar fröhlich zwitschern und singen und es kaum erwarten können, bis ihr Pfleger zu ihnen tritt, sie mit Futter und Wasser versorgt und dann die Bauer hinaushängt vor das geöffnete Fenster. Das ist ein froher Gesang, vom Morgen bis Abend fast ohne Pause. Oft legt der Alte den Hammer beiseite, stützt das Kinn auf die Hand und lauscht jedem einzelnen Vogel. „Didlit" lockt mehrmals der bunte Stieglitz, dann schlägt er seine kleine, perlende Strophe mit den rasch sich folgenden Tönen „pickelnick pickelneia"; auch andere wohlklingende Touren schaltet er ein und hübsche pfeifende Laute. Dazwischen schwatzt der grüne Zeisig sein stereotypes „dididlidlideidääh", den breiten, kreischenden Schlußton so drollig in die Länge ziehend, als sei's der angenehmste Laut von der Welt. Und der dritte im fröhlichen Bunde, das ist der Hänfling, der beste Sänger unter den heimischen Finkenvögeln, der über einen großen Reichtum ansprechender Melodien verfügt und über flötende Töne. Nur die Einleitung wird etwas rauh vorgetragen und ab und zu ein paar Laute in der Mitte des wohlklingenden Lieds, das Zeugnis gibt von dem Feuer, von der Leidenschaft in der Brust des fleißigen Sängers.

Der Hänfling ist entschieden der Liebling des Alten; im vorigen Jahr erst hat er ihn gar listig gefangen im Sprenkel, das er angebracht hatte zwischen den samentragenden Hanfstauden im Garten. Anfangs war der Wildfang recht unbändig, selbst im verdunkelten Käfig; aber nach ein paar Wochen schon hatte er sich ausgesöhnt mit seinem Schicksal und lohnt nun durch unermüdliches Singen den täglich gespendeten Rübsamen und Mohn, dem von Zeit zu Zeit noch ein paar Hanfkörner beigemischt werden als Leckerbissen. Der vorige Hänfling war im letzten Frühjahr gestorben —

gesund und tot — noch eben hatte er gesungen, dann war er niedergefallen von seinem Sprungholz und war verendet. Zehn Jahre lang war er der Stubengenosse des alten Schusters gewesen; nun galt's einen Ersatz. Statt des Stieglitz, der so selbstbewußt sein prächtig geschmücktes Kleid trägt, genügt auch ein Buchfink, statt des Zeisigs wohl auch ein Gimpel oder ein Kreuzschnabel; aber ein Hänfling kann durch keinen andern Sänger ersetzt werden; er ist die Hauptkraft im lustigen „Waldkonzert" daheim in der Stube, und so mußte es wieder ein Hänfling sein. Es streifen ja im Frühling und Herbst so viele umher. Die Natur wird nicht ärmer, wenn sie einen hergibt aus ihrem Überfluß, und das Herz des einsamen Mannes wird reicher an Freude. Ein bißchen Vogelfang zur Zug- und Strichzeit, der Alte versteht sich gut darauf, und droben im Wald so mancher Häusler, dem man's nicht ansieht, daß er schon oft das Reichsgesetz übertreten.

Ein prächtiger Vogel war der Hänfling, als er im Spätsommer gefangen ward, ein richtiger „Bluthänfling", mit schönstem Karminrot auf Scheitel und Brust; bald aber verblaßte das herrliche Rot im Käfig, es ward gelblich, unscheinbar; dann mauserte sich der Vogel im Herbst, und heute ist keine Spur mehr zu erkennen von dem früheren Schmuck. Wie bei dem Kreuzschnabel ist's, da verschwindet ja auch das rote Gewand in der Stubenluft und bei der veränderten Nahrung, während der Stieglitz den roten Tupfen am Vorderkopf in der Gefangenschaft frisch erhält selbst lange Jahre hindurch. So ist der Hänfling der am schlichtesten gekleidete Musikant des lustigen Trio; aber drinnen, da wohnt's in der Brust, der leidenschaftlichste, der genialste Sänger ist er trotz des einfachen Kittels; das ganze Jahr singt er, bis auf den Monat, in welchem er mausert.

Ein eigentlicher Zugvogel ist der Hänfling nicht, wenigstens nicht in unsern Breiten; wohl vermißt man ihn hie und da selbst in gelinderen Wintern, aber in weiterer Umgebung, besonders an geschützten Stellen und an Orten, die ihm auch während der rauhen Jahreszeit einige Nahrung bieten, begegnet man ihm öfters in ganzen Scharen. Starker Schneefall vertreibt die hungernden Vögel dann wohl plötzlich aus diesem Asyl; sie streichen weiter, suchen nach schneefreien Stellen, wo sie rasten, bis ein neuer Schneesturm sie forttreibt — wohin? . . . Schnell fördert der Flug, und hie und da finden sich doch Orte, wo der Schnee nicht alles verweht hat und noch einige abgestorbene Kräuter und Stauden aus der weißen Decke herausragen mit ihren Köpfchen und Rispen voll nahrhafter Samen. Am schlimmsten freilich wird für die Vögel anhaltender Rauhreif und Glatteis; denn bei solchem Wetter sind die Ritzen und Fugen an Stamm und Astwerk verschlossen, und über dem lockeren Schnee hat sich eine feste Kruste gebildet, die dem kleinen Schnabel und den schwachen Füßen des nahrungsuchenden Vogels unüberwindlichen Widerstand leistet. Da geht so manches Vöglein



R. Paul. *Glogau, Mai 1906.*
Bluthänfling am Nest mit Jungen.

ein, das sich freute auf den kommenden Lenz, und die abgewetzten Federchen am Grunde des Schnabels legen trauriges Zeugnis ab von dem vergeblichen Kampf, den es geführt hat mit der harten Eiskruste, die ihm jede Nahrungsquelle verschloß.

Im März paaren sich die Hänflinge und suchen ihre alten Brutplätze auf. Die Kameradschaft mit den vielen Genossen, die bisher treu zusammenhielten, geht dann in die Brüche. Ein dritter im Bunde, nur ein Störenfried ist's; fort mit ihm, und sei's mit Gewalt!

Am Nestbau beteiligen sich beide Gatten, doch beschränkt sich das Männchen in der Hauptsache darauf, Material herbeizutragen und es der Gattin zu reichen, die es zu einem netten Nestchen verarbeitet. Auf die gröberen Stoffe der Außenwand folgt innen ein dichtes Geflecht aus feinen Würzelchen, mit Fäden und dünnen Halmen durchwoben; dann wird der halbkugelige Napf sorgfältig ausgepolstert mit tierischer oder pflanzlicher Wolle, auch einige Pferdehaare und Schweinsborsten werden hineingedrückt, und fertig ist die niedliche Wiege für die zu erwartende Nachkommenschaft, ein

weicher Bau, bei dem an wärmender Wolle nicht gespart ist. In der Wahl des Nistplatzes zeigen die verschiedenen Hänflingspärchen einen recht verschiedenen Geschmack; doch kehren sie in jedem Jahr gern zu demselben Baum, demselben Strauch zurück, der sich das letztemal so trefflich bewährte bei der Aufzucht der Brut. Bald steht das Nestchen nur wenig über dem Boden in einem niedrigen Wacholder-, Tannen-, Fichten- oder Taxusgebüsch, in den Beerensträuchern der Gärten, in den Ranken von Weinstöcken, auf Zweigen von Obstbäumen am Spalier, in Reisighaufen und Holzklaftern; bald ist es mannshoch in einer Weißdorn- oder Buchenhecke errichtet, in den Schlinggewächsen, welche die Laube umgeben, in einem Holunderbusch; bald aber thront es auch höher, oben in einer alten Linde oder Kastanie, in der Blätterkrone von Ahorn und Buche. Jeder Örtlichkeit weiß sich der Hänfling auf das geschickteste anzupassen, und wo Bäume fehlen, wie auf den friesischen Inseln, da baut er sein Nest in den üppig wuchernden Sanddorn, selbst in Carexbüscheln hat man's gefunden, und auf ebener Erde. Naumann berichtet von einem Nest im hohen Roggen, wo ein Büschel Halme sich kreuzten, die dem kleinen Bau trefflichen Stand gewährten, und von einem andern im Giebel eines alten Strohgebäudes. Auf heidebewachsenen Flächen bauen die Hänflinge fast am Boden im Schutze des niederen Gestrüpps, auch am Eisenbahndamm hinter einem trockenen Grasbüschel hat man schon das Nest unsers Vogels entdeckt, ja selbst freischwebend über dem Wasserspiegel zwischen Wurzeln, die vom überstehenden Uferrand herabhingen. Doch das sind Ausnahmen; der liebste Aufenthalt sind dem Hänfling Waldränder mit jungem Nadelholz, Hecken und Dornengesträuch an Wiese und Acker, Gebüsch in Garten und Park; dabei ist es ihm gleich, ob bergige Gegend, ob Hügel-, ob Flachland; überall ist der muntere Sänger bekannt in Deutschland und den angrenzenden Gebieten. Im Norden geht er hinauf bis Drontheim, an jeder geeigneten Örtlichkeit trifft man ihn in der südlichen Hälfte von Schweden und Finnland; auch Rußlands Kälte fürchtet er nicht, in der Breite von Petersburg brütet er noch an vielen Orten, nur ist er natürlich in jenen nördlichen Gebieten weniger ein Strichvogel wie im mittleren Deutschland, sondern ausgesprochener Zugvogel.

Anfang April ist das Nestchen fertig, und bald liegen auch fünf, selten sechs Eierchen darin, die denen des Stieglitz außerordentlich gleichen in Größe, Farbe und Form; auf mattem blaugrünlichem Grunde feine Pünktchen und Flecken von blut- oder rostroter, zum Teil auch schwärzlicher Farbe, namentlich am stumpfen Ende, das sie undeutlich kranzförmig umgeben. Dreizehn oder vierzehn Tage lang sitzt das Weibchen brütend im Nest. Das ist die einzige Zeit im Jahre, wo man das Männchen allein sieht; denn stets ward er bisher begleitet von der liebenden Gattin; stets flogen sie zusammen aus nach den Futterstellen, die ihnen noch vom letzten Jahre bekannt waren,

unter die Erlen am Bach, um den ausgefallenen vorjährigen Samen aufzulesen, nach der Wiese, wo es auch schon im zeitigen Lenz manches zu picken gibt, Samen von Löwenzahn, Hühnerdarm, von Ehrenpreis, Hirtentäschelkraut usw., nach dem Feld oder Garten, wo die grünen Spitzchen der auf-



R. Paul. *Glogau, Mai 1906.*

Bluthänfling am Nest mit Jungen.

gehenden Pflanzen gekostet werden, nach dem Quell oder Bach, wo ein frischer Trunk winkt, oder nach dem Rande des Waldes, wo zarte Halme und Würzelchen, nach den Pappeln und Weiden, wo weiche Wollflöckchen in Menge zu haben sind für den Nestbau. Jetzt fühlt sich das schmucke Männchen,

dessen Stirn und Brust von Woche zu Woche in immer schönerem Karmin prangen, frei, und mit andern seines Geschlechts, deren Weibchen gleichfalls dem stillen Brutgeschäft obliegen, macht es bisweilen größere Touren, selbst nach fernliegenden Feldern und Gärten. Das ist ein fröhliches, wogendes Fliegen, ein geschicktes Schwenken, ein rasches Herabschießen aus der Höhe, ein gewandtes Umkreisen der Stelle, wo sie sich dann rasch niederlassen und nun in hastigen Sprüngen am Boden dahinhüpfen oder auf den Stauden herumklettern, begierig nach allerlei Samen. Dann schwingen sie sich auch gemeinsam empor ins Geäst, immer einander lockend mit kräftigem „gäckgäckgäck"; sie setzen sich gern hoch hinauf in die Spitzen des Buschs, auf den Wipfel des Baums oder auf sonst ein freies Ästchen, und nun zeigen sie, was sie können: Flöten, Schmettern und Jodeln. Dann besinnt sich der eine wohl seiner Pflicht als Eheherr und streicht ab in bogigem Flug, und im Nu folgen die andern seinem beständigen Locken. Ein paar Augenblicke wird noch gerastet unterwegs auf den Fichten am Waldesrand; dann geht es weiter. Aber o weh, den Sperber hatten sie nicht gesehen, der im Dunkel des Geästs auf einem Fuß hockte, unbeweglich, lauernd auf Beute. In stürmischer Jagd hat er die abfliegende Schar erreicht, mit einem der langen Fänge faßt er zu; wie ein Mensch mit der Hand die Fliege ergreift, die in der Luft summt, so packt er nach einem der Vöglein. Gefangen und tot, das ist eins; denn die spitzen Krallen des Räubers dringen dem Ärmsten durch Gefieder und Haut, durch Fleisch und durch Bein in die Lunge. Eine Schwenkung, zurück in den Wald, wo der kleine Vogel gekröpft wird. Eifriges Locken führt die zersprengte Schar bald wieder zusammen, und nach ein paar Augenblicken sitzt jeder im Busch, im Baum, in der Hecke, wo verborgen das Weibchen die Eier brütet. Nur im Lebensbaum vor dem Hause da wartet und wartet die Gattin, das Unglück nicht ahnend, das sie betroffen. Wird sie allein die Jungen aufziehen, die den Eiern schon in den nächsten Tagen entschlüpfen? Wird ein ehelos gebliebenes Männchen sich zu ihr gesellen und ihre Liebe gewinnen in den Tagen der Not?

Wenn der Wonnemond einzieht, ist das große Ereignis geschehen: die Jungen sind da! Geschäftig streifen die Alten nun wieder paarweise umher, nach Futter für die Kleinen zu suchen. Reich ist der Tisch gedeckt; es gilt nur, die zartesten Samen auszuwählen, wie die vom Löwenzahn, Habichts- und Täschelkraut, von Hühnerdarm und verwandten Unkräutern. Mit den Schnabelrändern werden die Früchtchen zerquetscht und dann im Kropfe erweicht; ausnahmsweise erhalten die Jungen wohl auch einmal ein kleines Insekt. Gemeinsam fliegen die Eltern nach dem Baum oder Busch, der das Nest trägt, halten ein Weilchen Umschau von einem freien Ästchen; dann schlüpft der eine der Gatten durch das Blattwerk und füttert die Kleinen, kommt wieder hervor, und nun ätzt der andre die leise piepende Brut.

Dann fliegen sie wieder gemeinsam auf Wiese und Feld, um nach zehn oder fünfzehn Minuten von neuem heimzukehren mit Nahrung im Kropfe. So geht es den ganzen Tag von Morgen bis Abend. Ist Gefahr in der Nähe, schleicht eine Katze umher, so warten die Eltern lange, ehe sie das Nest selbst aufsuchen; erst wenn der Lärm der Amseln wieder verstummt ist und der Angstruf des Gartenrotschwänzchens, lassen sie einen sanften Flötenruf hören, den die Jungen mit leisem Zwitschern beantworten; die Gefahr ist vorbei, alles wieder in Ordnung, und die hungrige Kinderschar wird befriedigt, worauf sie so lange gewartet.

In ein paar Tagen sprossen den fast nackten Kleinen die ersten Kiele; nach einer Woche beginnen sie sich schon kräftiger zu bewegen, hin und her zu rücken, soweit es der winzige Raum erlaubt. Jetzt reckt eins das Flügelchen aus über die Geschwister, dehnt sich und streckt sich, und zehn oder zwölf Tage alt, flattert die kleine Gesellschaft heraus aus dem Nestchen von Zweig zu Zweig bis hinauf in die Krone des Baums, wo sie nun unaufhörlich mit bittendem Tone nach Futter ruft. Es dauert nicht lange, so folgen sie den Eltern nach den Beeten im Garten, an den Feldrain, zur Wiese, und lernen es selbst, vom Boden die kleinen Sämereien zu picken zwischen Melden, Lichtnelken und Labkraut, Stellarien und Potentillen, oder setzen sich wohl auch schon auf eine Doldenpflanze, eine Komposite und untersuchen die Blüten nach den saftigen Körnchen. So werden die Kleinen anderthalb oder zwei Wochen lang von den Eltern geführt; sie lernen die ganze Gegend kennen, freunden sich an mit den Kindern anderer Hänflingsfamilien, mit jungen Finkenvögeln jeder Art, sind bald hier und bald da und verschwinden schließlich aus der Gegend, wo ihr Nestchen gestanden. Mit Vorliebe suchen sie jetzt die Felder auf, wo der Sommerrübsen reift, auch Kartoffel- und Rübenstücke, wo stets viel samentragendes Unkraut wächst zwischen den Nutzpflanzen; flatternd lassen sie sich aus gleichem Grunde wohl auch nieder im hohen Getreide. Die Eltern aber sind noch an die Scholle gebunden; sie schreiten zur zweiten Brut, die gewöhnlich um die Mitte Juli flügge wird. Anfang August sind sie erlöst von allen Elternsorgen, es müßte denn sein, daß eine der beiden Hecken vorzeitig zugrunde gegangen, wodurch die ganze Kleinkinderwirtschaft sich um Wochen hinausschiebt.

Nun kommt der Herbst mit seinen Freuden. Nahrung im Überfluß, warm noch die Luft, und golden scheint die Sonne herab vom tiefblauen Himmel. Da geht dem kleinen Sänger noch einmal das Herz auf, sobald die Mauser glücklich überstanden; er sitzt auf dem Lebensbaum oder der Zypresse des Friedhofs, in der Schonung auf einer der Fichtenspitzen und singt und flötet sein Liedchen aus voller Brust, selbst spät noch im Herbste. Dann fliegt er der Schar seiner Genossen nach, mit denen er sich vereinigt hat zu fröhlicher Fahrt durch das Land, von einer Feldmark zur andern, vom Waldrand zu den

hohen Erlen am Bach, vom Stoppelfeld nach dem Krautacker. Jetzt mischen sie sich mit Zeisigen, dann wieder mit Grünfinken, eine Strecke weit ziehen Feldsperlinge mit, und dann wieder sind's Stieglitze oder Buchfinken, denen sie sich ein Weilchen anschließen. So geht es hin und her, bald hier und bald da: ein sorgenlos Völkchen, diese kleinen gefiederten Sänger. Naht dann der Winter mit Schnee und Eis, so werden von vielen mildere Striche aufgesucht, aber eine große Anzahl hält doch tapfer aus auf ihrem Posten. Seid unverzagt! Wo jetzt die Erde in Frost erstarrt, da sproßt nach kurzer Zeit doch wieder junges Grün, und wo der Ast der Zypresse sich neigt unter der Last des Schnees, wie bald wird er wieder euer Nestchen tragen mit all seinem Glück im verborgenen Winkel!

Der Haussperling.

Von Martin Braeß.

Vor Jahren waren es nur ein paar elende Hütten, die an den Talhängen standen. Ärmlich gekleidete Kinder tummelten sich zwischen angepflöckten Ziegen auf der Wiese, die man dem Walde abgerungen hatte, während die Männer und Frauen mit schwerer Holzarbeit beschäftigt waren im Forst. Der Hieb der Äxte hallte wider von einer Wand des Gebirgstals zur andern, daß er selbst das schnurrende Trommeln des Schwarzspechts übertönte, der hoch oben am verdorrten Zacken der einzeln stehenden Kiefer seine Künste zum besten gab.

Der Bau einer Schneidemühle war dann das erste große Ereignis, das die Gemüter der Waldbewohner bewegte. Bald folgte der Straßenbau durch das Tal; eine Holzschleiffabrik entstand, feste Arbeiterhäuschen schossen an dem Rand der Straße hervor, ein Wirtshaus und weiter oben am Saum der Fichten und Tannen ein gastliches Wohnhaus für die Sommerfrischler, die so gern die drückende Schwüle der Ebene, den Lärm der Großstadt auf ein paar Wochen vertauschen mit der frischen, harzreichen Luft, mit der majestätischen Ruhe des Hochwalds.

Verkehr talauf und talab. Die alte Tanne, deren Wurzelgeflecht das schäumende Wasser benetzt, schüttelt den greisen Wipfel: die Welt ist anders geworden; wo der Fuchs durch den Tann schnürte, wo der stattliche Sechzehnender durchs Geäst brach, wo man im Frühling dem Balzen des Auerhahns lauschte, da knallt heute die Peitsche des Fuhrknechts, welcher die Bretter talab führt, die traurigen Reste meiner Genossen, mit denen ich Zwiesprach hielt im Brausen des Sturms — wie bald kommt die Reihe an mich! Flinke Rosse bringen auf der mählich steigenden Straße bunte Gesellschaft aus der Ebene herauf, die Stille des Waldes zu stören, und selbst die Wiese, an deren Anblick die Zeit mich gewöhnt hat, sie muß grauem Ackerland weichen, hier und dort hinter den Häusern; niedrige Halme, so dürr und so hohl, statt himmelanstrebender Fichten und Tannen, die einstmals hier standen!

Auf den untersten Ast der klagenden Tanne hat sich ein Vogel gesetzt, ein kleiner, plumper Gesell, dickschnäblig, mit düster aschgrauem Scheitel, mit weißlichen Wangen und tiefschwarzer Kehle, sonst bräunlich und grau —

die Tanne sah ihn noch niemals. „Was du schimpfst," so ruft er in scheltendem Tone, „versteh es, wer will; seit gestern bin ich hier oben, und es gefällt mir, ich bleibe, so lange mir's paßt!" Und mit schnurrendem Flug flattert er nieder zur Straße, wo auch sein Weibchen sitzt und im Miste der Pferde mit dem Schnabel herumhackt, nach unverdauten Körnern zu suchen. Dann flattern sie hin vor das Wirtshaus und kosten den Hafer, den die Braunen in der Krippe zurückließen. „Dieb, Dieb," schilt der eine Vogel den andern; „Schelm, Schelm, der du bist," erhält er zur freundlichen Antwort; dann lassen beide sich's schmecken. Da tritt der Wirt in die Türe. „Sieh, Spatzen! wer hätt' es gedacht; die ersten, die ich hier sehe! Habt ihr den Weg gefunden vom Städtchen herauf bis zu uns? Ich freu mich; gute Bekannte, die ich immer vermißte. Ihr gehört zu Ausspann und Krippe, wie das Tüpfel zum i. Da, noch ein paar Körner zur Feier des Einzugs!"

's war schon ein älteres Pärchen. Im letzten Gut vor dem Städtchen drunten im Tal hatten sie seit Jahren gebrütet, hinter der Wasserrinne am Wohnhaus, in einem Gerüstloch der Mauer, auf einem Balkenkopf unter dem schützenden Dach, einmal auch in den Taubenverschlägen, und einmal drinnen im Reisig des Storchennests auf der Scheune; aber heuer im Monat April, als sie schon Heu, Halme, Federn und Werg hinter den Holzverschlag zusammengetragen, erschien eine Stange und zerrte alles heraus. Ein zweiter Versuch ward gleichfalls vereitelt — warum hatten die Genossen im vorigen Jahre den Frieden der Schwalben gestört, die nun einmal des Gutsherrn Lieblinge sind! Hätten sie nicht so liederlich die Lappen und Fäden und ganze Büschel von Halmen aus dem eroberten Neste vorschauen lassen, wer weiß, ob's der Hausherr gemerkt! So hatte er sich geschworen: „Ich wehre nun jedem Spatzen, wo ich's nur kann, sein Heim bei mir aufzuschlagen; sie vertreiben mir Schwalben und Stare, das Hausrotschwänzchen, Bachstelze und so manchen andern Vogel!" Natürlich glückt' es nur halb. Hier brütete nach wie vor eine Spatzenfrau in einem versteckten Winkel an der Hinterseite des Stalls, dort saß ein Männchen ungestört weiter über den Eiern hoch oben in der runden Öffnung am Giebel, bis wohin die grausame Stange nicht reichte, und ein drittes und viertes Ehepaar hatte den Holunderbaum sich gewählt, der auf dem Schutthaufen steht an der Mauer, von keinem beachtet. Doch unser Pärchen zog aus, als auch der dritte Versuch, ein Heim zu gründen, mißlang, und einige andere mit ihm, Männlein und Weiblein. Wohin? Sie wußten's nicht recht. Sie flogen der Straße entlang von einem bräunlichen Haufen zum andern und ließen sich's schmecken, was als Bettlergabe die Pferde so manchem Hungrigen spenden. Bald nahm der Wald sie auf, ohne daß sie's recht merkten.

Unser Pärchen war jetzt allein; die andern hatten schon längst die Straße verlassen, waren nach links oder rechts in die grünenden Saaten ge-



R. Hilbert. *Rathenow, Mai 1907.*

Haussperling beim Nestbau im Starkasten.

schwenkt und hatten den Vetter besucht, den Feldsperling mit dem kupferroten Käppchen und den zwei weißen Streifen am Flügel. Das einsame Pärchen aber konnte jetzt nur vor- oder rückwärts, zu beiden Seiten der Straße stand schweigend der Forst. Wohin? Es war gleich; sie hatten die Richtung verloren und flatterten weiter talauf. Wo frischer Pferdemist winkte, da rasteten sie auf der Reise; ein Glück nur, daß der Sperber, der gestern Abend hier das Rotkehlchen griff, als es eben sein Lied gesungen, die Heimatlosen nicht packte. Einen Junghasen hatte der Räuber gekröpft, und darum saß er jetzt satt und träg im Geäst. Lustiger Peitschenknall trieb die Vögel schneller die Straße entlang; jetzt noch eine Wendung: „Seid uns gegrüßt, ihr gastlichen Stätten der Menschen! Nehmt uns Fremdlinge auf, uns arme Vertriebenen! Hier, wo die Pferde halten vor dem stattlichen Hause, wo der goldene Hafer umherliegt, da kehren wir ein. Noch ein Bissen zum Nachtmahl, und dann schnell zur Ruhe in den Bretterverschlag durch das Loch hier!"

Am nächsten Tage ward Haus und Hof, ward Garten und Stall gar gründlich besichtigt; man traf so manchen Bekannten: das Hausrotschwänzchen am Dach trug sein klirrendes Lied vor, in ein Astloch im Baumstamme schlüpfte das bunte Gartenrötel zu den piependen Jungen, und das Starenpaar brachte den bald erwachsenen Kleinen einen Maikäfer nach dem andern von dem Eichenbestand her, weiter unten am Bach. Keine Zeit war mehr zu versäumen; nicht lange wählen! Der Platz hinter dem Wirtshausschild deucht ihnen recht für das Nest. Man braucht von dort nur hinabzufliegen, so sitzt man schon an der Krippe und wird gefüttert und getränkt von dem Hausknecht, und den Pferden gönnt man ihr Teil, die ja auch dem gefiederten Völkchen so freigebig spenden auf Straßen und Wegen. Hurtig geht's an die Arbeit. Eine große Menge von Stroh und Heu, von Fäden und Wolle, ferner Haare, Borsten und Federn, wie schnell ist's zusammengeschleppt; nach einem Tage schon welch ein stattlicher Haufen! Aber es ist auch alles so leicht zu haben; kein Suchen, nur Wegnehmen, und mit schwankendem Flug die widerstrebenden Federn und Halme in den Winkel befördern! Haare vom Pferd, von der Kuh, Borsten vom Schwein, selbst Haar von der Großmagd, die in der Früh einen öligen Wickel den Winden preisgab — im Flug erhaschte der Spatz die willkommene Gabe —, ferner Federn von Gänsen, Enten, Hühnern und Tauben: alles ist hier zu haben, um den Napf weich und warm auszupolstern, sorgsam und nett, ein molliger Winkel für die niedlichen Eier und später die Jungen. Nur von außen sieht das Nest wild aus, so ruppig, so liederlich — die langen Halme von Stroh und von Heu flattern unter dem Wirtshausschilde hervor gar lustig im Winde; innen aber ist der Napf ganz sauber gerundet, und Federn und Wolle sind in der Wandung

gleichmäßig verteilt. Am dritten Tage ist alles fertig, und das erste Ei wartet im Nest auf Gesellschaft.

„Einmal mag's sein," denkt der Gastwirt, „zudringliches Gesindel, läßt man euch ruhig gewähren, nehmt ihr von allem Besitz! Doch es sei! In acht Tagen ist Pfingsten, da kommt, wie alljährlich, der Professor herauf, der den Vögerln ihren Gesang ablauscht und zierlich in Noten setzt; da kann er's gleich sehen beim Willkomm': Spatzen hat sie nun endlich auch, die „Schweizermühle"; von dem Wirtshausschild weht die Fahne der neuen Bewohner lustig herab!" Und der Professor kam, und bald war in seinem Fachblatt zu lesen, von den fünf oder sechs Orten, die er voriges Jahr in der Umgebung der Stadt als „spatzenlos" namhaft gemacht, sei die Schweizermühle fortan zu streichen. Dreimal habe in diesem Jahre ein Pärchen am Gasthof gebrütet, ein anderes habe hinter der Holzverkleidung am Giebel der „Pension" zweimal Junge gehabt, ein drittes Paar hier, ein viertes dort. „Das Spatzenherz," hieß es, „liebt die Getreidefelder. Wo es solche nicht gibt, wo ein Ort eingeschlossen wird von ausgedehnten Wäldern, da darf uns das Fehlen des Sperlings nicht wundern. Hier in der „Schweizermühle", da fand sich bis zu diesem Frühling auch nicht ein einziger Sperling. Aber manches Haus ist im Laufe der Zeit entstanden, manchem Garten, selbst kleinen Feldern hat der herrliche Wald weichen müssen unten am Anfang des Orts; so findet der Sperling schon seine Nahrung. Und was weiter beachtenswert, der Wagenverkehr ist stärker geworden im Laufe der Zeit. Der Sperling mag den Pferden gefolgt sein; wenigstens lebt er hier fast ausschließlich von den Körnern, die für diese bestimmt sind, und von den unverdauten Resten im Miste der Pferde, wie er so reichlich auf den Straßen herumliegt, wo viel Fuhrwerk verkehrt." Und dann war am Schluß noch ein gelehrter Absatz zu lesen von „Symbiose" zwischen verschiedenen Tieren; „in unserm Fall, zwischen Sperling und Pferd, zieht nur der Vogel den Vorteil".

*   *
*

„Allerweltsvogel" — auf keinen unter der gefiederten Schar paßt das Wort besser, als auf den Haussperling. Wie die Maus und die Ratte, wie die Stubenfliege, so ist er dem Menschen gefolgt, wohin immer es sei. Im höchsten Norden Europas, selbst jenseits des arktischen Kreises kennt ihn der Norweger und Schwede, der Lappe und Russe; geduldig zahlen sie ihm den Tribut von der kärglichen Ernte, den er mit Ungestüm fordert. Auch den sibirischen Winter fürchtet er nicht; mit dem Ackerbau hat er weite Länder im nördlichen Asien erobert, den Etappenstraßen der Kosaken soll er vielfach gefolgt sein, ebenso bewohnt er die mittleren Teile dieses Erdteils

und den äußersten Süden. Keinem der Mittelmeerländer fehlt unser Hausspatz, auch nicht denen der afrikanischen Seite; überall glaubt er im Feldbau einen Wink des Menschen zu sehen, überall nimmt er teil an den Segnungen seiner Kultur.

Freilich ist es nicht immer genau unser mitteleuropäischer Hausspatz, sondern klimatische Farbenabweichungen, sowie selbständige Unterarten machen sich geltend; der sog. „spanische" Sperling ist nicht ganz der „italienische" — die Männchen haben einen kastanienbraunen Scheitel und starke schwarze Striche an den Bauchseiten (Spanischer Spatz), oder diese Teile sind ungestrichelt (Italienischer Spatz); die Weibchen sind unsern Sperlingsweibchen gleich — und der im fernen Osten, der sog. „indische", ist wieder etwas anders, namentlich kleiner. Diese und noch weitere Abarten kommen in vielen Ländern auch neben unserm eigentlichen Hausspatz vor; sie alle bilden Verbände und Gesellschaften und verbastardieren wohl auch. In andern Ländern läßt sich unser Haussperling durch etwas ferner stehende Formen vertreten, wie in Ostsibirien, Zentralasien, Japan und China. Aber als Kosmopolit hat sich unser Spatz auch die Neue Welt erobert. Freilich sein schnurrender, bald ermüdender Flug würde ihn niemals über den „großen Teich" getragen haben, der die beiden Welten voneinander trennt; Auswanderer, die drüben den heimatlichen Spatz vermißten, deutsche Kolonisten, denen der neugegründete Hof, das mit eigener Hand bestellte Getreidefeld noch immer etwas Fremdartiges hatten, weil der Spatz fehlte, der muntere Spatz, dessen schlimme Eigenschaften man vergaß in der Ferne, ließen sich bei passender Gelegenheit wiederholt größere Mengen dieser gemütlichen Burschen samt ihren besseren Ehehälften aus der Heimat senden. War das eine Freude im wilden Westen! Die Spatzen konnten es nicht erwarten, bis sie endlich befreit wurden aus dem engen Gefängnis, in dem sie eingekerkert waren während der langen See- und Eisenbahnfahrt, und die Ansiedler waren zu Tränen gerührt, als sie wieder ein Stück Heimat sahen in der Gestalt des Sperlings, als sie sein schnarrendes „Terrrr", sein vielfach moduliertes „Schilp" vernahmen; siie streuten den lieben Boten aus der Heimat Hafer und Weizen hin und schützten sorgsam das Nest und die Brut. Und es ging ihm gut, dem Sperling im fremden Land, besser als den meisten Menschen, die in der Neuen Welt ihr Glück finden wollen, das die Heimat ihnen versagt hat.

Alljährlich nahm das Spatzenvolk an Zahl zu, Hunderte, Tausende und gegenwärtig wohl viele Millionen. Die ersten Paare hatte man im Jahre 1850 nach den Vereinigten Staaten gebracht, und diese Einführung dauerte — natürlich mit manchen Unterbrechungen — bis zum Jahre 1881, wo endlich die weitere Einfuhr verboten ward, nachdem sich der Sperling ganz enorm vermehrt hatte und in den westlichen Staaten in ebenso riesigen Mengen anzutreffen war, wie in der östlichen. Zu spät kam die Einsicht; man

klagte über den Schaden an Feldfrüchten und Obst; namentlich schien mancherorts der Pfirsich- und Weinbau ernstlich gefährdet. Dazu hatte der Sperling manchen nützlichen Vogel aus Garten und Feld vertrieben, und die eignen Landsleute sahen sich genötigt, gegen das unverschämte „Spatzengesindel“ vorzugehen. Vergeblich! In weiten Ackerbaudistrikten Amerikas und in allen großen Städten ist der Haussperling heute ein ebenso gemeiner Proletarier, wie in seiner mitteleuropäischen Heimat. „Ubi bene, ibi patria“, das ist das Losungswort des „Allerweltsvogels“. Von Australien und von Neuseeland gilt dasselbe. Auch dahin hat der Kolonisten Liebe zur Heimat den Spatz gebracht; auch hier hat er sich vermehrt in den neu angebauten Ländern, auch hier ist er ein unzertrennlicher, zugleich ein höchst lästiger Gefährte des Ackerbauers geworden, und dieser klagt: „Die ich rief die Geister, werd' ich nun nicht los!“

„Und das Gevögel mehre sich auf Erden!“ so sagte der Schöpfer. Das Spatzenvolk ist es, das diesem Befehl ganz besonders gewissenhaft nachkommt von altersher bis auf unsere Tage. Könnte man all die leichtbeschwingten Scharen zählen: in Dorf und Stadt, überall wo Menschen wohnen, ist es die Sippe der Spatzen, der ohne Zweifel der größte Teil der gefiederten Welt, weit über die Hälfte, angehört, wenigstens in Mitteleuropa. Sieh nur, wie sie herumhüpfen im Straßengewühl der Großstadt, wie sie sitzen auf allen Fensterbrüstungen, auf allen Vorsprüngen der langen Häuserzeile, wie sie mit lautem Geschilp in den Dachrinnen sich herumtreiben, dann hinab nach dem Denkmal fliegen am Platz, sich dem ehernen Reiter auf den Helm setzen und dem Löwen, der furchtbar den Rachen öffnet, direkt auf die Nase. Geh' zu dem Brunnen am Markt, wo die Seeungeheuer das Wasser speien in die granitene Schale: Sperlinge hocken in Massen am Rand und nehmen ein Bad; geh in die Vorstadt mit ihren Villen und Gärten: Scharen von Spatzen vergnügen sich in jedem Gebüsch — ein Heidenspektakel; wandre weiter hinaus an die Grenze der Großstadt, wo vor dem Wirtshaus die Botenfuhrleute halten, ihre Pferde zu stärken mit Heu und mit Hafer, sich selbst mit Branntwein und Bier: zu Hunderten hier die braungrauen Burschen auf Krippe und Zaun, am Boden zwischen den Füßen der Rosse, trinkend am wassergefüllten Eimer, sich badend im Staub. Und nicht anders im Dorf; Höllenlärm in der alten Linde am Dorfplatz. Wieviel mögen's schon sein, die im Dunkel des Blattwerks sich zanken, so häßlich schelten und kreischen; und doch ziehen immer noch mehr herzu, von allen Seiten die lieben Nachbarn. Wo's etwas neues gibt, am liebsten ein kleiner Skandal, ein ehelicher Zwist, da sind sie gleich bei der Hand. Im zeitigen Sommer sind die Kirschalleen von den lästigen Spatzen belagert; später wenn die Getreideernte im Gange, schwarz wimmelt es dann bisweilen auf den zusammengestellten Garben und Feimen; im Herbst werden die Weinberge geplündert, und im Winter —



Dr. Bethge. *Poritz, 7. März 1906.*

Futter suchende Haussperlinge; links Männchen, rechts Weibchen.

auch dann ganze Scharen von Spatzen in Dorf und in Stadt, vor den Scheunen bettelnd, in allen Gassen nach einem Bissen ausspähend. Hungern muß mancher, gewiß! Verhungern wird keiner der Spatzengesellschaft so leicht, dazu sind sie zu klug und zu frech.

Die Vermehrungsfähigkeit des Spatzenvolks ist kolossal. In allen Monaten der wärmeren Jahreszeit gibt es bei ihnen im Bau begriffene und eben fertig gestellte Nester, solche, in denen erst ein paar Eierchen liegen, und solche, wo Vater oder Mutter bereits eifrig auf dem vollen Gelege sitzen. Meist sind es fünf oder sechs, bisweilen auch sieben Eier, denen man es nicht ansieht, daß nur gemeine Proletarier ihnen entschlüpfen, so zierlich nehmen sich die vielgestaltigen Fleckchen, Punkte und Spritzer auf dem matt abgetönten Grunde aus. Hier sind die Eltern schon eifrig an der Arbeit, den Jungen zarte Räupchen, später auch härtere Käfer zu bringen; beim Nachbar flatterte gerade das letzte Nesthäkchen aus der Kinderstube heraus, während dort die bettelnden Kleinen von Vater und Mutter statt wie bisher mit aufgequelltem Gesäme bereits mit Schnabelhieben traktiert werden: Geht nun

und helft euch selbst; wir haben andre Gedanken! Vierzehn Tage nach dem Ausfliegen der ersten Brut hat das Weibchen wieder fünf oder sechs Eier im Nest, die es nun abermals eifrigst bebrütet, wobei ihm Papa Spatz tüchtig helfen muß.

Ist auch diese Generation selbständig geworden, so geht es sofort an die Vorbereitungen zu einer dritten Brut; ja die meisten Weibchen wenigstens die erfahreneren, begnügen sich auch damit noch nicht, sondern bringen noch ein viertes Mal in der Saison ein halbes Dutzend Eier zur Welt. Ehe die Tage merkbar abnehmen, sind auch diesen die nackten Jungen entschlüpft; Insekten gibt es noch für sie in Hülle und Fülle, und wenn die Kleinen dann auf ihren ersten Ausflügen auch nicht mehr mit den Leckerbissen der Spatzenkinder, süßen Herzkirschen und saftig weichen Getreidekörnern, gefüttert werden können, es gibt doch so mancherlei Samen, der auch gut schmeckt, wenn ihn die Alten ein wenig erweicht haben, Kohl- und Rübsamen z. B., und auch an das harte, reife Getreide gewöhnt man sich bald. Weizen wird besonders bevorzugt, aber auch Hafer und Gerste wird gern gefressen. So wachsen die kleinen Schreihälse ziemlich schnell heran, sie flattern schon ganz selbständig in den Weinbergen herum und verstehen es, die reifsten Beeren sich auszusuchen und von ihrem süßen Fleisch zu kosten. Kommt dann der naßkalte Spätherbst, der erste Schnee und grimmige Kälte im Winter, so sind auch sie, die Spätgeborenen, nicht schlechter daran, als die Geschwister einer früheren Brut. Das warme Federkleid ist ihnen schon seit Wochen gewachsen, an jede Speise sind sie gewöhnt, und wenn ihnen auch noch manche Erfahrung fehlt, die Spatzengesellschaft bleibt ja beieinander; die Jugend lernt vom Alter — und Spatzenjugend begreift schnell, ja manches schneller, als sie eigentlich sollte, die richtige Straßenjugend! Daß es zwei Geschlechter gibt — Männchen und Weibchen — das weiß der vorwitzige Straßenjüngling schon, wenn er kaum vier Monat alt ist. Noch verraten die gelben Schnabelwinkel seine Jugend, und doch sucht er schon anzubändeln mit den jungen Töchtern der Spatzengesellschaft — ein Milchgesicht, das schön tut mit den kleinen Mädchen im Flügelkleide. Er setzt sich in ihre Nähe, beißt seine Brüder weg und jagt und treibt die Umschwärmte wohl stundenlang durchs Geäst, durch Hof und Garten, bis sie beide erschöpft sind. Ja es mag, wenn schon ausnahmsweise, auch einmal vorkommen, daß diesjährige Vögel noch im Spätsommer zur Brut schreiten; häufiger aber läßt sich solch junger Bursche noch im Hochsommer mit einem älteren Weibchen ein, dem der Gatte vielleicht treulos geworden. Beim Bau des Nestes braucht er nicht zu helfen, das ist längst fertig schon seit dem Frühjahr — er heiratet gewissermaßen hinein in die Wirtschaft, aber brüten muß er mit, still sitzen, wenn seine Altersgenossen sich neckend umhertreiben, und Futter muß der junge Vater dann auch herbeischleppen, wenigstens in der ersten Zeit. Später streikt er ge-



R. Hilbert. *Rathenow, Mai 1907.*

Haussperlinge vor ihrem Nest im Starkasten.

wöhnlich, und die Mutter hat dann die Schar der Kleinen allein auf dem Halse. Sie sieht am Schluß der langen Brutperiode sehr unvorteilhaft aus: der Bauch ganz kahl infolge des langen Sitzens auf den Eiern, das immer von neuem wieder begann, und auch das übrige Gefieder an den Seiten und auf dem Rücken bestoßen und abgenutzt, als sei es von Schmarotzerinsekten benagt, was gewiß häufig auch der Fall ist, trotz aller Staub- und Wasserbäder, die man stets ausgiebig gebraucht.

Der Magen und die Liebe, das sind die beiden Pole, um die sich das ganze Leben des Sperlings bewegt. Nach Sankt Veltenstag, so sagt man, dürfen die Spatzen ans Heiraten denken; da ist es dann fast ausschließlich die Liebe, die das Herz von Männlein und Weiblein erfüllt, selbst das Fressen wird mitunter vergessen. Aber treue Gattenliebe, an der so viele unserer gefiederten Freunde oft in rührendster Weise festhalten, kennt das Spatzenvolk nicht oder nur ausnahmsweise. Gewiß, das Männchen kämpft heftig mit seinem Nebenbuhler, die Federn fliegen herum, und die beiden Kämpen wirbeln kreischend herab vom Dach und vom Baum, um noch auf dem Boden sich weiter zu beißen und zu balgen; manchmal ist's ein ganzer Knäuel wütender Vögel, der da im Staube herumkollert, und selbst das zarte Geschlecht wird häufig mit handgemein. Aber während sie so kämpfen, wendet das umworbene Weibchen seine Gunst einem andern Spatzenherrn zu und genießt das süße Gift verbotener Liebe in vollstem Maße. Wer der natürliche Vater ist zu den Eiern oder den Kindern im Nest, das läßt sich in sehr vielen, vielleicht in den meisten Fällen überhaupt nicht feststellen; die Mutter wird's selbst nicht wissen. Aber einen Dummen findet sie immer, der mit ihr sich ins Brutgeschäft teilt und dann eifrig die Kleinen mit füttert, wenn sie piepen nach Nahrung.

Auch die Männchen treiben's nicht besser als ihre Damen, eine verlotterte Bande! Die Jungen sind noch nicht flügge, da machen die Väter schon wieder einer andern Spatzenschönheit den Hof, die auch verlassen ward von ihrem untreuen Gatten. Katzbalgereien, Schelten und Schimpfen von neuem, bis endlich das volle Gelege wieder im Nest. Häufig hält's der Liebhaber nicht mal so lange bei seiner neuen Liebe aus; sie mag sich, denkt er, für den Kleinkinderkram einen andern ihrer vielen Bewerber zulegen, und weg ist er — schnurstracks wieder bei seinem früheren Weibchen, das unterdessen, unterstützt von Onkeln und Tanten, von Vettern und Basen, von Hausfreunden, die sie umschwärmen, die Jungen herangefüttert hat. Das ist dann wieder ein Buhlen und Werben um neue Liebe: „Sieh mich nur an, wie schön ich bin, wie groß und wie stark!“ Und der kleine Kerl bläht sich auf wie ein Frosch, hebt den Schwanz, läßt die zitternden Flügel hängen, daß sie am Boden den Staub aufwirbeln, und nun tanzt er auf eingeknickten Beinen um seine Angebetete herum, dreht und wendet sich, trippelt und hüpft und

wirbelt sich wie ein Kreisel. Erst leise: „Drie, drie, drie", dann aber laut: „Treng treng dell dell schilk demm derrr . . ." So oder ähnlich schreit er dazu und rückt dem Weibchen immer mehr auf den Leib. Dieses aber sagt gar nichts; doch plötzlich faßt es den zudringlichen Werber beim Schopf und schüttelt ihn tüchtig ab, daß er laut schreit. Mit Anstrengung aller Kraft zerrt ihn die rauflustige Schöne durch den Staub und läßt ihn erst frei, nachdem sie seinen Kopf noch ein paarmal fest gegen den harten Boden geschlagen. Das ist deutlich genug, und über die Gefühle des Weibchens nicht mehr im Zweifel, schlägt sich der Bursche durch die Büsche und schimpft noch ein Weilchen, um dann sein Glück bei einer andern zu versuchen. Diese versteht es, das verliebte Männchen in ganz raffinierter Weise zu reizen, daß es vor Lust und Begierde fast vergeht; immer wieder erlaubt es ihm, sie zu berühren, ja selbst auf ihren Rücken zu hüpfen, aber sofort weicht sie dann einen Schritt seitwärts, bis sie nach langem Spiel sich endlich ergibt.

* *

*

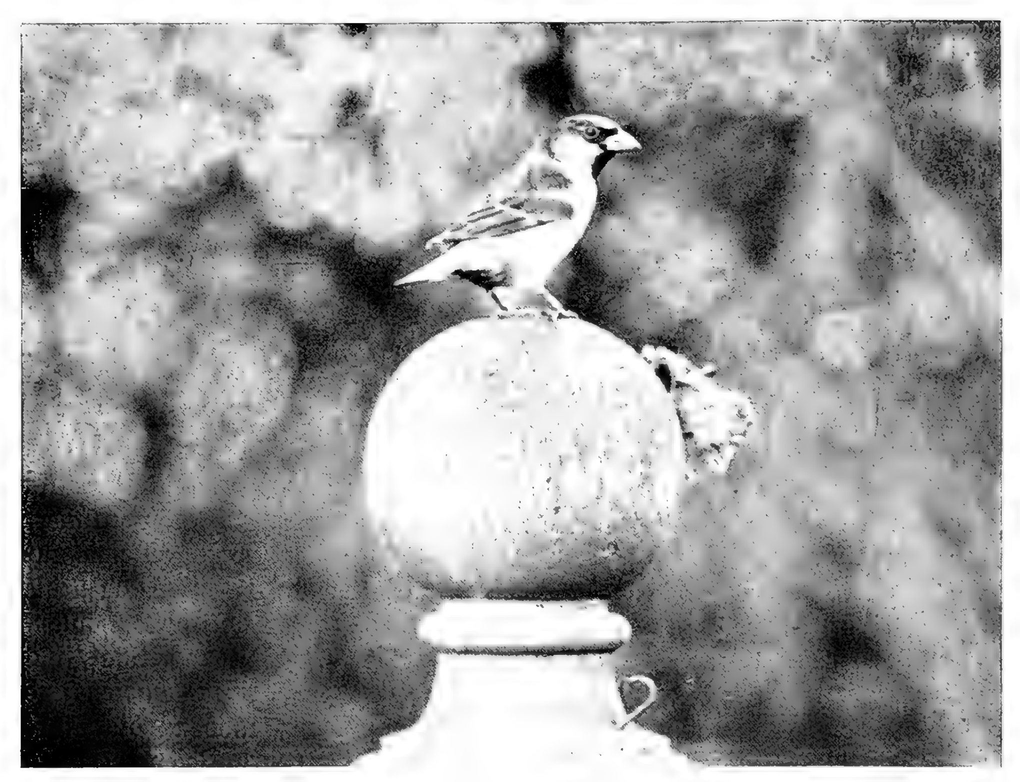
Die Liebe und der Magen. Ja, was gut schmeckt, das weiß Freund Spatz, der Schlingel, zu schätzen; lüstern ist er auch nach dieser Richtung über die Maßen. Die zartesten Teile aus den Blüten der Obstbäume, Triebe von Früherbsen, die jungen Herzblättchen eben gepflanzten Salats oder Kohls, die noch in der Milch stehenden Samenkörner des jungen Weizens und Hafers, die süßen Johannisbeeren — was gibt es doch alles für Leckereien, jede Woche etwas Neues, woran sich der kleine Gourmet nach Herzenslust delektiert. Aber der liebste Monat im Jahr, das ist ihm der Juli, wenn die dunkelroten Kugeln so verheißungsvoll, so lockend hervorschauen zwischen dem Blattwerk des Kirschbaums. Der arme Hütejunge hat sich vor lauter Eifer bald die Beine abgelaufen in der Kirschplantage; aber sobald er an dem einen Ende der langen Baumreihen mit seiner Holzklapper ankommt, sitzen die Diebe schon wieder in Scharen auf den Bäumen am andern Ende und in der Mitte. Ja schließlich haben sie sich an den Höllenspektakel der hölzernen Hämmer so gewöhnt, daß nur noch Neulinge und besonders ängstliche Gemüter auffliegen, die meisten aber ruhig sitzen bleiben und weiter von den wohlschmeckenden Früchten picken und kosten. Die Spatzen sind zwar nicht die einzigen zweibeinigen, oder besser gesagt, gefiederten Freunde des Kirschbaums; Amseln und besonders die Stare haben dieselbe Passion, der farbenprächtige Pirol und auch der dickköpfige Kernbeißer, der jedoch das Fruchtfleisch verschmäht und den Kern knackt, um den Samen zu fressen, ferner Krähen und ihre Verwandten, Elstern, Dohlen und Markolf im bunten Wams, der Eichelhäher. Aber den größten Schaden richten doch die Spatzen

an, weil sie gewöhnlich in ganzen Heerscharen einfallen, wenigstens setzt der Pächter das meiste auf ihre Rechnung. Während nämlich die Amseln, Pirole und alle größeren Kirschdiebe gewöhnlich die ganze Kirsche hastig vom Stiele abzupfen und sie samt ihrem Kern verschlucken, picken die Spatzen die saftigen Früchte nur an und verderben noch mehr, als sie wirklich verzehren, oder sie fressen, wenn die Kirsche besonders mundet, das Fleisch vollständig ab rings um den Kern, der nun hängen bleibt am Stiel, als wollten die Räuber dem Besitzer noch extra ein Schnippchen schlagen. O, wieviel Ärger hat sie schon angerichtet, die heillose Spatzenbande! Kleine Klappermühlen im Wipfel der Kirschbäume, Strohpuppen, Spiegelstückchen, Katzen- und Hasenfelle — denk dir noch mehr aus, du armer Kirschenpächter, es hilft alles doch nur auf wenige Tage. Die Spatzen sind dreist und sind schlau; sie merken nur zu bald, daß der Strohmann mit der Mütze nicht zuschlägt, daß das Fell der gefürchteten Katze nicht zubeißt, und daß auch all die andern Mittel nichts weiter sind als Theater, so gut wie die wehenden Papierstreifen über den im Gemüsebeet keimenden Erbsen. Mußt schon zur Flinte greifen und öfters hineinknallen in die lüsterne Menge — hei! wie sie Reißaus nehmen, vor Schreck sich fast überstürzend, sobald es aus dem Hinterhalt knallt; jetzt sieht man erst, wie zahllos die zudringlichen Kostgänger sich uneingeladen an der reichen Tafel niedergelassen haben. Aber auch dies radikalste aller Mittel hilft nur ein Weilchen; den Schießprügel von einem bloßen Knüttel zu unterscheiden, das hat der Allerweltnichtsnutz sehr bald gelernt — husch! weg ist sie, die Diebesbande, wenn der Wächter aus der Hütte heraustritt zur Exekution, und hurtig finden sie sich wieder ein, sobald er die Flinte beiseite gelegt hat; erst ein paar Posten, das Terrain zu rekognoszieren, dann mehrere Trupps und endlich das Gros — die verbotenen Früchte schmecken der ganzen Gesellschaft von neuem, vielleicht noch besser als vorhin.

Ärgre dich nicht zu sehr, Landwirt und Kirschenpächter! Ärger macht's ärger. Eine Geschichte. Gegen die Spatzen war vielleicht niemand mehr aufgebracht als Friedrich II., der ein großer Kirschenfreund gewesen sein soll. Aber die Spatzen machten's auch gar zu bunt, kein Respekt, nicht mal vor dem mächtigen König von Preußen! Das Diebsgesindel schmälerte ihm seine königliche Tafel aufs frechste. Zwei preußische Dreier zahlte daher der Herrscher für jeden Spatzenkopf; so ließ er im Lande vermelden. Das war ein Blutbad unter den braunbefiederten Untertanen Seiner Majestät! „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen", so mancher lernte am eignen Leibe die Wahrheit dieses Wortes. Ein paar Jahre währte das Morden; dann waren die Diebe vertrieben aus Sanssoucis Nähe. Ein schönes Stück Geld hat's dem alten Fritz gekostet, tausend harte Taler und mehr — wieviele Kirschen hätte er dafür essen können! — aber eingebracht hat

es ihm nichts. Denn jetzt erschien eine andere Bande, die's schlimmer noch trieb, als die verjagte. Das Insektengesindel nahm überhand und sorgte dafür, daß dem König erst recht nichts übrig blieb. Der Kluge gibt nach, dachte der große Friedrich — denn nun für jeden Insektenkopf auch nur einen Pfennig Prämie zu zahlen, das hätte selbst die Schatulle eines Königs geleert — er befahl, die Schießerei und Würgerei einzustellen und begnügte sich schließlich mit dem, was die lustig wieder einziehenden Spatzen ihm übrig ließen.

Die Akten über Nutzen und Schaden des Haussperlings sind heute so ziemlich abgeschlossen. Es steht fest, daß er sich nicht nur von vegetabilischer Kost nährt, sondern — zeitweise wenigstens — auch einer stattlichen Menge von Ungeziefer den Garaus macht. Wenn er im Frühling die aufbrechenden Blatt- und Blütenknospen der Obstbäume untersucht, so scheint sein Hauptzweck der zu sein, allerlei Käfermaden, z. B. die vom Birnknospenstecher, oder schädliche Wickelraupen u. dergl. zu erbeuten, falls er nicht bloß aus Übermut, zum Zeitvertreib oder des bißchen Honigs wegen die Blüten im Schnabel zerquetscht. Aber, auch gute Absichten vorausgesetzt, die einzelnen Blüten wird der Sperling nicht retten; sie sind von den Insekten bereits zerstört. Immerhin tut er auf solche Weise der Vermehrung manches Schädlings Abbruch. Wirklichen Nutzen stiftet er aber, wenn die Jungen im Nest nach Futter verlangen. Denn wie es bei andern Körnerfressern Sitte, so erhalten auch die Spatzenkinder in den ersten Tagen ihres Lebens ausschließlich Kerbtierkost, nach den Untersuchungen von Liebe „Blattläuse, Püppchen von Schmetterlingen und Zweiflüglern, nackte Räupchen, kleine Schmetterlinge, Spinnen, Asseln und Maden von Zweiflüglern". Aber schon gegen Ende der ersten Woche wird die Brut allmählich an Pflanzenkost gewöhnt, und die Kerbtierreste werden nach übereinstimmenden Magenuntersuchungen immer seltener. Stärkemehl, wie es aus den noch grünen Gersten- und Weizenkörnern stammt, bildet dann die Grundmasse des Speisebreis, dazwischen Teile von Pflanzengewebe, Chitinhaare, Panzerstückchen von Kerbtieren und Reste von Getreidespelzen. Natürlich steigert sich die Insektennahrung zu manchen Zeiten, z. B. im Wonnemond, wenn die Maikäfer schwärmen; da macht bisweilen selbst der täppische Spatz im Fluge Jagd auf die braunen Gesellen. Auch die Kleinen bekommen, sobald sie schon einen kräftigeren Bissen vertragen, ihr gut Teil ab, und die Alten mögen unter den Käfern oftmals ein großes Morden anrichten; sie töten so manchen, ohne ihn zu verzehren oder kosten doch nur ein wenig von ihm. Sind dann die Jungen ausgeflogen, so schlucken sie auf ihren Streifereien nach den Erbsen- und Getreidefeldern noch manches Insekt, manche Larve, manches Räupchen hinunter, aber es ist dies doch nur gelegentliche Zukost zu der vegetabilischen Hauptnahrung.



R. B. Lodge. *Middlesex, September 1906.*

Sperlingsmännchen.

Diese besteht nun besonders aus den Früchten, die der Mensch zu seinem eigenen Nutzen erbaut. Der Gärtner, dem die Spatzen im Frühling die Samen aus den Beeten herauspicken und die jungen Pflanzen anfressen, der Obstplantagen- und Weinbergsbesitzer, die Bäuerin, die mit dem Federvieh auf dem Hof auch die Spatzen fettfüttert, was klagen sie alle über das lästige Lumpengesindel! Aber der größte Schaden ist doch der, den die Spatzen an dem reifenden Getreide anrichten. Wie von einer Mäusekalamität, so kann der Landmann auch von einer Sperlingsplage reden, nur daß letztere nicht so sehr die Ernte eines ganzen Bezirks, sondern gewöhnlich nur die einzelner Felder von besonders ungünstiger Lage in Frage stellt. Auch tritt die Spatzenplage nicht mit solcher Vehemenz auf, sondern gleichmäßiger, Jahr für Jahr, so daß sich der Landwirt schon mehr dran gewöhnt hat. Das Entfernen der harten Spelzen macht dem Spatz gewöhnlich zu viel Mühe; deshalb wendet er sich hauptsächlich dem Getreide zu, dessen Körner leicht aus den Hüllen herausfallen. Dem unbegrannten Weizen wird zuerst mit Eifer zugesprochen; ist dieser geplündert, so kommt der Grannenweizen an die Reihe,

ferner die Gerste, während Roggen weniger beliebt ist und nur während der Milchreife den Beifall des Gutschmacks findet. Hirse- und Erbsenstücke werden von alt und jung besonders gern besucht; gleich Ungeziefer so wimmelt's hier manchmal von Spatzen — heillose Bande, verdammte Gesellschaft! brummt der Bauer zwischen den Zähnen.

Wer kann's ihm verdenken, daß er den Sperling verfolgt, wo es nur möglich, seine Niststätten einschränkt, die Brut vertilgt an allen zugänglichen Orten, Fallen ausstellt für die unerfahrenen Jungen und den Jagdberechtigten bittet, unter die Scharen zu schießen, die den Acker bestehlen tagaus und tagein. Ausgerottet wird er noch lange nicht durch solche Verfolgung, der kluge, gewitzigte Spatz. Er weiß sich zu finden in alle Lagen des Lebens, weiß seine Haut zu sichern, und selbst um ein verstecktes Plätzchen fürs Nest ist's ihm nicht bange, wohin die Hand seines Feindes nicht reicht; den notleidenden Agrarier höhnt die impertinente Spatzenstimme doch täglich aufs neue. Freilich scheint die Wohnungsnot manchmal recht groß; die Mauerlöcher, die dunkeln Ecken, geschützten Winkel werden immer seltener auf dem Lande bei der städtischen Bauart, die leider um sich gegriffen, dazu die heutige Forstkultur, die altersmorsche Bäume nicht duldet. So viele Höhlen- und Halbhöhlenbrüter könnten davon erzählen. Aber Freund Spatz hat wenig darunter zu leiden; er bleibt ja den Winter über dem Garten und Hof treu und hat die Winkel und Löcher bereits bezogen, wenn die Stare ankommen, die Rotschwänzchen und später die Schwalben. „Besetzt, besetzt!“ so kreischt er dem Starmatz entgegen, wenn dieser an seinem Bretterhäuschen wieder erscheint; „besetzt, besetzt!“ so fährt er wütend auf den Hausrotschwanz los, der auf dem Sims des Gartenhauses die Stelle sich wieder besieht, die im vorigen Jahre sein Nest trug. Und selbst Meisen verdrängt der Freche bisweilen und bezieht ihren Kasten, wenn das Loch ihm weit genug ist. Gerade dadurch, daß der Sperling so manchen andern nützlichen Vogel verdrängt, hat er sich sehr unbeliebt gemacht bei dem Naturfreund, und man versteht es, wenn von einem Vogelschützler sogar der ernstliche Vorschlag gemacht worden ist, Bazillen zu Hilfe zu rufen, die unter den zweibeinigen Dieben aufräumen sollen, wie der Mäusebazillus unter den graufelligen Nagern.

Dem Star muß der Spatz gewöhnlich weichen, wenn er vom Bretterhäuschen unsers Hausfreunds Besitz ergriffen hat; der versteht keinen Spaß, es müßte denn ein junges Starenpaar sein, das zum erstenmal sich anschickt zu brüten. Dieses ist unsicher in all seinen Handlungen, schreckhaft und unschlüssig, probiert es hier, probiert es da und gibt den Versuch schnell auf, wenn ihm etwas nicht paßt. Anders die alten Herren und ihre Ehehälften. Anfangs nur ein heftiges Wortgefecht. Der Sperling schaut zum Guckloch heraus und schimpft und schimpft wie . . . nun wie eben nur ein frecher Spatz schimpfen kann; seine Frau sitzt auf einem Ast in der Nähe, und auch

sie zetert und schreit, als ob sie am Spieße stäke. Die ganze Spatzengesellschaft beteiligt sich schließlich an dem Skandal, und die beiden Stare antworten mit schrillem Ruf. Aber das bloße Schelten führt nicht zum Ziele. Mit kühnem Schwung schießt das Starenmännchen hinein zum Flugloch: „Kopf weg, sonst spieß ich dich auf!“ und nun ein lärmendes Poltern im Innern des Häuschens; dann fährt der Sperling laut schreiend zur Haustür heraus und der Star hinter ihm her. Wehe, wenn er ihn nochmals am Kragen erwischt, dann zaust er ihn hin und her, daß dem Armen Hören und Sehen vergeht! Aber da zetert die Sperlingsfrau, die unterdessen ganz heimlich in den Kasten geschlüpft ist, aus dem Loch heraus, so laut sie nur kann. Dasselbe Manöver; sie wird auch an die Luft befördert, ebenso unsanft — „kommt nur wieder, wenn's euch gelüstet!“ Und sie kommen wirklich noch zwei- oder dreimal, wenn sie wissen, daß die Starenherrschaft einen Ausflug gemacht hat. Aber immer von neuem wird das Quartier geräumt, und schließlich muß sich das Spatzenpaar nach einem andern Versteck umsehen, und wenn gar nichts mehr frei, dann bequemt es sich wohl, ein liederliches Nest im Strauchwerk zu bauen.

Mitunter wird auch noch später in den ersten Tagen des Mai die Sperlingsfamilie aus dem Mauerloch oder der Starenmeste herausgeworfen und zwar von einem schlimmeren Gegner, dem Mauersegler, der um diese Zeit von der Reise heimkehrt. Mit seinen kleinen Füßchen klammert er sich am Eingang zur Nisthöhle an, einen Augenblick stutzend, denn drin sitzt das Sperlingsweibchen brütend auf dem Gelege und schimpft weidlich über die Störung. Doch im Nu ist der Böse in der Höhlung, und so sehr die Mutter ihr Besitzrecht verteidigt, sie muß schreiend fliehen, blutend an Kopf und an Brust; denn die nadelspitzen Klauen des Seglers reißen gefährliche Wunden. Und beklagen dürfen sie sich nicht, die zudringlichen Spatzen über solche Behandlung. Die Hausschwälbchen haben ja durch sie das gleiche Schicksal so häufig zu leiden. Gerade ist ihr künstliches Nestchen mit vieler Mühe fertiggestellt, da schlüpft das Sperlingsmännchen hinein und schaut frech zum Eingangsloche heraus. Was hilft den Armen das Flattern und Schreien, was hilft es ihnen, daß sie im Fluge nach dem Eindringling schnappen; er weicht nicht von der Stelle. Schon schleppt sein Weibchen Niststoffe herbei; dann löst es den Mann von seinem Posten ab, und dieser bringt Material. Nach zwei, drei Tagen endlich geben die Schwalben ihre Angriffe auf, und die Spatzen haben nun Ruhe. „Gesiegt, gesiegt!“ so höhnen sie, wenn ein Vogel vorbeifliegt. Auch als Schlafstellen benutzen die Spatzen die Schwalbennester gern, besonders in der kalten Jahreszeit.

Das Volk behauptet — und immer wieder wird das Märchen aufgetischt — es gehe dem Sperling, wenn er sich eines Schwalbennestes bemächtigt habe, bisweilen schlecht, indem die erzürnten Vögel ihn aus Rache

einmauerten, daß er in dem engen Raume bald umkommen müsse. Soviel Ruhe und Überlegung bewahren sich die ängstlich umherflatternden Schwalben nicht, daß sie unmittelbar vor dem Kopf ihres zeternden Feindes die Öffnung zumauern sollten, aber — und das ist die Hauptsache — so dumm ist unser pfiffiger Spatz, der Allerweltsvogel, der Gassenjunge und der Lausbub', wahrhaftig nicht, daß er sich dies sollte gutmütigst gefallen lassen. Er hat auch einen Schnabel und weiß sich zu wehren.

* *
*

Winter ist's; eine tiefe Schneedecke auf Feld und auf Flur. Unter der weißen Bürde neigt sich der Baumast, und jeder Pfahl trägt sein Käppchen. Aber es war auch ein tolles Schneetreiben gestern den ganzen Tag, vom Morgen an bis spät in die Nacht. Heute strahlt siegreich die Sonne vom glänzenden Himmel; aus Millionen Diamanten funkelt's und blitzt's.

Und kalt ist's geworden; der Schnee hat die Kälte gebracht. Zu keiner Zeit sind die Straßen und Plätze im Innern der Großstadt so stark von Vögeln belebt, als an solchen Tagen; der Schneesturm hat die armen Hungerleider hereingetrieben vom flachen Feld, und auch im Dorf auf dem Hof des Bauerngutes ist reicher Vogelverkehr: Haus- und Feldsperlinge, Goldammern, Buchfinken, Haubenlerchen, Grünlinge und noch manche andere hüpfen am Boden umher und suchen hastig nach einem Körnchen oder sonst einem Bissen. In der Stadt bildet für Einheimische sowohl wie für den reichen Fremdenzuzug Pferdemist die eigentliche Grundlage der Kost, gewissermaßen das tägliche Brot. Wie die Spatzen aufgeplustert auf dem Sims sitzen, nebeneinander in Reih und Glied, schwärzlich grau, fast wie die Mäuse; denn der Ruß der Stadt heftet sich hier an alles, an groß und klein, an Schloß und Kirche so gut wie an den Spatz. Und echt ist die Farbe, sie kommt nicht herunter, selbst ein Bad im Becken des Springbrunnens bleibt ohne Erfolg. Nur einer von der Gesellschaft ist auffallend licht, ein „weißer Sperling"; die Anwohner des Platzes kennen ihn alle. Den ganzen Sommer und Herbst trieb er sich schon umher in diesem Stadtviertel. Mit fünf grauen Brüdern und Schwestern lag er im Nest, ebenso zärtlich gepflegt von der Mutter wie seine Geschwister, und als er dann im Spätsommer, etwa sechs Wochen nach seinem ersten Ausflug, das Kinderkleidchen auszog, do sproßten die neuen Federn nur noch reiner und weißer hervor: ein wirklicher Kakerlak, sagten die Menschen, die es verstanden, blaßrötlich Schnabel und Füße und die Augen rot, wie bei weißen Kaninchen. Die Freuden des Herbstes genoß er in der Gesellschaft von Vettern und Basen, und jetzt friert er gemeinsam mit ihnen und hält Ausschau nach einem Bissen; nichts hat er voraus vor den andern, als sein lichtes Gewand, das aber von Staub und von Ruß arg beschmutzt



Dr. Bethge. Kiel, Mai 1907.

Hausspatz im Bad.

ist. Er schont' es nicht mehr, als die übrigen ihre praktischen Strapazieranzüge, und trieb sich mit ihnen in denselben staubigen Winkeln herum, in dem schmutzigen Rinnstein, und von allen Dächern, wo der Ruß so dick lagert, da pfiff er mit den Genossen auf die Gasse herab all die Geschichten, die man gelegentlich belauscht, wenn man den Leuten ins Fenster hineinsieht.

Heute ist allen das Pfeifen vergangen, nur leises Piepen vor Frost und vor Hunger. Auf jede vorbeitrabende Rosinante spannt die Gesellschaft; ach von wievielen sind sie heut schon getäuscht worden! Aber sieh, dieser Droschkengaul hat ein mitfühlend Herz — er kennt wohl den Hunger aus eigner Erfahrung — und wie auf Kommando flattert die Schar vom Sitz nach der dampfenden Gabe: ein warmer Bissen in der Kälte eine doppelte Wohltat! Ein paar Goldammern sind auch gleich zur Stelle, und hurtig trippelt auf flinken Füßchen Madame Haubenlerche herbei. Rücksichtslos treibt jetzt die „Elektrische" die Schmausenden auseinander; aber im nächsten Moment sind sie wieder beschäftigt mit der gemeinsamen Mahlzeit. Ja, die „Elektrische", das ist ein schlechter Ersatz für die Pferdebahn, die das Spatzen-

26*

völkchen so liebte, und gar das neuste, die Automobile — Dampf und Gestank, das ist alles, auch nicht ein einziges Körnchen!

Auf dem Hofe des Bauern ist's auch nicht besser geworden im Laufe der Jahre. Auch hier hängt der Spatzenbrotkorb im Winter um vieles höher, seitdem der gemütliche Drei- oder Vierklang der dreschenden Flegel nur noch selten die Winterstille verheißungsvoll unterbricht; man muß schon heimlich den Stall der Pferde aufsuchen, wenn die Tür offen, oder ein Fenster, um sich mal gründlich satt zu fressen am goldnen Hafer, oder den Bodenraum unterm Dach, wo das Stroh lagert mit ein paar vergessenen Körnchen, bald hier und bald da in den ausgedroschenen Ähren, oder man muß gerade zur Zeit kommen, wenn die Hühner gefüttert werden mit geringem Getreide und gekochten Kartoffeln. Nur das eine ist besser geworden, besonders in den Straßen der Stadt, in den Anlagen und Promenaden: „Gedenket der hungernden Vögel!" Die Menschen befolgen die edle Mahnung jetzt mehr noch als früher. Überall Futterhäuschen, selbst kleine Bäumchen mit samenbergendem Talg zwischen den Nadeln vor vielen Fenstern, fast auf jedem Balkon, in Garten und Park. Das ist so recht im Sinne der Spatzen, die den Löwenanteil für sich in Anspruch nehmen und auch hier gar manchen Vogel vertreiben, für den der freundliche Spender die milde Gabe bestimmt hatte. Dazu kommt der zudringliche Bettler niemals einzeln an den Futterplatz, nein ein ganzes Dutzend oder noch mehr schwirrt auf einmal herbei und plündert die reiche Tafel nach Herzenslust; der einzelne ist zu furchtsam. Naht ein Mensch, um zu sehen, wie's den hungrigen Schnäbeln schmeckt, so sind es die Spatzen, welche zuerst Reißaus nehmen, als ob sie es wüßten, daß man sie nur als lästige Diebe betrachtet, während die andern, besonders die zierlichen Meisen, so schnell sich nicht stören lassen. Sehnsüchtig schaun die Vertriebenen dann von dem nahen Dach herab auf das „Tischlein deck dich", um sofort wieder herbeizuflattern, wenn die Luft rein ist. Denn mißtrauisch ist das Spatzenvolk wie alles Lumpengesindel. Selbst dort, wo der Sperling nie Nachstellungen erfährt, bleibt er doch stets auf der Hut. Der Verkehr mit dem Menschen hat ihn listig gemacht, verschlagen, vorsichtig und scheu. Und so sind es ganz besonders die Stadtspatzen, die sich in dieser Beziehung vor ihren Kollegen auf dem Lande auszeichnen. Sie wissen ganz genau, wo es ungefährlich ist, sich niederzulassen, zwischen den Hufen der Droschkenpferde am Standplatz, zwischen den halbwilden Tauben der Stadt, denen sie oft gar frech den besten Bissen vor dem Schnabel wegnehmen, während sie an den Futterplätzen für die Vögel im Winter immer erst das Terrain von Amseln, Finken, Meisen, Grünlingen u. a. rekognoszieren lassen, ehe sie sich heranwagen. Dem Menschen ist nicht zu trauen, davon ist jeder Spatz überzeugt, wenigstens jeder ältere.

Gegen harte Kälte sind die Spatzen ziemlich unempfindlich, und wenn nicht der Futtermangel es wäre, der sie traurig stimmt, so würden sie sich gewiß auch im Winter ganz wohl fühlen und nach Herzenslust spektakeln, wie in den ersten milden Tagen des Lenzes. Ihr Federkleidchen ist mollig und dicht. Trotzdem sind die Spatzen für die lange kalte Winternacht sehr besorgt um ein warmes Fleckchen. Sie huscheln sich gern ein in ihrem alten Nest, falls der Sturm den gebrechlichen Bau nicht längst in alle Winde zerstreut hat; auch tragen sie geeignete Stoffe in einen geschützten Winkel hinter die Dachrinne, in den Holzschuppen, in ein Mauerloch am Rauchfang usw. zusammen, um hier, das Köpfchen unter dem Flügel versteckt, von all dem Schönen zu träumen, was der kommende Frühling auch ihnen bringen wird, dem armen, verfolgten Volke der Gasse, dem Proletarierpack, dem Landstreichergesindel — glaubt's nur, ihr Menschen, vom Hals bekommt ihr uns niemals; 's wär auch schade um uns gescheite, pfiffige Spatzen!

Der Zwergsteißfuß.

Von Hermann Löns.

Es war im Herbst und der Sturm pfiff die Nacht über, als der Fischteich im Felde einsam wurde. Immer weniger wurde das Gewürm, immer kälter das Wasser, da erhoben die Zwergtaucher ihr Gefieder und verschwanden nach dem Süden. Kaum, daß sie fort waren, fand sich schon Ersatz; heute war es ein Taucherchen aus Schweden, das für einen Tag auf dem Fischteiche Halt machte, morgen ein Däne, aber als der erste Frost kam, zogen auch diese bei Nacht und Nebel weiter.

Und bei Nacht und Nebel, vor Tau und Tag waren die Taucher wieder da auf ihrem Teiche. Der Briefträger, der den Richteweg durch die Feldmark ging, wunderte sich, was das für ein Getriller auf dem Wasser war und ging näher heran; er sah aber nur zwei schwarze Dinger, die im Wasser verschwanden, und als er kopfschüttelnd weiter schritt, tönte ihm wieder das lustige Getriller nach. Erst als er außer Sicht war, schwamm der Hahn wieder aus dem Schilfdickicht heraus und lockte so lange und so zärtlich, bis das Weibchen sich auch auf das freie Wasser wagte.

Kopfnickend und lockend ruderten sie nebeneinander her, sich mit kosenden Tönen Schmeicheleien sagend über das wunderhübsche neue Frühlings- und Hochzeitskleid. „Bib, bib“, klingt es und heißt: „Nein, was du reizend bist in dem schwarzen Röckchen und mit dem fuchsroten Halsbesatz“, und dann von der anderen Seite: „Und du erst! Das sieht doch anders aus, als das langweilige Winterzeug, was du trugst, als wir in Griechenland und Kleinasien Molchlarven fischten.“ Und dann lachen beide los, daß es schrillt und trillert.

Es ist doch nirgends schöner, als hier auf unserem Teiche, denken sie. Wohl gab es in Ungarn schon viel mehr Kaulquappen und größer waren sie auch, und in den Donausümpfen war es soweit auch recht hübsch. Aber suche einmal einer einen Teich, so schön wie diesen, so wimmelnd von Karauschenbrut, Fröschen, Molchen und was da sonst noch am Boden krabbelt und im Schlamm zappelt. Und wupps ist das Hähnchen verschwunden und schießt wie ein Hecht über den Algenbesatz des Teichgrundes hin, daß die jungen Karauschen nach allen Ecken auseinanderfahren. Eine erwischt er aber noch und noch eine, die gerade in das dichte Laichkrautgewirr schlüpfen wollte.



Steenhuizen. *Zandvoort, Holland, Mai 1906.*

Brütender Zwergsteißfuß.

„Bib, bib", lockt er und schwimmt seinem Weibchen näher. Sein schwarzes Gefieder blitzt in der Aprilsonne und feurig loht sein rostroter Hals. Und seine kleine Frau ist nicht minder hübsch, so hübsch, daß er gar nicht anders kann, als vor Vergnügen laut loszukichern und ihr ungestüm den Hof zu machen. Dick bläht er den Hals auf, nickt sonderbar mit dem Kopfe, macht sich ganz dick, schwimmt breit auf dem Wasser und saust auf seine Herzallerliebste los, daß der grüne Frosch, der sich aus dem Schilf auf das offene Wasser gewagt hat, vor Schreck untersinkt.

Die beiden Liebesleute bringen Leben auf den Teich. Unaufhörlich klingt ihr Locken und Trillern, stürmisch wirbt das Männchen, wie ein Torpedo durch das Wasser jagend, daß fast nichts von ihm zu sehen ist, als Kopf und Hals und ein ganz kleines Stückchen des Rückens. So heftig fährt er dahin, daß das Wasser oft aufspritzt, und ab und zu ist nichts von ihm zu sehen, als nur der Kopf. Und vor ihm her flieht das Weibchen mit derselben Wucht, und wenn es sich vor dem kecken Werber unter Wasser flüchtet, so verschwindet er auch, aber dann taucht erst sie auf und dann er und nun geht ein Geschnäbel und Gezupfe und Gehalse los und ein Locken und Trillern, daß die Elster, die in dem Weidenbaum sitzt, vor Verwunderung einen ganz langen Hals macht.

Das sind schöne Flitterwochen. Beute die Hülle und Fülle, denn jeden Tag lebt und webt es im Wasser von mehr Kleingetier; Störungen finden nicht statt, denn der Teich hat sumpfige Ufer und liegt abseits der Fahrwege. Aber die Flitterwochen nehmen ein Ende und ernstere Zeiten kommen heran. Da, wo braunes Laichkraut mit gelbgrünen Algen eine schwimmende Insel bildet, arbeitet das Taucherweibchen von früh bis spät herum. Unaufhörlich schleppt es Stengel und Halme heran, schichtet sie aufeinander, legt vom Boden heraufgefischte faule Blätter darauf, und immer mehr und mehr, bis endlich das Nest fertig ist, ein Haufen faulender Pflanzen, muffig, feucht und gärend, aber gerade darum so vortrefflich.

Nicht den ganzen Tag kann das Taucherweibchen auf den Eiern sitzen, denn es hat viel Hunger und ehe es recht satt ist, muß es schon eine Stunde fischen oder gar deren zweie, und während der Zeit muß das Nest allein brüten. Das wäre aber nicht der Fall, bestände es aus trockenen Baustoffen, wie anderer Vögel Nester; da es aber aus faulenden Pflanzenresten hergestellt ist, aus verwesenden Blättern und Stengeln, schlammigen Wurzeln und Algenballen, die in der Sonne gären und brühen, so schmort es darin wie in einer Kochkiste, und wenn die Eier auch ihre weiße Kalkfarbe verlieren und schlammgrün und schmutzbraun werden, das schadet nichts, das ist sogar gut, denn um so mehr Wärme nehmen sie auf.

Ist das Brüten also nicht allzu anstrengend für die kleine Taucherin, so machen ihr ihre sechs Kleinen hinterher mehr Freude, als Last. Sie sind gleich

so furchtbar verständig, die zollgroßen, schwarzen, braun gestriemten Kinder. Nur die ersten paar Stunden stellen sie sich noch etwas dumm an, aber sie begreifen schnell. Es braucht nur eine Schwalbe über den Teich zu fliegen und schon sind sie im Wasser oder im Schilf verschwunden, und tauchen können sie, wie die Alten. Und wie niedlich trippeln sie auf dem Laichkraute umher und wie vernünftig kratzen und putzen sie sich mit den mächtigen Patschefüßchen, und wenn sie auch zuerst etwas ängstlich zappeln und piepen, wenn sie sich beim Auftauchen in den Algenfäden verstricken, die Alten sind gleich dabei, sie loszupicken und in acht Tagen verstehen sie es schon selbst, beim Auftauchen die richtige Stelle zu finden.

In jeder Beziehung sind die Kleinen verständig. Sind sie müde vom Schwimmen, so klettern sie dem Vater oder der Mutter auf den Rücken und säubern und putzen dort ihr Wollkleid. Sind sie ganz müde, so kriechen sie der Mutter unter die Flügel und die schwimmt ganz langsam mit ihnen umher. Sind sie hungrig, so wissen sie, wie man es macht, den Egel und die Schnecke zu finden und der Kaulquappe und der Jungfernlarve unter Wasser nachzujagen. Und so gedeihen sie prächtig, die sechs, und nehmen zu an Umfang, Weisheit und Verstand und an Schönheit auch; sie verlieren die Wolle, bekommen Federn und Fittiche und ehe der Sommer endet, schnurren sie schon ganz hübsch über das Wasser und fangen bereits an, sich in kindlicher Weise den Hof zu machen.

Futter für alle hat der Teich im Felde genug. An dem Ufer wimmelt und krimmelt es von Frosch- und Krötenlarven, das Laichkrautgewirre beherbergt unzählige Molchslarven, Karauschen sind so viel da, daß sie in den tiefen Stellen haufenweise stehen und was da sonst noch von Würmern, Schnecken, Käfern, Wanzen und sonstigem Tierzeug auf und im Wasser kriecht und krabbelt und schwimmt und taucht, das genügt für mehr als eine Taucherfamilie. Und so ist denn auf dem Teiche ein lustiges Leben den ganzen Sommer lang, und nur, wenn der Sperber oder die Eule sich einmal zeigt, gibt es ängstliche Augenblicke, aber das Wasser ist tief und das Schilf ist dicht und so müssen Sperber und Eule mit leeren Fängen abziehen und die Taucher freuen sich nach wie vor ihres Lebens auf dem Teiche.

Wenn aber das Feld kahl ist und der Wind auf der Stoppel pfeift, die Stürme häufiger werden und die Regenschauer dichter, dann wird es den Tauchern ungemütlich. In einer dunkeln Oktobernacht sind sie verschwunden und sie bleiben verschwunden, bis eine dunkle Märznacht die Alten wiederbringt zu ihrem Teiche im Felde.



Steenhuizen. *Zandvoort, Holland, Mai 1906.*

Zwergsteißfuß auf seinem schwimmenden Nest mit bedeckten Eiern.

Die Hohltaube.

Von Hermann Löns.

Gleichmäßiger und einförmiger wird unsere Vogelwelt mit jedem Jahrzehnte. Ackerbau und Aufforstung fressen das Ödland auf, der Wiesenbau verschlingt Moore und Sümpfe, Industrie, Verkehr und Besiedelung nehmen dem Lande die Ruhe, Verkoppelungen scheren die Feldmark kahl, Uferbegradigungen dulden keine schilferfüllten Buchten, das Nadelholz verdrängt den Laubwald.

Manchem Vogel sagt die Umgestaltung des Geländes und die stärkere Bebauung zu; Feldhuhn, Haubenlerche, Grauammer, Hausrotschwanz, Ringeltaube und anderen Arten kommt die Veränderung der Landschaft zugute; andere Vögel, wie Dorngrasmücke und Sumpfrohrsänger wissen sich der Flur anzupassen oder sie vertauschen gar, wie Amsel und Star, den durchforsteten, unterholzarmen, unterschlupflosen Wald mit der Ortschaft.

Andere aber, denen die Lebensbedingungen immer mehr genommen werden, denen es von Jahr zu Jahr mehr an Brutgelegenheiten gebricht, die nur noch an wenigen Stellen die Ruhe finden, deren sie bedürfen, oder denen der Jäger und die Eier- und Bälgesammler zu stark nachstellen, gehen schneller oder langsamer in ihrem Bestande zurück und wenn nicht die staatliche Naturdenkmalpflege sich ihrer annimmt, verschwinden sie über kurz oder lang als Brutvögel aus Deutschland. Dazu gehören der Stein- und der Seeadler, der Schreiadler und der Uhu, Wanderfalke und Kolkrabe, der Kranich, der Säbelschnabel, der rotköpfige und der schwarzstirnige Würger, manche Seeschwalben, die Scharbe, die herrliche Blaurake, der zierliche Wiedehopf und die eigenartigste unserer Tauben, die Hohl- oder Lochtaube.

Sie ist der Vogel des alten Waldes, der ihr Bruthöhlen bietet, denn sie baut nicht, wie die Ringel- und Turteltaube, offene Nester, sondern sie brütet in Baumlöchern, die ihr die neuzeitliche Forstwirtschaft, die keinen kernfaulen oder anbrüchigen Baum duldet, nicht bietet. Und außerdem will sie Ruhe haben, tiefe Waldruhe, und nur sehr schwer gewöhnt sie sich an den Verkehr und an das Treiben der Menschen. Wo das Laubdach des Waldes am dichtesten schattet, wo die Äste sich am festesten verstricken, wo das Licht nur sparsam durch das Blätternetz fällt, da ist es ihr am wohlsten, da spielt sich ihr heim-

liches Leben ab. Auch dort, wo sie sich dem Verkehr angepaßt hat, in vielbesuchten Wäldern, ist sie heimlicher, als die übrigen Wildtauben; nähern sich ihrem Rufbaume laute Stimmen, so bricht sie ihr dumpfes Balzgeheul ab und flüchtet; niemals wird sie, wie hier und dort die Ringeltaube, ein so vertrauter Park- und Gartenvogel werden wie diese, und selbst wenn sie im Park brütet, so wird sie dem Menschen doch stets ausweichen. So wird sie wenig beachtet, wo sie vorkommt, und ist, trotzdem sie so groß, wie die Haustaube ist, recht unbekannt. Es lohnt sich, aber, sie zu beobachten, denn sie gehört zu den fesselndsten Erscheinungen unter unseren mittelgroßen Vögeln, und wer zu pürschen versteht und Geduld besitzt, dem wird es nicht schwer, sich an ihrem Gebaren zu erfreuen.

Schon im Vorfrühling, wenn Weidenbüsche den goldenen Schmuck anlegen und die ersten weißen Blumen durch das Fallaub brechen, trifft die Hohltaube bei uns ein. In großen Flügen wandert sie von Holz zu Holz. Urplötzlich fällt ein Trupp in dem kahlen Walde ein. Dreißig der mohnblauen, rosenbrüstigen Vögel lassen sich an dem Saume des Waldes nieder. Stumm hocken sie da und wenn sie die Köpfe wenden und mit ihren roten Augen umherspähen, schimmern die goldgrünen, purpurn schillernden Halszierden. Mit hellem Flügelschlage schwingt sie sich ein Stück von dem Aste, steigt über die Wipfel und fliegt in den Wald hinein. Die ganze Schar klappert von dannen. Mitten im Walde, wo alte, übergehaltene Eichen stehen, fällt der Schwarm ein, daß es prasselt. Dann aber ist alles still, wohl eine Viertelstunde lang. Ab und zu überstellt sich eine Taube, eine andere schwebt zum Boden hin und trippelt dort umher, nach Sämereien, Obermast und Gewürm suchend.

Ein Täuber aber fühlt sich in der Märzsonne. Er richtet sich bolzengerade auf und ruckst. Es ist ein dumpfes, bauchrednerisches Heulen, das er von sich gibt, ein halblautes, hohles „Huuk“, im Anlaut tief und länger, im Ausklang höher und kürzer, fast wie ein Schluchzen. Drei-, vier-, fünfmal gibt er den Doppelruf von sich, dann steigert er die Schnelligkeit, schiebt den Doppellaut in einen zusammen, verbindet die einzelnen Töne zu einem zitternden Geheule und schließt plötzlich sein Lied. Ein anderer Täuber reckt sich empor und antwortet dem ersten, doch sein Balzgeheul ist noch dumpfer, rollender. Ein dritter, der noch mehr schnurrt, kommt an die Reihe, und ein vierter schließt sich an, der wieder mehr schluchzt, und sowie einer der Täuber ausgeruckst hat, beginnt ein anderer, bis eine Wolke die Sonne verdeckt und mit einem Schlage die seltsamen Bauchredner verschweigen. Eine nach der anderen von der Schar schwebt zu Boden und pickt nach Grassamen, Gehäuseschnecken und überjährigen Eicheln im Laube umher, bis das Rattern eines Holzfuhrwerkes näherkommt und mit lautem Geprassel der Flug davonstiebt.

Jeder Tag bringt neue Flüge, die auf den Feldern und Wiesen einige Stunden die Nahrungssuche betreiben und dann ein Stündchen Heulprobe im



Steenhuizen. *Zandvoort, Holland, Mai 1904.*

Junge Hohltauben in ihrem Nest in einem verlassenen Kaninchenbau.

alten Bestande abhalten. Flug um Flug verschwindet wieder. Ein Paar aber bleibt. Die Schlafhöhle, die über Winter der Schwarzspecht sich in der langschäftigen Buche zimmerte, hat den Beifall des Pärchens. Tag für Tag heult der Täuber nun am auserwählten Platz und treibt die Taube. Heute noch und morgen und übermorgen muß er aufpassen, daß kein unbeweibter Täuber ihm die Genossin abspenstig macht, dann aber ist die Zugzeit vorbei und wenn auch noch einmal ein lediger Täuber sich alle Mühe gibt, die Taube zu gewinnen, es gelingt ihm nicht, der Gatte wahrt seine Rechte.

Es ist ein Wald, der einem Hohltaubenpaare wohl gefallen kann, ein alter Hudewald, weitab gelegen vom Verkehr, so daß die Holznutzung sich nicht sehr lohnt. Deshalb konnten die Eichen so alt werden. Hunderte von ihnen stehen da, knorrige Gesellen mit wirr geschwungenem Astwerk. Manche haben dicke Knollen, an anderen wuchern breite Schwämme, viele sind hohl und morsch und von armdickem Efeu umsponnen, andere sind zopftrocken und strecken ihre Hornzacken weit über die Kronen der alten Buchen und Fichten, die weite Bestände bilden. Die feuchte Niederung an dem Bache füllt ein Wald hochstämmiger Erlen mit reichem Unterwuchse aus, in dem es von Schnecken wimmelt, daran schließt sich ein großer Bestand uralter, geköpfter Hainbuchen an, deren Stämme verrenkt, zerrissen und geborsten sind, und an Blößen und jungen Schonungen mit reichem Gras- und Krautwuchse fehlt es nicht. So findet sich noch ein Paar Hohltauben ein, dasselbe, das schon im vorigen Jahre in der Eiche hinter dem Forsthause baute, und ein drittes, das sich ein Astloch in einer anderen Eiche wählt, deren größere Höhle schon ein Paar Waldkäuze bewohnen. Vor den Käuzen haben die Hohltauben keine Angst und vor den Waldohreulen, die in den Fichten horsten, auch nicht, und noch weniger vor den Gabelweihen, die in der höchsten Buche des Forstes ihren Horst haben, und um den Bussard, den Turmfalken und den Lerchenstößer kümmern sie sich auch nicht, desgleichen nicht um das Sperbermännchen. Ihre einzigen Feinde sind der Hühnerhabicht, der ab und zu hier Gastrollen gibt, und das Sperberweibchen. Aber sie sind sehr vorsichtig, die Tauben, äugen immer umher, wenn sie im Felde sind, und sobald irgend etwas Verdächtiges auftaucht, eilen sie jähen Fluges zu Holze. Auch suchen sie ihre Nahrung viel mehr, als die beiden andern Taubenarten, im Holze selber, und dort faßt sie der Habicht nicht, denn wenn er auch gewandt ist, so flink wie sie ist er doch nicht in dem Gewirr der Äste, in das sie sich vor ihm retten.

Sonst unterscheidet sich die Hohltaube in der Lebensweise von den anderen Tauben wenig. Sie ist etwas mehr Wald- und etwas weniger Feldvogel, heult öfter, als die Ringeltaube, nimmt, wie diese, gern die Salzlecken an, die die Förster für das Wild herrichten, macht zwei, unter Umständen sogar drei Bruten, für die sie jedesmal ein anderes Nestloch gebraucht, weil nach

dem Ausfliegen der Jungen das alte Nest zu sehr beschmutzt ist, und lebt wie alle unsere Tauben von Sämereien aller Art, von Eicheln, den Früchten von Rot- und Weißbuche und Nadelholzsamen, frißt auch, wie die Ringeltaube, Gehäuse- und Ackerschnecken und sucht in ausgetrockneten Tümpeln auch solche Gehäuseschnecken, die im Wasser leben, wie sie denn auch gewisse Käfer, so den Pillenkäfer, aufnimmt. Durch Vertilgen von allerlei Unkrautsamen ist sie nützlich, wogegen der Schaden, den sie in Feld und Wald anrichtet, bei ihrer Seltenheit gänzlich belanglos ist. Wie manche anderen Höhlenbrüter, wie Waldkauz und Wiedehopf, wird sie in Gegenden, die ihr sonst zusagen, wo sie aber keine Baumlöcher findet, zum Erdbrüter. In den dünigen Gegenden von Holland, Westwestfalen und Westhannover brütet sie nicht allzu selten in Kaninchenbauen, eine Anpassungsfähigkeit, die man ihr kaum zutrauen sollte.

Seitdem infolge der Vogelschutzgesetzgebung der Schwarzspecht häufiger und verbreiteter wurde, geht es auch der Hohltaube bei uns wieder besser, da der Schwarzspecht für Bruthöhlen sorgt. Seine Nisthöhle benutzt er nie zum zweiten Male und er zimmert sich mehrfach im Jahre Schlafhöhlen, die dann anderen Höhlenbrütern, so der Schellente, der Mandelkrähe, dem Wiedehopfe und auch der Hohltaube zugute kommen. Es ist verschiedentlich festgestellt worden, daß in Wäldern, aus denen die Hohltaube verschwunden war, seitdem die alten hohlen Eichen und Buchen gefällt waren, die Hohltaube sich bald darauf wieder ansiedelte, als der Schwarzspecht dort seßhaft wurde, erst in einem, dann in mehreren Paaren. So scheint es, daß sie in Deutschland wieder häufiger wird, und es wäre sehr zu wünschen, wenn man sie von der Liste der jagdbaren Vögel striche und unter das Vogelschutzgesetz stellte, weil ihr Schaden gering und ihr ästhetischer Wert so groß ist. Auch wäre es erwünscht, wenn die Vogelschutzvereine sich ihrer annähmen und in stillen Waldungen und großen Parkanlagen Brutgelegenheiten für sie schafften in Gestalt genügend großer, recht hoch aufgehängter Brutkästen.

Es ist immer ein großer Gewinn für einen Stadtwald oder einen Park, wenn dieser seltsame Bauchredner sich dort ansiedelt. Sein Ruf ist so eigenartig und sein Balzflug so herrlich, daß die geringe Ausgabe für die Nistkästen sich reichlich bezahlt macht, und es ist nicht zu befürchten, daß die Hohltaube irgendwo so lästig auftritt, wie es hier und da in Städten und Anlagen die Ringeltaube schon tut, denn da jedes Paar Hohltauben zwei bis drei Nesthöhlen in jedem Jahre braucht, so ist eine starke Vermehrung dort ausgeschlossen, wo nur wenige Nistkästen zum Aushängen kommen.



M. Behr. Cöthen. Juni 1906.

Junge Turteltauben im Nest.

Die Turteltaube.

Von Hermann Löns.

In das Bachtal ist der Frühling gekommen; Farben und Töne brachte er mit. Auf den Wildkirschenbäumen liegt es wie Schnee, am Bache entlang leuchtet es wie Gold, des Hügels Abhang ist himmelblau und rot schimmert es am Rain.

Fink und Amsel, Drossel und Star, die zuerst hier das Wort führten, haben Gesellschaft bekommen. Über dem Bache ertönt das Gezwitscher der Schwalben, Laubvögel und Grasmücken singen im Gebüsch, auf der Trift schmettert der Pieper und im Weidicht schlägt die Nachtigall.

Noch viele andere Vögel singen und schwatzen hier, Braunelle und Rohrsänger, Meisen und Ammern, der Specht trommelt und der Häher plaudert, der Turmfalk kichert und der Bussard schreit, doch bis gestern fehlten noch zwei Sänger absonderlicher Art, die Bauchredner der lustigen Truppe.

Gestern morgen aber klang zum ersten Male wieder des Kuckucks Ruf laut durch den Schälwald und kaum hatte er gerufen, erscholl ein lautes Schnurren aus der Krone der Wildkirsche, das unten in den Kopfweiden Widerhall fand und von dem Birkengehäge ein Echo erhielt, und nun schnurrte es hier und schnurrte es da, hörte auf, setzte wieder ein, und flinke Vögel stiegen über die Fichtenschonung, kreisten und schlugen die Flügel zusammen, daß es klatschte und knallte.

Jetzt erst ist das richtige Leben im Tale, denn die Turteltauben sind da. Wenn auch die anderen Vögel noch so schön singen und pfeifen, ohne das zärtliche Girren, ohne das kosende Gurren, ohne das fröhliche Klatschen wäre es nur halb so lustig hier im buschigen Wiesenbachtale. Der Ruf der Ringeltauben tönt zwar vom Fichtenwalde bis hierher und auch ein Hohltäuber läßt sein dumpfes Heulen aus dem alten Eichenüberhälter erschallen, aber soviel Leben, wie die Turteltauben, bringen beide nicht in das Tal, und nur ihr Schnurren vermag diese behagliche Stimmung zu erzeugen, die zum Frühling gehört, wie der Schlüsselblume Prangen und des Zitronenfalters Leuchten.

Sie ist der Vogel des Lichtes, der Vogel der Sonne. Wo der hohe Fichtenwald düstert und im Dämmerlicht der alten Buchen, da gefällt es ihr nicht.

Sonne will sie haben und den jungen Busch, wo das Licht bis auf den Boden fällt und aus dem kupferfarbenen Laube die silbernen Windröschen hervorlockt, die goldenen Schlüsselblumen, die blauen Leberblümchen und die bunten Lungenblumen. Bunt muß das Gelände sein, soll es der Turteltaube gefallen, Feld und Wiese muß es haben und munteres Wasser.

Denn bunt ist sie ja auch, die kleinste unserer Tauben. Schmückt sie auch nicht der Perlmutterkragen, wie die Ringeltaube, fehlt ihr auch das goldgrüne Halsband, das die Hohltaube ziert, mit der schwarzweiß gemusterten Halszier, der dämmerungsroten Brust und dem abendblauen Nacken ist sie bunt genug und die schön schwarz geflammten rostbraunen Flügeldecken und den weißgesäumten Keilschwanz haben die anderen Tauben nicht aufzuweisen. Und solche flinken Flieger, wie sie, sind sie auch nicht. Sie aber schwenkt durch die dichten Stangen des Schälwaldes und biegt durch das verworrene Astwerk der Fichten, und wenn sich ihr Balzflug auch nicht so würdig ausnimmt, wie der der Ringeltaube und der Hohltaube, auf Würde gibt sie nichts, ihr genügt es, hübsch und niedlich zu sein.

Das ist sie auch. Mit klingendem Flügelschlage stiebt die Taube aus dem Ufergebüsch und fällt da in der Fichtenschonung ein, wo die Sonne am wärmsten scheint. Leise schwankt der Ast auf und ab. Die feuerroten Augen blicken hin und her, nach rechts und links dreht sich der zierliche Kopf. Leise kichernd schiebt sich die Taube den Ast entlang, mitten in die Sonne hinein. Ihre blutroten Füßchen glühen wie Korallen. Das Schnäbelchen zupft hier, zupft da, ordnet die rötlichgrauen Brustfedern, die aschgrauen Federn des Rückens, sie spreizt die Flügel, fächert den weißgekanteten Schwanz und sitzt dann glatt und sauber und sonnt sich.

Rechts von ihr schnurrt es dumpf und zärtlich. Da sitzt ein hübscher Täuber und sagt ihr, wie wunderschön er sie finde. Und immer zärtlicher schnurrt er, immer länger wird sein sonderbares Lied, und sie drückt das Köpfchen und dreht sich und wendet sich, und da flattert er heran und nimmt bei ihr Platz. Noch zärtlicher, immer verliebter schnurrt er, aber da kommt es klingend herangestrichen, ein zweiter Täuber erscheint, stößt mit girrendem Laute den Verliebten von dem Aste und will seine Stelle einnehmen, als ein dritter naht und es mit ihm so macht, wie er mit dem ersten.

Nun hat die Taube die Wahl zwischen drei Verehrern. Ein fröhliches Minnespiel beginnt. Sie flattert voran, die drei Verliebten folgen ihr. Einer wagt es und fällt schnurrend bei ihr ein, aber sowie er ihr zu nahe rückt, hat er von seinem Nebenbuhler auch schon einen Schubs und rettet sich verdutzt auf den nächsten Zweig. Stolz steigt der Sieger in die Luft, klatscht sich selber Beifall und umschwebt in schönem Kreise die Holde, und, ermutigt von ihren zärtlichen Blicken, läßt er sich bei ihr nieder und wird zudringlich.



M. Behr. *Trebbichauer Busch b. Cöthen, Juni 1908.*

Nest mit Gelege der T u r t e l t a u b e.



Steenhuizen.

Junge Turteltauben im Nest.

Das ist dem dritten Täuber zu viel, wütend kommt er herangeklingelt, jagt den anderen fort und nimmt dessen Stelle ein, aber auch er muß wieder weichen, denn der erste vertreibt ihn und eine Stunde lang geht das lustige Spiel hin und her, bis es Zeit wird, zu Felde zu fliegen.

Alles hat seine Zeit, auch die Liebe, das ist der Turteltauben erstes Gesetz. Ist die Stunde da, dann hört das Schäkern und Kosen auf und die Magenfrage drängt die Bedürfnisse des Herzens zurück. Von allen Seiten fliegt es aus dem Buschwalde zu Felde. Auf dem großen Brachacker sammeln sich alle Turteltauben. Viele Male kreisen sie, fallen ein, fahren empor, kreisen wieder, lassen sich abermals herab, und wenn sie auch redlich bei der Futtersuche sind, alle Augenblicke flattert eine hoch und äugt umher, ob nicht ein Feind sich nahe, und wenn sie auch noch so eifrig bei dem Suchen sind, immer richten sie sich hoch und spähen sie aus dem Gekräute hervor.

Vielerlei ist auf der Brache zu finden, was ihren Schnäbeln paßt. Da liegen allerlei Samenkörner, große und kleine, die am Keimen sind. Wären die Turteltauben nicht, so könnte der Bauer der Ackerdistel nicht Herr werden. Aber eins nach dem anderen der schmalen Samenkörnchen verschwindet in den zierlichen Schnäbeln und auch die Samen von Quecke und Hedrich werden aufgenommen und noch von vielem anderen Unkraut, das dem Landmann Ärger und Sorge bereitet. Aber auch so manche kleine Raupe wird verspeist und jede Ackerschnecke, und selbst kleine Schnirkelschnecken mit derben Gehäusen werden nicht verschmäht und wandern in Kropf und Magen. Planmäßig rücken die Tauben voran, jeder Zollbreit des Bodens wird von den roten Augen abgesucht, eilig trippeln die rosigen Füßchen voran, und unaufhörlich picken die schwarzen Schnäbelchen.

Endlich ist ein Täubchen satt und fliegt zu Holze. Eine andere folgt und immer wieder eine. Hier und da schnurrt es im Holze wieder, doch ist das nur ein Zwischenspiel. Noch ist für die Liebe die Zeit nicht wieder da, denn erst ist eine andere wichtige Angelegenheit zu erledigen. Da, wo die alten Eichen sich über dem Bache erheben, ist ein flaches, toniges Ufer. Sonderbar genarbt ist der Schlamm. Das haben die Füße der Turteltauben getan. Vorsichtig nähern sie sich der Tränke. Rund umher sitzen sie im Unterholze und warten, ob auch ihr Durst noch so groß ist. Endlich flattert eine zu Boden, äugt lange umher, trippelt an den Bach, äugt noch einmal und steckt den Schnabel in das Wasser, in langen Zügen die Labe einziehend. Eine zweite kommt und eine dritte, eine streicht ab und wieder eine fliegt herbei und erquickt sich. Da raschelt ein Reh im Uferschilf und mit warnendem Flügelgeklatsche stiebt die ganze Gesellschaft von dannen.

Still ist es jetzt im Walde. Ab und zu schnurrt einmal ein allzu arg verliebter Täuber, aber dann rückt auch er sich wieder zurecht und verdaut. Dann aber wird der ganze Wald wieder laut von dem zärtlichen Geschnurre

und hier und da und dort treiben die Täuber die Tauben, steigen laut klatschend über den Busch, schweben zierlich dahin, lassen sich auf den Spitzen der Fichten nieder, schnurren lange und laut, jagen die Nebenbuhler fort und werben um Liebe, bis wieder die Stunde zum Feldfluge da ist und der Wald wieder stille wird. Noch einmal finden sich die Tauben an der Tränke zusammen, verträumen noch eine Verdauungspause, und wenn der Sonne schräge Strahlen die Fichten in rotes Licht hüllen, dann schnurren sie wieder eintönig, bis sie im dichtesten Fichtengeäste, wo der Kauz sie nicht fassen kann, sich bergen und die Köpfe im Gefieder verbergen.

Ein herrliches Leben ist es im Wiesenbachtale, auf dem Felde und im Busche, und nur wenn der Sperber sich blicken läßt, ist es still. Schlägt er auch einmal eine Taube, es bleiben noch genug übrig, um das Tal mit lustigem Leben zu erfüllen, und die Nester sind so sorgfältig versteckt, daß die Dorfjungen sie nicht finden. Denn so frei und offen die Turteltaube auch lebt, am Neste ist sie heimlich, wie ein Laubvögelchen. Im dicksten Gewirre der Fichtenzweige, im verworrensten Geflechte der Jungeichen oder dort, wo des alten Weißdornes Äste ein undurchdringliches Verhau bilden, steht es. Liederlich genug ist es freilich, denn auf andere Künste, als auf die Bauchrednerei, versteht sich das Täubchen nicht. Aber es genügt für die beiden weißen Eier und für die kurze Zeit, daß die Jungen im Neste hocken, denn sobald die Schwungfedern durchbrechen, flattern sie schon in den Busch.

Wenn die Taube nur einmal brütete, nähme sie es mit dem Nestbau wohl genauer. Aber kaum, daß die eine Brut beflogen ist, dann wird schon wieder gebaut. So hat die Taube nicht gerade sehr viel vom Leben. Kaum ist sie am Brutorte, sitzt sie auf den Eiern, und wenn ihr der Tauber auch beim Brüten etwas hilft, die Hauptmühe hat sie doch. Dafür unterhält er sie aber auch auf das schönste mit seinem Geschnurre und wenn die Kleinen da sind, füttert er eifrig mit, die ersten Tage mit dem eigens zu diesem Zwecke hergestellten Kropfkäse, und hinterher mit im Kropfe erweichtem Futter. Und so wachsen die Jungen und blühen und gedeihen und entwickeln sich aus kleinen piepsenden Scheusälern zu hübschen Täubchen, die eng zusammengedrückt im dichtesten Laube hocken und auf den Vater und die Mutter warten, bis sie beide nicht mehr nötig haben und sich selber trippelnd und kopfnickend auf dem Felde ernähren können.

Das wird ihnen leicht. Im Felde klingen die Sensen und die Augustsonne prallt auf die Roggenstoppel. Das aber ist der Tauben Erntefeld. Da schimmern überall die ausgefallenen Körner und von den Raden und Tremsen, Klingelwicken und dem anderen Unkraut liegt soviel Samen umher, daß die allerdümmste Jungtaube kaum zu suchen braucht, um satt zu werden. Allerdings erwischt manche der Sperber, der Strauchritter, wenn sie allzu arglos über das freie Feld fliegt, und stumm, ohne einen Klagelaut, ergibt sie sich

in ihr Schicksal. Die übrigen aber leben einen guten Tag nach dem andern in Feld und Busch, und gefällt es ihnen hier nicht mehr, so suchen sie sich eine andere Stätte.

Wenn aber die Herbstseide über das Feld segelt und die Schwalben in langen Reihen auf den Telegraphendrähten sitzen, dann treibt es die Turteltauben zum Süden, und in Ölbaumhainen und Palmenwipfeln verleben sie die Zeit, da ihr Brutbusch im Norden kahl und öde und die Wiesen im Bachtale fahl und traurig sind.

Der Stein- oder Goldadler.

Von Martin Braeß.

Hoch in den Lüften kreisen zwei mächtige Adler, ohne Flügelbewegung schwimmend im Luftmeer. Tief, unendlich tief unter ihnen einsame Bergketten, jähe Gehänge, steinbesäte Matten, Wälder, Täler und Klüfte, und weit in der Ferne am Horizont, wo abends die Sonne verschwindet, ein silbernes Glitzern: die Bucht von San Francisco mit ihren tief ins grüne Land reichenden Armen. Ist es ein anmutig Spiel in den Lüften, das die Könige der Vögel hier treiben, in Spiralen hinauf zu unermeßlicher Höhe, bis über die Wolken, und dann wieder hinab schnell wie der Blitz, jetzt ruhiges Schweben, und jetzt so mächtiges Schlagen der Schwingen? Oder halten sie Ausschau auf Beute, die gewaltigen Herrscher des weiten Reviers?

Nicht Liebeslust ist's, nicht Jagdbegierde, was die beiden vor einer Stunde veranlaßt hat, lautlos von der riesigen Sykomore zu gleiten, die den Horst trägt, und sich dann aufzuschwingen hoch über die Welt. Brütend saß das Weibchen über den Eiern, während der Gatte, heimgekehrt vom erfolgreichen Jagdzug, auf dem dürren Ast hockte daneben, die eine Klaue an den Leib gezogen unter das lockere Gefieder. Scharf hält er Ausschau, nichts entgeht seinem Auge. Die beiden Männer, die aufwärts wanderten im Felsental und jetzt mühsam an den blumigen Matten des Steilhangs emporklimmen, schwere Lasten am Rücken, hat er längst bemerkt. Jetzt haben sie den zerklüfteten Bergkamm erreicht und rasten, zurückblickend auf den beschwerlichen Weg; jetzt kommen sie näher — was wollen die trägen Erdbewohner in meinem Reich? Da lüftet er die gewaltigen Schwingen, und in herrlichem Flug schraubt er sich höher und höher; die Gattin folgt seinem Beispiel.

Und nun schauen sie zu vom blauen Himmel herab, wie die Eindringlinge halt machen unter dem Horstbaum. Jetzt werfen sie ihre Lasten ab, jetzt klettern sie mühsam empor an dem einen Stamm der Sykomore, die schon vom Boden an sich teilt in vier fast selbständige Bäume. Jetzt haben sie die Stelle erreicht, wo der horizontale Ast, der den Horst trägt, sich abzweigt, weit überhängend über den felsigen Absturz. Und jetzt die Kühnen, bald rittlings, bald in liegender Stellung schieben sie sich vor, weiter und





H. T. Bohlman. *Californien.*

Horst des amerikanischen Goldadlers auf einer Sykomore. Der Photograph bei der Arbeit.



H. T. Bohlman. *Californien.*

Horst des amerikanischen Goldadlers auf einer Sykomore. Der Photograph bei der Arbeit.

weiter, bis an den Rand des massigen Baus. Ein falscher Griff, das Brechen eines Zweigs, und mit zerschmetterten Gliedern würden die wagehalsigen Männer drunten liegen in der gähnenden Kluft. Jetzt untersuchen sie den Horst; fest ist er gefügt, beide würde er tragen, schon jahrelang hat er hier



H. T. Bohlman. *Californien, Ende März 1904.*

Horst mit Gelege des Goldadlers.

auf der Höhe dem Wetter getrotzt und dem Sturm. Eine ganze Wagenladung von Ästen und Stöcken, nicht nachlässig bloß zusammengeschleppt, sondern geschickt verwirkt in die Astgabeln, daß jedes einzelne Stück den Bau verstärkt, wie ein Stein sich fügt in den Stein, so bildet die riesige Masse den Grund

für eine Plattform, fünf Fuß im Durchmesser, in der Mitte eine runde Vertiefung, darin die beiden stattlichen Eier; ganz licht grünlichweiß der Grund, darauf graubräunliche Flecken und rostbraune Punkte. Ob sie das Nest seines Inhalts berauben? Kollernd vor Wut stößt der Adler einige Rufe aus, doch sie verhallen im Luftraum. Nur das Weibchen vernimmt es und antwortet zischend und pfeifend; die Männer am Horst hören es nicht.

Warum gebraucht ihr nicht eure Waffen, die starken, kräftigen Fänge mit den spitzen, scharfkantigen Krallen an den hochgelben Zehen, den furchtbaren Schnabel mit dem kühn geschwungenen Haken, der so oft schon Tod und Verderben gebracht hat? Warum holt ihr nicht aus zum Schlag mit den mächtigen Schwingen, über zwei Meter von Spitze zu Spitze? Leicht bewältigt der König der Lüfte jeden Feind, wie groß er auch sei und wie stark; nur den Menschen flieht er, scheu weicht er zurück vor dem schlimmsten der Räuber. Auch in der weltfernen Gegend, wo sein Horst steht, hat er ihn kennen gelernt, der aus dem tödlichen Lauf des Gewehrs die Kugel dem Herrn des Gebirgs in die Brust jagt. Jahrelange Verfolgung, die der Steinadler in den kalifornischen Bergen erfahren hat durch Jäger und kühne Eierräuber, haben ihn klug gemacht und scheu, aber nicht feige.

Doch die Männer gleiten herab von dem Baum, die Beute verschmähend. Jetzt öffnen sie unten am Boden die Säcke. Wie es blitzt an den Kästen, die sie ihnen entnehmen! Vorsichtig klettern sie dann mit der kostbaren Last, der eine an diesem, der andre an jenem benachbarten Stamm mühselig empor, noch höher als der luftige Horst zwischen ihnen. Dann befestigt ein jeder mit unsagbarer Mühe den Kasten in der Gabelung, die sicheren Halt zu bieten verspricht, wohl 20 Fuß entfernt von dem Horst — genau abgemessen jede Bewegung, genau überlegt. Endlich, endlich scheint es gelungen, was ihre Absicht. Sie klimmen wieder hinab, ihre Beute in dem dunkeln Behältnis, unsichtbar, nur ein Hauch, aber wertvoller als das Gelege im Horst. Drunten im Reiche der Menschen erzählt das photographische Bild von der Wohnung des Adlers, wie sie sicher gegründet ist, eine Burg auf luftiger Höhe, von dem Schatz, den sie birgt, und von der unendlichen Mühe, eh es gelang, vor ihrer Pforte zu stehen — was sind Beschreibung und Worte gegen ein einziges Bild!

Und sie kommen wieder nach Tagen, nach Wochen, die tapferen Männer. Nicht Jagdlust ist's, was sie treibt ins Gebirge, kein unsinniger Sport; der Wissenschaft wollen sie dienen, ein Geheimnis enthüllen, das sich verbirgt, unerreichbar fast dem an die Scholle gebundenen Menschen. Und es gelingt; Mut und Geduld, sie führen doch immer zum Ziele! Im Lauf von drei Monaten ist der Schleier gelüftet, der das intimste Familienleben des Königs der Vögel bisher verhüllte. Eine stattliche Zahl von Bildern zeigt nicht nur Horstbau und Eier, sondern auch die dem Gelege entschlüpften Jungen, ein paar Tage nur alt, im ersten Jugendgefieder, später wie die Federn hier



H. T. Bohlman. *Californien.*

Junge Goldadler, 40 Tage alt.

und da durchbrechen, dann das königliche Zwillingspaar, wie es sich aufgerichtet hat im Horst, endlich wie es hockt auf dem Ast, der sein Heim trägt, wohlbefiedert, bereit schon, zum ersten Flug die Schwingen zu lüften, die den stolzen Herrscher einst tragen sollen hoch in den Äther, daß er herabschaut auf alle Riesen der Erde. Welche Mühe, welche Geduld, wie groß die Gefahr! Sechs Bergfahrten, jede zwei Tage während, schmerzende Wanderung über rauhe Pfade nach der Höhe des felsbesäten Rückens, belastet mit schwerer Kamera und über 100 Platten! Das Erklettern des Horstbaums, jeden Augenblick in Gefahr, wenn ein Zweig bricht, eine Hand gleitet oder ein Fuß, die schwierige Wahl eines geeigneten Platzes zum Photographieren, das mühsame Befestigen der Kamera — weh, wenn sie abstürzt, mehr als 200 Dollar liegen dann zertrümmert zwischen den Felsen, und alle Arbeit vergebens — das hundertmalige Prüfen und Ändern und wieder Probieren, der gefahrvolle Abstieg, Hunger und Durst, und dem Wetter ausgesetzt im nächtlichen Lager unter einem Baum, eine Meile entfernt vom Felsen des Adlers! Nur ein großes Ziel läßt solche Beschwerden überwinden, solche Gefahren bestehen.

Der Steinadler benutzt den einmal erbauten Horst Jahr für Jahr; selbst wenn er beunruhigt wird, läßt er sich so leicht nicht vertreiben aus seinem Heim. Es ist seine Stammburg, vielleicht ererbt von den Vätern! Drei, vier Jahre hintereinander haben geldgierige Sammler die Eier entwendet und zufrieden den hohen Erlös in die Tasche gesteckt; im vorigen Sommer ist die Gattin der Kugel des Schützen zum Opfer gefallen, und doch, er ist wieder da bei seinem Horst, ganz zeitig im Jahre, wenn der Lenz sein Kommen nur erst zaghaft verkündet. Eine neue Gattin hat der König der Lüfte gefunden, und sie hilft ihm bereits, das Nest auszubessern und es neu zu belegen mit dünnen Zweigen und trockenem Laub; denn abgetragen bis herab zu der Plattform sind die oberen Teile des Baus durch den Sturm in der Höhe. Dann wird die Aushöhlung in dem weicheren Material sorgfältig gebildet mit Klaue und Schnabel und durch Wenden des Körpers; wohl auch ein Lorbeerzweig wird abgedreht von einem der immergrünen Bäume und mit verwoben in die Mitte des Horstes. Stolz und verjüngt erhebt sich nun wieder der stattliche Bau, bereit zum Empfang der Eier, die das Paar ihm vertrauen wird.

Doch das Weibchen wartet noch Tage, ja Wochen, ehe es ernstlich beginnt, an seine Pflichten zu denken. Stundenlang sitzen die Gatten eng beieinander auf einem Ast in der Nähe, stolz, wie es scheint, auf ihr gelungenes Werk. Gemeinsam ziehn sie dann aus, nach Beute zu spähen; hoch in den Lüften beschreiben sie ihre majestätischen Kreise, den ganzen Gebirgsrücken von hier aus beherrschend. Auf einem Felsen lassen sie sich nieder, der den hügligen Hang überragt; das ist ihr Wachtturm, von

dem sie herabstoßen auf die nichtsahnenden Opfer zu ihren Füßen. Erdeichhörnchen sind es, die den Boden an manchen Plätzen förmlich durchlöchert haben, Bau neben Bau. An Ort und Stelle wird die Beute gekröpft oder nach dem Felsen getragen, bisweilen auch in die Äste des Horstbaums. Auch größere Säuger werden bewältigt, kein Vogel verschmäht bis herab zur Größe des Feldhuhns; aber die Erdeichhörnchen bilden doch die Hauptmasse der täglichen Nahrung in diesem Revier, sowohl jetzt wie auch später, wenn die Jungen nach Speise verlangen.

Anfang März mag es sein, da liegt das erste Ei in dem Horst und ein paar Tage später das zweite. Dem Weibchen fällt das Brutgeschäft allein zu, höchstens daß es sich einmal auf kurze Zeit ablösen läßt von dem kleineren Gatten, der niemals weit sich entfernt von seinem Heim. Gern sitzt er ganz in der Nähe auf einem Ast, und sein Adlerblick hält Umschau weit in die Ferne. Nach einem Monat und ein paar Tagen durchbrechen die Jungen die Eischale, nicht größer als neugeborene Küchen. Weißwollig ist ihr Kleid, zarter schneeiger Flaum; vier Wochen dauert's etwa, bis endlich zwischen den Dunen die ersten Federn hervorsprießen und an den Flügeln die Schwingen zu keimen beginnen und das Steuer am Schwanze. Überaus langsam geht die ganze Entwicklung der Zwillinge vor sich. Vier Wochen sind sie schon alt, und noch recht wenig gewachsen; nur der Kopf erscheint ziemlich groß und auch der Schnabel, ein echter Adlerschnabel bereits mit sich krümmender Spitze und gelber Wachshaut am Grunde. Die schwefelfarbenen Fersen und Zehen sind noch so schwach, daß sich die Kleinen nicht aufzurichten vermögen; nur den Kopf heben sie auf, wenn sie die Eltern erwarten. Diese tragen fast überreichlich Sorge, daß den Jungen die Atzung nicht fehle. In den Klauen schleppt Vater oder Mutter ein Erdeichhörnchen herbei, zerreißt es am Horstrand in geeignete Stücke und reicht dem Kleinen den Bissen in den sperrenden Schnabel. Später lernt der Jungvogel die abgeteilte Portion selber vom Horstrand aufheben, noch später, wenn die weißbefiederten Fänge so kräftig, daß sie den Körper endlich zu tragen vermögen, da sind die Alten der Arbeit enthoben, das Wildbret zu teilen; mit Gier zerreißen's die Jungen selber in Stücke. Meist haben sie mehr an Nahrung, als sie augenblicklich bedürfen. Einer blutigen Fleischbank gleicht dann der Horstrand, Beute mancherlei Art zur Auswahl, bepelzt und befiedert. Doch die Erdeichhörnchen bilden die Mehrzahl der Opfer, gewissermaßen das tägliche Brot für die Jungen wie für die Alten; vier, fünf Stück liegen nicht selten gleichzeitig im Horst. Sechs solcher Nager, vielleicht auch noch mehr, bedarf die Adlerfamilie tagtäglich, wenn man gering schätzt — 540 Stück im Laufe der Nistperiode, die ungefähr drei volle Monate währt.

Die ersten wirklichen Federn sprossen am Rücken hervor, an den Flügeln und an der Brust; tiefschwarz sind sie gefärbt, von dem schneeweißen Dunen-



H. T. Bohlman. *Californien, Mai 1904.*

Die Photographen bei der Aufnahme der jungen Goldadler im Horst.



H. T. Bohlman. *Californien.*

Junge Goldadler auf dem Horst, 55 Tage alt.



H. T. Bohlman.

Junge Goldadler



Californien.

Horst, 55 Tage alt.

gefieder prächtig sich abhebend, ein scheckiges Kleid. Zwei Monate sind die Jungen nun alt, da sind die Federn schon an den meisten Stellen des Körpers gewachsen, zum Teil schon von stattlicher Länge, so die Decken der Flügel und das Nackengefieder; stämmig sind jetzt die Ständer, die schwarzen Krallen so stark, der Schnabel mit hakiger Spitze, das braune Auge blickt feurig. Jetzt sind's schon fertige Adler in der ganzen Erscheinung, wenn auch nur halb erwachsen, noch nicht ausgefärbt das Gefieder, noch an den Horst gebunden, von dessen Rand sie in die Tiefe hinabschauen.

Und von Woche zu Woche werden sie männlicher, kräftiger, stärker; größer und schwerer sind sie bereits, als die stattlichste Henne. Das Weiß des Gefieders ist fast völlig verschwunden, nur das Vorhemd und die Ständer zeigen noch die schneeige Farbe; sonst ist der ganze Körper von dunkelbraunen bis schwarzen Federn bedeckt, denn Weiß paßt nicht für das Kleid eines Jägers. Die Schwingen gewinnen allmählich an Härte, und das Steuer des Schwanzes schiebt sich kraftvoll weiter hervor unter dem Kleingefieder. Auf dem Rand des Horstes hüpfen die beiden Geschwister jetzt häufig umher, die stattlichen Schwingen übend; ob sie den Körper wohl tragen bis hinüber zum benachbarten Aste? Die Eltern sehen es mit Freude. In sausendem Flug kommt die Mutter herbei, mit einem der Nager in den blutigen Fängen. Sie läßt sich nieder auf jenem Ast in der Nähe und lockt mit der Beute ihre Kinder zum ersten Flug aus dem Horst. Der Vater schwebt über ihnen und faßt dann Fuß auf dem Nestrand neben den Jungen; nun zeigt er es den beiden, wie man sich abschwingt und getrost sich der Luft vertraut, hoch über dem Abgrund, und wie man sich niederläßt, mit sicherem Griff den Ast umfassend, den man als Ziel sich erwählt hat. Noch immer zögern die Kinder. Da streift er eins mit dem Fittich; weit lüftet's die Schwingen, das Gleichgewicht sich zu bewahren. Vom Horstrand löst sich die Klaue, die eine erst, dann auch die andere, und mit unsicherm Schlag der Flügel schwebt und flattert der ängstliche Schüler hinüber zur Mutter nach der leckeren Mahlzeit. Der Bruder folgt hurtig dem Beispiel. Nur der Anfang ist schwer; bald kennen sie jeden Ast ihres Horstbaums, bald die Wipfel der benachbarten Bäume, die Felsen, den hügligen Hang mit den tausend Nagern, die schnell verschwinden in der dunkeln Wohnung unter der Erde und doch so oft noch erwischt werden von dem sichern Griff der nach ihnen stoßenden Adler. Bis die Jungen es können, dauert's freilich noch Wochen, und Geduld kostet's die Eltern, ehe die Kinder alles begreifen.

Aber das Brutgeschäft ist doch glücklich zu Ende, seit Jahren wieder die ersten Jungen, deren der König der Vögel sich freuen darf. Lange hat es gewährt, bis es so weit ist: vier Monate etwa. In den ersten Tagen des März, gerade als die Sykomore die grünen Blätter zu treiben begann, waren die Eier gelegt, Anfang der zweiten Aprilwoche schlüpften die Adlerchen

aus. Im Mai begannen die schwarzen Stiftfedern zu treiben. Ende des Monats saßen die jungen Tiere aufrecht auf ihren Ständern und zerteilten sich selbst die von den Alten zu Horste getragene Beute in mundrechte Stücke. Und gegen Ausgang des Juni, als die Sonne ihre weiteste Bahn beschrieb am Himmelsgewölbe, jedes Grasblatt vertrocknet war am Hang der Gebirgskette, jeder Tropfen Wasser aufgeleckt von den durstigen Strahlen, da endlich verließen die fürstlichen Kinder das Stammschloß der Väter.

Wieviel schneller spielen sich doch die verschiedenen Perioden im Familienleben der Kleinvögel ab, auch wenn die Jungen Nesthocker sind gleich den Jungen des Adlers. Vier Wochen währt es nicht ganz von dem Zeitpunkt an, wo z. B. beim Hänfling das Gelege vollzählig im Nest bis zu dem Tage, an welchem die Jungen ausfliegen; denn nur 13—14 Tage dauert die Zeit der Bebrütung, und nach 12 Tagen etwa sind die Hänflingskinder schon flügge. Aber was ist solch Tierchen auch gegen den Adler, den König der Vögel!

Nun ist der Adlerhorst leer, wenigstens für die meisten Stunden des Tages, wo die Familie dem Jagdsport huldigt oder der edeln Flugkunst; nur des Abends, meist auch zu Mittag, wenn die Sonne heiß brennt, doppelt heiß im Gebirge, sucht alt und jung den Horstbaum noch auf. Würden die Männer jetzt wieder erscheinen mit ihrer Kamera zum Photographieren der Königsbrut, vergeblich wär' ihr Bemühen, ausgeflogen das Nest; der mächtige Herrscher der Berge, erwachsen und frei, läßt sich auf die Platte nicht bannen.

Wie gut, daß die Bilder der Jungadler so vortrefflich gelangen, kurz vor dem Verlassen des Horstes. Zwar wütend ist die Gebärde — von freundlichem Ausdruck, dem Menschenphotographen erwünscht, keine Spur; dafür sind es auch Adlerkinder, erbrütet und erzogen von der wildesten Kreatur unter dem Wild. Das wiederholte Kommen ihrer menschlichen Freunde hat sie nicht milder gestimmt. Zischend und fauchend vor Wut wollten sie die Hand zerreißen, die sie berührt, und nur allmählich fügten sie sich, gleich gefangenen Löwen dem Wärter. Eine wilde, unzähmbare Seele, wie sie dem furchtbaren Schnabel entspricht und den gewaltigen Klauen, blickt aus dem tiefliegenden Auge unter der zottig befiederten Braue. Blut ist ihr einziger Gedanke, Blut von der Geburt an bis zum Tode; sie warten sehnsuchtsvoll auf die Tage der Kraft, wo sie blutige Streiche ausüben können. Und ihr Ziel ist erreicht jetzt; keine menschliche Hand wird ihr Gefieder wieder berühren, es sei denn, daß der lauernde Schütze die edle Beute erlegt und den Hut sich schmückt mit einer Feder aus dem schwarz gebänderten Stoß zur stolzen Trophäe.

Es wird hohe Zeit, der blinden Verfolgung des Steinadlers Einhalt zu tun. Besonders durch Eiersammler haben die Vögel in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren in Amerika so stark gelitten, daß sie, obwohl anhänglich an ihr Heim, schließlich doch gewisse Plätze aufgegeben haben, die sie ehemals



H. T. Bohlman. *Californien.*

Nahezu ausgefiederter junger Goldadler, 55 Tage alt.



H. T. Bohlman. *Californien.*

Junger Goldadler in Kampfstellung.

regelmäßig bewohnten. Früher fand man den Steinadler ebenso häufig östlich, als westlich des Mississippi; immer mehr aber hat er sich zurückgezogen vor der Kultur. Nach W. L. Finley mag wohl noch hie und da in den wildesten Gegenden von Neuengland ein einzelnes Paar leben oder im Norden vom Staate Neuyork; wenige mögen noch ihre Wohnung haben in den Bergen der beiden Virginien, in Kentucky, Tennessee, Georgia oder in Carolina; aber in diesen östlichen Staaten ist heute der mächtige, stolze Vogel doch überall nur eine äußerst seltne Erscheinung. Häufiger noch bildet er eine unvergleichliche Zierde der Gebirgswelt des Westens; namentlich Kalifornien beherbergt noch manchen stolzen Horst, ebenso die Rocky Mountains, wo der Steinadler gern auf unzugänglichen Felsen und Klippen sein Heim aufschlägt, während er in Kalifornien und Oregon Bäume bevorzugt, Eichen, Sykomoren und Nadelbäume an den rauhen Steilhängen tiefer Gebirgstäler.

Aber das Vaterland des königlichen Vogels ist noch viel, viel größer; wie sollte es auch beschränkt sein auf die Neue Welt allein! Die mächtigen Schwingen, fest und elastisch wie Stahl, kennen keine Entfernung, keine Ermüdung; das Luftmeer haben sie sich erobert, das gewaltige Luftmeer, das alles Wasser und Land unsrer Erde umhüllt. Nordafrika beherbergt den Steinadler so gut wie der höchste Norden Europas, die Gebirge Spaniens sind seine Heimat wie fern im Osten die waldreichen Ketten in Daurien und am Amur. Freilich der zunehmenden Kultur in unserm Erdteil ist der majestätische König der Vögel gewichen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Nur in den einsamsten Gebirgen, auf den unzugänglichsten Felsen erbaut er den Horst, nur in großen zusammenhängenden Wäldern der Ebene. Aber weite Flüge unternimmt er im Herbst und im Winter, unberechenbar, ohne Ziel wie es scheint. Kein Land in Europa, wohin ihn nicht schon die kräftigen Schwingen getragen, oft zu seinem Verderben; denn es ist nun 'mal so, daß es den Schützen lockt, mit unwiderstehlicher Gewalt ihn treibt, dem edeln Recken das tödliche Blei in die Brust zu jagen, wenn er sich überlisten läßt von den Ränken der Menschen.

„Schutz den Naturdenkmälern!" so lautet heute die Losung bei den Freunden der Heimat. Schutz auch allen Adlern, eh' es zu spät! Wenn sie hoch im blauen Äther so stolz und so frei ihre majestätischen Kreise ziehen, sind sie ein Schmuck der einsamen Landschaft, von unsagbarem Reiz für Auge und Herz des Naturfreundes. Soll auch der letzte dieser herrlichen Vögel verschwinden, soll es für ihn, der uns anmutet wie ein Recke aus den Zeiten der Urväter, nicht doch noch einen Platz geben in unserm Vaterland, hoch in der Alpenwelt oder unten in den unermeßlichen Wäldern der Ebene? Läßt sich der Wert eines Geschöpfes immer bestimmen nach klingender Münze? Gibt es nicht noch andre, ideale Gesichtspunkte? Hat nicht jeder Mensch, auch der ärmste, ein Anrecht an die Natur? Kann er nicht fordern, daß sie

möglichst erhalten bleibe in ihrer wunderbaren Schönheit, daß ein Geschöpf nur dann spurlos vertilgt werde, wenn es das Wohl der Allgemeinheit erheischt? Wirklich bedauernswert der Staat, der nicht die paar hundert Mark opfern kann, dem Jagdbesitzer, auf dessen Revier ein Adlerpaar horstet, den Schaden zu ersetzen, der ihm durch diese edeln Vögel erwächst! Vor ein paar Jahren, am 13. August 1904, ist das neue preußische Wildschongesetz in Kraft getreten; die Adler, die früher jedes Schutzes entbehrten, hat man unter die jagdbaren Vögel aufgenommen. Den Gesetzgeber leitete offenbar die Absicht, der Forderung, daß seltene Tierarten zu erhalten seien, wenigstens theoretisch mehr als bisher gerecht zu werden. Aber wirklichen Erfolg darf sich niemand von der neuen Bestimmung versprechen, so lange nicht auch zugleich eine Schonzeit für seltene Raubvögel angeordnet und streng durchgeführt wird. Prämien sind auszusetzen, nicht für Einlieferung der Fänge, sondern für den Nachweis, daß ein Adlerpaar, welcher Art es auch sei, in dem Revier gehorstet und seine Jungen ausgebracht hat. Auch die für die preußischen Staatsforsten geltende Verfügung vom 23. Mai 1906, daß die Adler, soweit sie im Jagdgebiet horsten, nicht erlegt werden dürfen, ist wenig wertvoll; denn alle Adler beanspruchen ein sehr weites Gebiet und kümmern sich nicht um die Abgrenzung der Reviere.

Es ist kaum noch eine oder die andere Stelle im Deutschen Reich und in den angrenzenden Ländern bekannt, an denen heute noch der Steinadler horstet, wenn wir absehen von den Alpen und dem langen Zug der Karpathen. Als Brutvogel kommt er nur noch vor in Ostpreußen und zwar in der alleräußersten östlichen Stelle in der Jura, möglicherweise auch noch an ein oder dem andern Platze der ausgedehnten Waldungen dieser Provinz; in Pommern horstete er vor nicht langer Zeit, ebenso in Westpreußen, auch im Böhmerwalde, in Mähren und auf dem Riesengebirge. Dagegen ist in den Alpen, in der Tatra, in den Südkarpathen der Steinadler noch keineswegs so selten, wie man gewöhnlich annimmt, trotz aller Verfolgung, der er ausgesetzt ist, und das Aussterben des mächtigen Vogels steht wenigstens unmittelbar noch nicht bevor. Aber der Anfang vom Ende ist für manche Alpenländer bereits da, obgleich durch Zuzug von außen immer wieder teilweise ergänzt wird, was den Nachstellungen zum Opfer fällt. Wie erging es dem Steinbock der Alpen, wie in neuester Zeit dem gewaltigsten Bewohner der Lüfte, dem Bartgeier? Verschwunden sind sie aus unserer ohnehin nicht artenreichen Alpenfauna. Auch die Gemse würde schon längst das gleiche Schicksal ereilt haben, wenn sie sich nicht des strengsten Schutzes seit langem erfreute, der für den Steinbock leider zu spät kam. Wann werden die Menschen lernen, klug zu werden aus bittrer Erfahrung?

In den Alpen wählt sich der Stein- oder Goldadler gleich den allermeisten echten Alpenvögeln, Steinkrähe, Alpendohle, Schneefink, Felsen-

schwalbe, Alpensegler, Mauerläufer, Schneehuhn, Steinhuhn und einigen anderen, einen Felsen aus zum Bau seines Horstes, nicht wie im Niederland einen Baumriesen. Selbst im Dunkel des Alpenwaldes, der stets auch einige schwer zu erreichende Felspartien birgt, legt er seinen Horst auf diesen an, die Bäume verschmähend. Das ist ja der sicherste Platz für ihn und zugleich der bequemste. Eine Felsennische an steiler Wand ist bald ausgelegt mit Ästen und Zweigen, unzugänglich für jeden Räuber der Eier und Brut, sicher vor Wetter und Sturm. Und nicht nur im Innern des eigentlichen Hochgebirges verhält sich der Steinadler so, auch in den Gebirgsstöcken und Ketten, die am weitesten vorgeschoben sind gegen die Niederung und die tiefst gelegenen Horste bergen, rechtfertigt der Vogel seinen Namen, bis auf ganz verschwindende Ausnahmen, wo man seinen Bau auch auf Bäumen gefunden.

Wie ein König mehrere Schlösser, so besitzt manches Steinadlerpaar eine ganze Anzahl von Horsten, drei, vier, bisweilen noch mehr, die es wechselweise bewohnt. Oft liegen sie weit auseinander. Jahre hindurch hat ein Paar auf demselben Felsen gehorstet, hoch im Gebirge, unzugänglich dem menschlichen Fuß. Die Leute im Tal kannten alle die mächtigen Vögel; sie haßten die Räuber, die wiederholt, selbst vor den Augen des Hirten, ein junges Lamm, ein Ziegenböckchen von grüner Matte weggeraubt hatten, um es dann hoch durch die Luft den Jungen zu bringen. Die Mütter schreckten einander mit Geschichten, die sie wußten aus vergangenen Tagen, wo der Adler sogar ein kleines Kind nicht verschonte, das sich selbst überlassen war beim stillen Spiel mit den Blumen am Hang. Der Jäger verfluchte die Räuber der Gamskitzen, des Schneehuhns, des Spielhahns, und gierig aufs Schuß- oder Fanggeld suchte er oftmals schon aus dem Hinterhalt einen der Vögel zu erschleichen, auch verschmähte er's nicht, Pfahleisen zu stellen und zu beködern mit leckerer Speise. Vergebens, das Adlerauge hatte den Schützen stets früher erspäht, als dieser den Vogel, und mißtrauisch „äugt" er nur nach der heimtückischen Falle. Die Hirtenbuben mühten sich ab, den Horst zu erreichen, um die Eier zu holen oder die dunenbefiederten Jungen; umsonst, kein menschlicher Fuß wird je den Thron des majestätischen Herrschers betreten mitten an der jäh aufsteigenden Felswand. Sie zählten schon alle die Gulden, der Herdenbesitzer im Tal, um die das Adlerpaar ihn gebracht, der Jäger, die Buben, um die sie reicher sein würden, wenn die Kugel die Vögel endlich erreicht hat, wenn der Horst erklettert und die Eier, die Jungen in ihrer Gewalt sind. Da war es mit einemmal verschwunden, das Herrscherpaar des weiten Reviers. Der Hütejunge erzählte noch, daß vier Adler auf einmal hoch über die Zinnen des Kamms hinübergezogen, wer sagt es, wohin? Die Alten waren es mit ihren erwachsenen Kindern. Der Horst blieb verlassen auch im kommenden Lenz, und niemand weiß es, warum. Sagte dem Paar der alte Platz nicht mehr zu, weil das einsame Bergtal jetzt öfter

begangen ward, seit man drüben begonnen, den Hang zu entwalden? Sind der Murmeltiere, der Alpenhasen, der Wildhühner allmählich weniger geworden durch die eigne Verfolgung, so daß es den Alten erschwert war, die Brut großzubringen? Oder hat sie des Jägers Hinterlist vergrämt, der ihnen auflauert? In einem Nachbartal, meilenweit entfernt für den menschlichen Fuß, wissen die Vögel einen andern Horst, den sie vor vielen Jahren benutzten. Dort horsten sie wieder im kommenden März.

Die alte Streitfrage, ob Stein- und Goldadler zwei verschiedene Arten sind, ist endgültig entschieden. Man nimmt heute nur eine einzige Art an, die aber wenigstens in zwei Typen zerfällt, in den im allgemeinen dunkelbraun befiederten, und den auf der Unterseite und den Hosen rostgelb oder rostrot gefärbten Typus. Nur ersterer, der eigentliche Steinadler, brütet in den Alpen und Karpathen, auch flachere Gegenden Ungarns bewohnt er und niedrige Höhen, z. B. die Fruska-Gora; er ist es, dessen Flug der Besucher des Karstes, Bosniens und der Herzegowina noch immer häufig bewundern kann. Die andere Form aber, der Goldadler im engeren Sinne, ist nur ein paarmal in Galizien und Ungarn erlegt worden; er ist Brutvogel nur im östlichsten Europa und in Asien. Doch finden sich in den östlichen Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie bereits Anklänge an den Goldadler vor, aber nur ausnahmsweise.

So wild, so unbändig der Steinadler in der freien Natur sich zeigt, so ist es doch bisweilen gelungen, solche, die in Gefangenschaft geraten waren, bis zu einem gewissen Grade zu zähmen; ja es sind Fälle bekannt, wo die Beherrscher der Lüfte sogar recht zutraulich geworden sind und ihrem Pfleger gegenüber alle Bosheit und Tücke ablegten. Noch heute wird der Goldadler von manchen Völkern des Orients, z. B. von den Baschkiren, Kirgisen, Tataren und anderen Stämmen zur Beizjagd abgerichtet. Bei seiner Stärke und Kraft bewältigt er auch größeres Wild, z. B. Rehe, Antilopen, ebenso Füchse, Luchse und selbst Wölfe. Wegen seines Gewichts kann der Vogel vom Falkonier nicht auf der Faust getragen werden, wie die kleineren Beizvögel, sondern er fußt auf einem Querholz, das an einem senkrechten Stab befestigt ist, dessen unteres Ende dem Steigbügel aufsitzt. „So bringt der Reiter ihn, mit verkapptem Kopfe, dem Wilde so nahe wie möglich, nimmt ihm jetzt die Kappe von den Augen und läßt ihn auf jenes los. Am Werte wird ein so abgerichteter Steinadler dem besten Pferde oder zwei Kamelen gleichgestellt."

Todesschrecken unter allen vierfüßigen und geflügelten Tieren, wo der Steinadler sich zeigt. Die geängsteten Gemsen drücken die Kitzen gegen die Felswand, und zitternd suchen sie ihre Kinder mit dem eigenen Leibe zu decken. Aber wie ein Sturmwind kommt der Räuber herbeigesaust; verwirrt springt die Schar auseinander, und tief bohren sich die Krallen der Fänge ein



H. T. Bohlman.

Junge Goldadler auf einem Ast



Californien.

ıb as, völlig ausgefiedert, 62 Tage alt.



H. T. Bohlman. *Californien.*

Junge Goldadler auf dem Horst, 55 Tage alt.

in das Opfer, um es hoch über die Abgründe und Felsen wegzutragen nach dem Horst oder einem andern Platz zum grausamen Mahl. In toller Hast suchen die Schneehasen ein Gebüsch zu erreichen, wenn sie das Flugbild des Steinadlers hoch in den Lüften sehen; die Rebhühner flattern schreiend empor. Die Hühner und Puten im Hofe des Älplers stürzen nach einem Verschlag, die Gänse und Enten eilen nach dem Wasser und tauchen unter;



H. T. Bohlman. *Californien.*

Kopf des ausgefiederten jungen Goldadlers im Alter von 62 Tagen.

heulend zieht sich der Kettenhund in die sichere Hütte zurück; die Katze duckt sich in einen Winkel. Selbst andere starke Räuber suchen ihr Heil in der Flucht: der Wanderfalke, der eine Taube in den Fängen trägt, der Bussard, sogar der Schreiadler, sie alle überlassen dem Mächtigen lieber die Beute, als daß sie den ungleichen Kampf aufnehmen. In dem Steinadler sehen sie den Herrn und Gebieter, den König der Lüfte.

29*

Der Austernfischer.

Von Otto Leege.

Wer je als Gast die Bäder der Nordsee besuchte, dem werden sich einzelne Typen aus der unendlich reichen Vogelwelt der langgestreckten Küste eingeprägt haben, die ihm für alle Zeiten unvergeßlich bleiben werden: die weißen Raben des Meeres, die herrlichen Möwen, die gierig nach Beute ausspähend dem Kiele des Schiffes folgten, um in elegantem Bogen abwärts streichend die zugeworfenen Brocken von der Oberfläche des schäumenden Wassers zu haschen, die leichtbeschwingten Seeschwalben, deren Sinn nur auf spielende Fischlein gerichtet ist, die Legionen kleiner Strandläufer, an deren auf- und niederwogenden Flugspielen sich das entzückte Auge nicht satt sehen kann, oder die stattlichen Austernfischer, die in langen schwarz-weißen Reihen den grünen Ufersaum effektvoll abgrenzen.

Doch Austernfischer? Welch seltsamer Name! Der Mann, der diesen Namen erfand, war gewiß kein nüchterner, klarblickender Küstenbewohner; seine Phantasie übertraf unzweifelhaft seine Beobachtungsgabe. Die Leute von der Seekante geben ihren Vögeln trefflichere Namen, deren Wesen und Bedeutung jedem Binnenländer, mag er auch kein Wort Friesisch oder Plattdeutsch verstehen, sofort zum Bewußtsein kommt. Fast alle Volksnamen an der Küste sind den charakteristischen Lockrufen der Vögel entlehnt, und wie ein Kind denjenigen verwundert anschauen würde, der ihm für Kiebitz oder Kuckuck einen anderen Namen bieten wollte, so würde auch der sinnige Friese ein verächtliches Achselzucken für den haben, der ihm die so oft nichtssagenden Kunstausdrücke unserer Lehrbücher vermitteln möchte. Obgleich früher selbst nahe zusammenliegende Inseln keinen Verkehr untereinander hatten, so sind doch die Vogelnamen für die einzelnen Arten trotz anscheinender Verschiedenheit in ihren Grundtönen gleich; sie alle spiegeln je nach Auffassung des Ohres die Klangfärbung ihres Rufes wieder. So nennt man den Austernfischer von den Küsten Niederlands bis hinauf nach den Gestaden Dänemarks Liew.

Woher wohl nun der unzutreffende Name Austernfischer? Austern fischt er gewiß nicht; liegen doch die Austern selbst bei niedrigstem Wasserstande wenigstens einen Meter unter der Oberfläche, also für ihn unerreichbar.



M. Behr. Norderooge, Juni 1907.

Flugbilder des Austernfischers.

Werden selbst nach Stürmen noch lebende Austern ans Ufer geworfen, so würde der Austernfischer seinen Wagemut, seinen Schnabel in die geöffneten Schalen zu stecken, mit dem Leben büßen müssen; denn die gewaltige Kraft der Schließmuskeln gibt den vorwitzigen Schnabel nicht wieder frei. Oft genug findet man im Winter tote Austernfischer am Strande, denen sogar die weit harmloseren Schalen der Miesmuscheln zum Verhängnis wurden.

* * *

Im Mai haben sich die braunen Wattweiden mit dunklem, tiefem Grün überzogen. Im Hintergrunde heben sich malerisch die zackigen Dünenlinien in blendender Weiße ab, an den unteren Abhängen umsäumt von braunem, knospendem Sanddorn. An der Wassergrenze gucken aus dem kurzen Rasenteppich die weißen Kreuze des englischen Löffelkrauts, und weiter hinauf ist das Grün überflutet von unzähligen, rosafarbenen Köpfen der Grasnelke.

Ein schwacher Ost kräuselt die Wellen des weiten Wattes; die aufgehende Sonne gibt ihnen den gleißenden Schein flüssigen Silbers, und die aufsteigende Flut drängt sie sanft gegen das braune ausgewaschene Ufer. Stelzfüßige Brachvögel rasten nach langem Umhertreiben, ermüdet von der Jagd, am Uferrande, das langgeschnäbelte Haupt gleichgültig dem Wasser zugekehrt oder es in das graue Rückengefieder verbergend. Daneben ein Trupp Regenbrachvögel, nur ein wenig kleiner. Einige der größeren Vettern schauen geringschätzig auf die kleineren, andere schreiten mit gebogenem Halse umher, gravitätisch, mit hochgehobenen Beinen und fühlen sich als Herren der Situation, wenn sie zu dem kleinen Gelichter abseits hinüberblinzeln. Ein Trupp Alpenstrandläufer hat sich niedergelassen, und auch sie, die Nimmermüden, haben ihre quecksilberne Beweglichkeit eingestellt, als wollten sie frische Kräfte sammeln zum Hasten und Jagen, das mit dem Eintritt der Ebbe beginnt. Dahinter etliche verspätete Kiebitzregenpfeifer,

robustere Gestalten, auf dem Rücken silberfleckig, die Brust tiefschwarz. Ihre Brüder sind bereits zu ihren hochnordischen Nistplätzen, aber diese wenigen scheinen keine Lust zu spüren, ihnen zu folgen. Da stehen ja auch in goldgeflecktem Mantel ihre nächsten Verwandten, die Goldregenpfeifer, ebenfalls in tiefschwarzer Brust. Auch sie haben sich verspätet; denn jene Zeit, als sie noch den Inseln der Nordsee als Brutvögel angehörten, ist längst dahin, und nur noch eine geringe Zahl nistet auf den öden Heiden und Mooren Norddeutschlands. Unter ihnen sieht man einzelne rote Limosen, mit schwach aufwärts gebogenen Schnäbeln, ebenfalls Nachzügler jener großen Züge, die vor wenigen Wochen ihren nordischen Heimstätten zustrebten. Nur jetzt, in der glücklichsten Zeit ihres Daseins, auf dem Höhepunkt ihres Lebens, wo ihnen das Liebeswerben die schönsten Farben verleiht, verdienen sie ihren Namen mit Recht; denn glänzend rostbraun ist ihre Unterseite, und wenige Monate später tritt an die Stelle des gesättigten Rostbrauns ein fahles Grauweiß.

An dieses wechselreiche Bild schließt sich ein anderes. Hunderte schwarzweißer Vögel reihen sich aneinander, die eingezogenen Hälse dem Wasser zugekehrt, den langen, geraden, feurigroten Schnabel etwas niedriger als die Horizontale des übrigen Körpers, die stämmigen blaßroten Ständer aufrecht.

Plötzlich kommt Leben in die Massen. Nähert sich ein Feind? Im Nu heben die großen Brachvögel ihre spitzen Schwingen, und sie, als die vorsichtigsten aller Strandvögel rasen unter rauhem „Trau-u-with“ warnend davon, und aus der Ferne tönt es noch immer „wihk-tloit“. Ihnen folgen die Regenbrachvögel in höherem tremulierendem „Tlü-ü-ü-üh“, die Kiebitzregenpfeifer mit hellem, scharf pfeifendem „Tlj-e-ih“, die Goldregenpfeifer mit weichem, flötendem „Tlüi“, und tausendstimmig dazwischen klingt das leise „Trij trij“ der Alpenstrandläufer. Als letzte setzen sich die Austernfischer in Bewegung. Die nächsten erheben sich zuerst, und wie eine vom Boden aufgehobene lange Schnur folgen alle und vereinigen sich in der Luft zu ungeordneten Haufen, die alle denselben Kurs einhalten, bald höher aufwärts strebend, bald nahe dem Wasserspiegel, getrennt von all den übrigen Arten, die vorhin mit ihnen dasselbe Gebiet teilten. Mit schnellen, kräftigen Flügelschlägen eilen sie vorwärts, und die spitzen Schwingen werden fast zitternd auf- und abwärts bewegt, so daß ein Unkundiger an den Flug der Enten erinnert wird. Die schwarze Oberseite wird nur unterbrochen durch die breite, weiße Flügelbinde und den weißen Unterrücken, die ganze Unterseite leuchtet reinweiß. Diese einfache Farbenzusammenstellung wirkt außerordentlich dekorativ, ja vornehm, und das Auge haftet immer wieder mit Entzücken auf die Scharen fliegender Austernfischer. Gellend klingt ihr Ruf durch die Lüfte: „Huihp, huiph, kewick, kwick, kwick, liev, liev“.



van der Sleen. *Sandpoort, Holland, Mai 1907.*
Gelege des Austernfischers.

Jene großen Horden, die während der Brutzeit umherstreifen, bestehen aus Vögeln, die noch nicht geschlechtsreif sind oder auch keinen Gatten gefunden haben, während die Brutpaare sich absonderten und ihre Lieblingsreviere, wo sie etliche Monate glücklichsten Familienlebens durchkosten wollen, aufsuchen. Bald sind die erkorenen Brutplätze die höchsten Stellen der Außenweide am Wasserrande, wo höhere Fluten ihnen leider nur zu oft ihre Eier fortführen, bald sind es die deichumsäumten Binnenwiesen, wo jede Wassersgefahr ausgeschlossen ist, bald ziehen sie sich in die bewachsenen oder auch pflanzenleeren Dünen oder gar auf die Muschelfelder des kahlen Außenstrandes zurück, und nicht selten findet man die Nester auf einsamen Sandbänken im Genist und Auswurf der höchsten Winterfluten. Nur noch auf wenigen Nordseeinseln nisten sie in größeren Gesellschaften beisammen, so auf der von jeher berühmten holländischen Vogelinsel Rottum, wo mehrere hundert Paare auf engbegrenzten, von Stürmen zerzausten Resten ehemaliger höherer Dünen, fern vom übrigen Vogelgetriebe, wohnen. Gewöhnlich aber lieben sie es, inmitten all der übrigen Strandbewohner zu

hausen, zwischen Möwen, Seeschwalben, Brandgänsen, Regenpfeifern und Rotschenkeln, wo sie sich dann gern die Herrschaft anzueignen suchen.

In der Vogelkolonie herrscht reges Leben. Über den entfernten, weltabgeschiedenen Dünen gleiten und kreisen die prächtigen Gestalten zahlloser Silbermöwen über- und durcheinander, daß man glauben möchte, es müsse jeden Augenblick ein Zusammenstoß erfolgen. Doch welch ein Gegensatz zwischen den weichen, himmlischen Farbentönen des prächtigen Gefieders, der Eleganz des Flugbildes und der rauhen, fast widerwärtigen Stimme dieses Beherrschers der Lüfte! „Kiau, kiau“ klingt es von nah und fern, fast wie das Miauen der Katze, und „hahaha“ im Baß, wie rauhes Hohngelächter. Ja fürwahr, es paßt doch zum Brausen der Wogen, zum wilden Poltern der in sprühendem Gischt sich überstürzenden Brandung.

Farbenglühende Brandgänse streichen davon, voran das Weibchen, hinter ihm wie ein treuer Schatten der größere Erpel, und „wi-e, wi-e, wi-e“ hört man noch weithin die klingelnden Flügelschläge.

Possierliche Rotschenkel, die von den Dünenköpfen, von Pfählen und den höchsten Zweigen des Sanddorns Ausschau halten, übertönen die mancherlei Arten von Seeschwalben. Mit schnellen Flügelschlägen eilen einzelne dem Eierräuber, dem gefährlichsten Feinde der gefiederten Welt, entgegen, umkreisen ihn, blasen die Kehle auf, sträuben das Kopfgefieder; und das Schwingen der Fittiche scheint den Takt zu dem eigenartigen Konzerte anzugeben, das jetzt anhebt. Die Schwingen vibrieren, der Körper strebt aufwärts, die Flügel werden fallschirmartig gespreizt, der Leib gleitet abwärts, dann wieder unter zitternden Flügelschlägen hebt er sich, und so geht das merkwürdige Steigen und Fallen, Zittern und Gleiten fort, und das Trillern und Flöten will kein Ende nehmen, dieses schwermütige, klagende Klingen über dem sonst so welteinsamen Sumpftal. Bald klingt es „dipdipdipdjüdjüdjü“, dann wieder langgezogen „dü tjü tjü“, „tlülülulu“, — „tjüli tjüli“, — „tlidl tlidl tlidl tlidl“ oder „dlüa dlüa“.

Aber noch weit größeren Lärm verursachen unsere Austernfischer bei der Annäherung eines Menschen. Sie sind die Tonangeber, die Beherrscher der ganzen Umgebung und versuchen, alles was da fliegt, ob groß oder klein, zu vergewaltigen. Sie zwicken die luftige Seeschwalbe, wie auch die stämmige Möwe, und alle scheinen großen Respekt vor den Tyrannen zu haben. Weit fliegen die Austernfischer mit heftigem Geschrei dem Feinde entgegen, umkreisen ihn mit gellendem „kewihk kewihk, liew, liew“, und wehe der wildernden Krähe, die sich in ihren Bezirk wagt. Sie wird gezaust, gehetzt, mit energischen Schnabelstößen vertrieben, und so zeigt sich der Austernfischer als Schirmvogt der eigenen und der benachbarten Bruten.

In Schußweite umkreisen sie den Störenfried mit zitternden Schwingenschlägen, bleiben oft in der Luft stehen, wenden das Gesicht ab, als kümmere



Brütender Austernfischer.



van der Sleen. *Vogelzang, Holland, Juni 1907.*

Junger Austernfischer im Dunenkleid (Schutzfärbung).

er sie nicht, stürzen jäh abwärts und begleiten alle Bewegungen mit ihrem durchdringenden „he-u-ihp", das in immer schneller werdenden „kwik-kwik-kwik" ausklingt. Die Erregung steigert sich immer mehr, immer enger ziehen sie ihre Kreise, und da liegen auch schon in einer fast handgroßen Mulde die vier festschaligen, bräunlichen bis rostgelben, mit dunkeln Flecken, Kritzeln, Schnörkeln und Punkten überzogenen Eier, welche an Größe denen unserer Hühner gleichkommen. Sie zeigen in ihrer Färbung und Form nicht die Mannigfaltigkeit die der Möwen und Seeschwalben, die rundum im Gebiete zerstreut sind, sondern bewahren mehr oder weniger ihren Grundtypus. An der Nordseeküste enthält das volle Gelege vier Eier, in anderen Gebieten drei und nicht selten findet man auch nur zwei Eier.

Dort, auf der kurzrasigen Außenweide, wo tiefe Rinnsale sie wie enge Flußarme netzartig durchwühlen, scheint es den Austernfischern besonders behaglich zu sein. Seit langen Jahren kehrten sie immer wieder hierher zurück, ließen sich durch enttäuschte Hoffnungen nicht beirren, und spülten Hochfluten auch ihre Gelege fort, im nächsten Jahre versuchten sie dennoch wieder, ihre

alten Heimstätten zu behaupten. Mit ihrem Einzuge hört die bisherige winterliche Stille auf, und übersprudelnde Lebensfreude, Eifersucht und Liebesglück kennzeichnet alle ihre Bewegungen, ihr gellendes, hochtönendes, durchdringendes, unaufhörliches Pfeifen, Locken und Schreien. Im Kampfe um ein Weibchen geraten dort zwei liebekirrende Herren in eine solenne Rauferei, die endlich durch Parteinahme der Heißumworbenen für den Stärkeren zum Abschluß kommt. Da sind die Ehebande geschlossen, und die Wiege wird bereitet. Durch Scharren mit Füßen und Brust entsteht eine kleine Vertiefung, die mit Muschelschalen ausgefüttert wird, besonders an solchen Stellen, wo ein Büschel angetriebener Tang, Seegras, ein Wrackstück oder ein Korb Schutz und Deckung bieten. Dicht dabei werden gewöhnlich noch etliche Spielnester angelegt.

Das Brutgeschäft hat begonnen, aber nur selten trifft man das Weibchen tagsüber auf dem Neste, während es in der Nacht die Eier nicht zu verlassen scheint. Nach reichlich dreiwöchiger Bebrütung schlüpfen die niedlichen Jungen aus den Schalen und verlassen schon wenige Stunden später das Nest, um von den Eltern geführt, ihr Handwerk zu erlernen. Noch etwas täppisch stapfen sie am Rande der salzigen Rinnen und haschen nach den kleinen Garneelen, die das Auge kaum zu erkennen vermag, weil der glashelle Körper den Untergrund durchscheinen läßt, oder sie picken nach den sandfarbenen kleinen Meergrundeln, den Sandhüpfern und Asseln. Dann geht's hinauf auf die Außenweide, wo zwischen dem Auftrieb ein Heer von Insekten und deren Larven ein kurzes, freudiges Dasein führt, und hier will das Picken kein Ende nehmen, und auch manches Glied der Salzkräuter wandert den Schlund hinab, beabsichtigt oder nicht. Tritt die Ebbe ein, so werden die ersten schüchternen Versuche unternommen, aufs Watt, dem künftigen Lebenselement, hinauszupilgern. Aber über die nächste Grenze wagen sie sich nicht hinaus, wissen doch die Eltern ganz genau, daß ihre noch flugunfähigen Kinder auf dem deckungslosen Watt hilflos ihren Feinden preisgegeben sind, und daß auch die hingebendste Selbstaufopferung sie nicht zu schützen vermag. Darum bleiben sie mit ihnen auf dem höheren, schlammigen Watt, ganz in der Nähe der ausgewaschenen Uferabfälle, wo der handhohe, tiefgrüne Glasschmalz mit seinen bäumchenartigen, starren Gliedern neues Land zu gewinnen sucht. Geschäftig eilen sie hier umher und lesen die zahllosen, winzigen Tangwasserschnecken auf, welche die feinfädigen grünen Algen, die den Schlammboden überziehen, abweiden.

Da kommt ein Feind in Sicht, der schlimmste von allen, der Mensch. Mit unglaublicher Behendigkeit eilen die Kleinen lautlos dem Ufer zu und scheinen wie weggezaubert, als hätte der Erdboden sie verschlungen. Die Alten erheben ein klägliches Geschrei, lassen sich abseits der Stelle, wo die



M. Behr. *Werder, Ostsee, Juli 1908.*

Junger Austernfischer.

Jungen spurlos verschwanden, nieder, stellen sich ermattet, krank, schlagen mit den Flügeln, flattern eine kurze Strecke weiter und setzen diese Verstellungskünste fort, bis sie den Feind mit fortlockten und kehren dann im Bogen zu den Ihrigen zurück. Der Kundige aber läßt sich durch diese Künste nicht irreleiten, sondern sucht lange an den Stellen, wo er die Jungen zuletzt sah. Da, in einer kleinen Mulde des schwarzgrauen Wiesenbodens, entdeckt er eins. Wie leblos liegt es da, dem Erdboden dicht angedrückt. Nur dem Zufall verdankt er die Entdeckung; denn das dunkelgraue, schwärzlichgefleckte Dunenkleid der Oberseite sieht der Umgebung täuschend ähnlich, und die weiße Unterseite ist nicht zu erkennen, auch der noch kurze und dunkle Schnabel verschwindet völlig. Etwas weiter kauert eins der Geschwister hinter einem schwarzbraunen Tangbüschel, wie plattgedrückt, ebenso wenig erkennbar. Die Hand streckt sich aus, um das Vögelchen zu erhaschen, es läßt alles ruhig geschehen. Plötzlich befreit es sich, und mit Aufbietung aller Kräfte rennt es dem Wasser zu, laut piepsend und die nackten Flügel schlagend, dem jammervollen Lockrufe der Alten folgend, die über dem Wasser flattern. Unbeirrt stürzt es ins Wasser und schwimmt so geschickt davon, als wäre die Flut sein Lebenselement, taucht sogar unter und kommt zehn Schritte weiter wieder zum Vorschein. Erst wenn der Feind aus Sichtweite ist, kehrt es ans Ufer zurück. Bis zur Flugfähigkeit vergeht mehr als ein Monat, und solange dauert auch die Sorge der Eltern um die hilflosen Jungen. Aber dann bedürfen sie der Hilfe nicht weiter, und sie vermögen sich aus eigener Kraft durchs Leben zu schlagen.

Bald bilden sie kleine Trupps, die sich zu immer größeren Scharen vereinigen, bald sind's Hunderte, Tausende. Ruhelos ziehen sie von einer Bank zur andern, und überall auf dem endlosen, grauen Watt finden sie ihren Tisch gedeckt mit den kostbarsten Leckerbissen in überreicher Fülle, wie sie sich schöner und besser auch das phantasievollste Hirn eines Austernfischers nicht auszudenken vermag. In den sandigen Watten der Nordseeküste haust vor allen Dingen der See- oder Fischerwurm, ein fingerdickes, oft fußlanges widerwärtiges, schwarzrotes Geschöpf mit merkwürdigen Kiemenbüscheln. In Millionen bevölkert es das Gebiet, und man vermag den Fuß nicht auf eine Stelle zu setzen, wo nicht die Ausscheidungen in Spiralhäufchen den Grund bedecken. Bei Ebbe ruhen diese Würmer in ihren U-förmigen Röhren handtief und tiefer unter der Oberfläche, aber der Austernfischer versteht es, sie mit seinem langen Schnabel aus ihrem Versteck ans Licht zu ziehen. Hat sich die Ebbe weiter zurückgezogen und sind an der niedrigsten Wassergrenze die gewaltigen Miesmuschelbänke bloßgelegt, dann stolzieren Scharen unserer Reichsvögel auf den Schlamm- und Muschelfeldern umher, ihre breiten, dicken Zehen deutlich abzeichnend. Die scharfen Messerschnäbel wenden den Tang und die Muscheln, und die zahllosen verborgenen Krebstierchen,

Fischchen und Schnecken finden ihr Ende im Magen des stets hungrigen Austernfischers.

Inzwischen beginnt er sein Herbst- bezw. Winterkleid anzulegen, das sich allerdings nicht wesentlich vom Frühjahrskleide unterscheidet. Ein kleiner weißer Fleck unter dem Auge nimmt an Größe zu, und auf der tiefschwarzen Kehle bildet sich ein weißer Mondfleck. Allgemach rüsten sich die Scharen zum Abzuge, und sowohl am Tage wie in der Nacht treten sie ihre Wanderungen an. Aus den wüsten Haufen bilden sich oft mehr oder weniger geordnete Gruppen in Keilform, so, wie die Wildgänse zu ziehen pflegen. Hoch in der Luft streben sie ihren fernen Zielen, den Küsten Afrikas bis hinab nach Mozambique und Senegambien, den Küsten Asiens bis nach Indien zu, und ihre eigentliche Heimat, das Küstengebiet des nördlichen und westlichen Europas und des nördlichen Asien bis Japan ist für ein halbes Jahr von ihnen so gut wie entvölkert. Aber im Nordseegebiet überwintern doch größere Horden, wenn nicht besonders starke Fröste die unerschöpflichen Nahrungsquellen mit einem Eispanzer überziehen.

Leider nimmt die Zahl der brütenden Austernfischer an den Küsten der deutschen Meere von Jahr zu Jahr ab, eine Klage, die für alle Seevögel gilt. Gedankenlose, habgierige und mordsüchtige Menschen waren von jeher die gefährlichsten Feinde der Tierwelt, und sie haben unendlich größeres Unheil angerichtet, als zerstörende Naturgewalten, Seuchen oder die Feinde aus der Tierwelt selbst. Gelegentlich schlägt einmal ein Seeadler oder ein Wanderfalke einen Austernfischer, aber die wenigen, die ihnen zum Opfer fallen, sind verschwindend im Vergleiche zu der Masse derer, die während eines Sommers auf einer einzigen Badeinsel im Übermut niedergeknallt werden.

Der Eisvogel.

Von Karl Soffel.

Eine halbe Stunde Bahnfahrt. Hinaus aus der törichten Wirrnis der Großstadt. Dann noch ein gutes Stück Weg zu Fuß, vorbei an Wiesen und Äckern, und hinein in den lichten Buchenhain, den ein lustiges Bächel durchfließt. Hier ist gut sein. Der Himmel ist blau und die Sommerfrischler sind weit. Hier findet sich nur der Mensch her, der mit und in der Natur lebt, dem Vogelsang, Blumenduft, der Flug eines Insekts oder Schilfgeflüster Erlebnis werden kann.

Es ist ein wonniges Plätzchen. Die Hügel rings umher verstecken es dem unbefugten Blick, und da selten ein Mensch dies Paradies betritt, ist es ein Dorado für Tier- und Pflanzenleben geworden, was weit und breit seinesgleichen sucht.

Das Bächelchen, teilweise bucht- und seeartig verbreitert, hat sich ein tiefes Bett in den weichen Boden gefressen. Auf viele hundert Meter fällt das Ufer steil zum Wasser ab, an andern Stellen verliert es sich, sanft ansteigend, in moorigen Wiesen, in Tümpeln und Lachen. Längs der Ufer konnten sich ungestört undurchdringliche Dickichte von Bach- und Korbweiden, Haselnuß- und Erlensträuchern bilden — die Saalweide breitet hier ihre Äste aus und ist kaum noch kenntlich, da sie über und über von Waldreben überwuchert ist. Überall ein überschwenglicher Blütenreichtum. Weithin ist die Wasseroberfläche bedeckt mit tausenden der weißen Blüten des Wasserhahnenfuß, der zusammen mit Laichkrautarten weite Unterwasserwiesen bildet. An den Bachrändern, an sumpfigen Stellen wächst der Wasserliesch zu erstaunlicher Höhe, neben der Froschlöffel und Pfeilkräuter nicht mehr aufkommen können. Igelkolben, Schilf und Seggen, Sumpfschachtelhalme und Seesimsen bilden gewaltige Bestände, zwischen denen — an trockeneren Stellen — Kresse, Milz- und Straußfarn, Dotterblume und Sumpfranunkel jeden kleinsten Fleck überwuchern. Wasserdost, dessen rote Blüten weithin leuchten, steht in Trupps zusammen und hält gute Kameradschaft mit dem Wasserfenchel, der ihm an Größe nichts nachgibt. An kleinen, stillen, seichten Buchten blüht Iris in märchenhafter Pracht und die sanft ansteigenden sumpfigen Wiesen helfen mit ihrem Blütenreichtum nur noch das ganze

Bild zu vervollkommnen und abzurunden. Kuckucksnelke leuchtet weite Strecken rot, Taglichtröschen und Hahnenfuß blühen um die Wette, das Wiesenschaumkraut hält tausendfach seine bescheidenen Blüten der Sonne entgegen, Trollblume, Schwarzwurz und Ampferarten machen sich den Raum streitig, fremdartig und prächtig blühen inmitten all dieses stillen, leidenschaftlichen Treibens das gefleckte und breitblättrige Knabenkraut. Eine kaum zu übersehende Menge von Formen und Farben, die das Auge bewältigen soll und die vergessen machen kann, daß es ein Bild aus unserer nordischen Heimat ist, was da vor uns liegt. Und das alles ist von unzähligen Tieren bevölkert — Meisen turnen in den Zweigen der Uferbäume, Taucher und Schilfsänger beleben, ohne sich sehen zu lassen, die Rohrbestände, die Bachstelze ist hier zu Haus und läuft mit zierlichen Beinen über flache Steine oder durchs seichte Wasser. Im wilden Flug schießen Libellen den Bach herauf oder hängen verträumt an Wasserpflanzen — Wolken von kleinen Mücken tanzen durcheinander, Schmetterlinge taumeln von Blüte zu Blüte. Die roten, flächig ausgebreiteten Blüten des Wasserdost haben besonders viel Gäste. Bienen und Hummeln, Wespenarten und bunte, kleine Käfer krabbeln friedlich durcheinander, ab und zu kommt in raschem, stoßartigem Flug ein Dickkopf angeflogen, oder der Kaisermantel läßt sich für kurze Zeit darauf nieder, seine prächtigen Flügel der Sonne entgegenhaltend und wie leise atmend, bewegend. Oben in den Zweigen tummeln sich Trauermäntel und mischen sich im Liebesspiel nur selten unter die andere bunte Gesellschaft. Die Kreuzspinnen haben zwischen hohen Uferpflanzen ihre Netze gestellt und warten in deren Mitte auf Beute, die ihnen in Gestalt kleiner Schwebfliegen, Perliden und Mücken reichlich zuteil wird. Laufkäfer eilen am Boden dahin, leuchtend grüne Schilfkäfer tummeln sich in Menge an Rohrkolben und Karexarten — überall ist Leben und Tätigkeit. Ein Brausen und Summen, Locken und Singen in der Runde. Mit hellpfeifendem, ängstlich erschrecktem „Tiet, Thiet, Tiet" schießt ein grünblaugoldiger Lichtstreif über dem Wasser plötzlich dahin, dem hinterher sofort ein anderer folgt. Sie treffen sich, fahren in die Höhe mit gellem, hohem Schreien und stürzen am Ufer zu Boden — zwei Eisvögel, die sich rücksichtslos und ernsthaft balgen und mit den langen, spitzen Schnäbeln sich wohlgezielte Hiebe versetzen, bis der eine endlich in eiliger Flucht sein Heil erkennt und blutend und zerzaust das Weite sucht. Blaue und rostrote Federchen, die lustig den Bach hinunterschwimmen, erzählen dem Eingeweihten von den leidenschaftlichen Kämpfen des Vogels, der schon viele Jahre hier seinen Stand hat.

Da sitzt er nun sieghaft in der Sonne auf einem kleinen Erlenstumpf und sträubt noch hin und wieder die Nackenfedern, plustert sich auf und sinkt wieder zusammen — es war doch nicht so leicht, dem frechen Eindringling zu zeigen, daß hier nicht Platz für zweie sein kann. Das Licht spielt auf



K. Soffel. Unterschondorf, Februar 1908.

Eisvogel am Rastplatz.



K. Soffel. *Unterschondorf, Februar 1908.*

Eisvogel auf der Lauer.

seinem Gefieder und läßt alle Farben noch satter und intensiver leuchten. Mit dem grünblauen Rücken, von dem sich der kobaltblau-spangrüne Mittelstreif und das dunklere Schwänzchen fast metallisch abheben, der grünen, hellmetallen getupften großen Holle, dem weißlichen Kehl- und Ohrfleck, der rostroten Unterseite und den brennend roten kleinen Füßchen scheint er ein Verirrter aus warmen, fernen Sehnsuchtsländern zu sein, der sich — trotz aller Sonne und Blütenpracht — hier fremd und verlassen fühlt. Ruhig nestelt er aber mit dem großen, spitzen Schnabel im bunten Gefieder, spreizt die runden, blaugrünen Flügelchen und beobachtet gelassen seine Umgebung. Er nimmt vom Zitronenvogel, der an ihm vorbeitaumelt, so gut Notiz, als vom Wasserfrosch, der dicht neben ihm ins Wasser plumpst — ihm entgeht nicht der auftauchende, atemholende Gelbrand; den Wasserspitzmäusen, die am Ufer und zwischen den runden Froschbißblättern ihr Wesen treiben, sieht er mit seitlich gehaltenem Kopfe lang zu. Da fährt er plötzlich zusammen, wie ein Spieß steht der Schnabel, dessen rote Unterseite leuchtet, nach oben. Heftig schreiend fliegt er ab, wie ein grünblauer Blitzstrahl den Bach entlang

— dicht über dem Wasser — und ist verschwunden. Ein Flug harmloser Krähen, die eben in mäßiger Höhe das Ufergehölz überflogen, hat ihn so erschreckt und ihn aus seinem Gleichmut gerissen. Doch nicht lange; ehe noch eine halbe Stunde vergeht, sitzt er wieder auf seinem Erlenstumpf, der schon letztes Jahr ihm als Kanzel gedient, und aller Schreck ist vergessen. Reglos und etwas zusammengesunken sitzt er da. Das Gefieder nur lässig angelegt und ins Wasser starrend, scheint er zu schlafen oder zu träumen — nur die lebhaften, leuchtenden Augen verraten, daß dem nicht so ist. Die Luftblase, die nicht weit von ihm aufsteigt, interessiert ihn sehr, die Kreise im Wasser, die sich weiten und weiten — da wird er blitzartig ganz schlank und fällt mit geschlossenen Flügeln wie ein Stein ins Wasser, mitten hinein in eine Schar von Elritzen, die Jagd auf einen unglücklichen, ins nasse Element geratenen Brummer macht. Das Wasser spritzt hoch auf, daß die Sonne sich in tausend Perlen spiegelt, der kühne Taucher arbeitet sich heftig rudernd an die Oberfläche und gewinnt mit schnurrenden Flügelschlägen seinen Pfahl. Er hat ein fingerlanges Fischchen ergattert, das er jetzt heftig gegen seinen Sitz schlägt und dann, nachdem er es ein paarmal durch den Schnabel laufen ließ, verschlingt. Ein Stück Arbeit, das nicht gleich gelingen will; der Hals ist weit gedehnt, daß die Kehlfederchen wie Borsten abstehen; schwer atmend würgt er endlich das Fischchen hinunter. Erregt sträubt der bunte Fischer die Holle, legt sie wieder nieder und plustert sich auf. Dann ist alles wieder in Ordnung und wieder wartet er ruhig und reglos auf Beute. Die Elritzen haben sich aus dem Staub gemacht und es scheint, daß ihm heute weiteres Jagdglück versagt bleibt. Einmal stößt er noch nach einer Schmerle, die, Luftblasen ausstoßend, an die Oberfläche kommt — aber diesmal war's nichts und er hat kein Fischchen im Schnabel, wie er wieder seinen Sitz erreicht. Es ist auch späte Zeit; die Sonne steht schon tief und am umbuschten Bächlein wird's kühl und dunkel. Da sucht er seinen Schlafplatz auf, unter überhängendem Ufer, in bloßgelegten Erlenwurzeln und überläßt sich dem Schutze der Nacht und des unzugänglichen Terrains.

Kurze Zeit darauf hausen zwei Eisvögel friedlich am Bach zusammen, ohne Gezänk und Eifersucht. Der bunte, farbige Fischer hat sich ein Weibchen angeschafft und dieses gleicht ihm in allen Stücken. Nur durch sein Liebesspiel macht sich jetzt das Männchen kenntlich, denn entgegen seiner sonstigen Art und Gewohnheit flattert es, unaufhörlich rufend und schreiend, durch die Bäume, setzt sich auch wohl auf die höchsten Äste der Bacherlen und treibt dies stundenlang. Viele Tage bleibt es so ruhelos, bis eines Morgens am Ufer, auf einem flachen Stein die Vereinigung stattfindet und damit Ruhe einzieht in das stürmische kleine Herz. Das Weibchen untersucht die vorjährige Nistgelegenheit; schlüpft in das Loch, das sich wenig handbreit über dem

K. Soffel. [illegible] Februar 1908

Eisvogel, vor dem Abstreichen vom Rastplatz.

Bach, am Steilufer — so daß Hochwasser nie gefährlich werden kann — zwischen niederem Sonnentau und Mastkrautrasen auftut. Das Loch, einem Rattenloch ähnlicher als einer Vogelbehausung, läßt den Körper des Tieres bequem durch und bildet den Eingang zu einer Röhre, die schräg zum Ufer ansteigt und armstief ist. Am Ende findet sich die kesselartige Erweiterung, die das Nest und später die Jungen bergen soll.

Vor Jahren haben Eisvögel — vielleicht die, die heute hier brüten wollen — in vielstündiger, vielleicht tagelanger Arbeit dieses Werk geschaffen. Mit Schnabelhieben wurde Erde und Sand weggefegt, mit den kleinen zarten Füßchen herausgekratzt — bald war das Loch so tief, daß vom Vogel nichts mehr zu sehen war und nur die herausrieselnde Erde von der voranschreitenden Arbeit Kunde gab. Dann erschien der Vogel wieder; ermüdet, das prächtige Gefieder, Schnabel und Füßchen mit Erdkrumen bedeckt, verstruppt und beschmutzt und wurde sogleich vom Gatten abgelöst. Das ist nun wieder schon lange her — viele Geschlechter sind hier groß geworden und allen war es eine sichere Heimstätte gewesen.

Hinten im Kessel hat das Weibchen ein eigenartiges Nest zurechtgemacht. Wie viele Vögel — z. B. Eulen — geben auch unsere Fischer unverdauliche Stoffe wieder durch den Schnabel von sich. Es muß ihnen das eine unangenehme Sache sein, denn kurz vorher erscheinen sie traurig und nur mit Anstrengung und vielem Würgen fördern sie dann zusammengebackene Klumpen herauf und heraus. Aus solchem „Gewölle", aus Gräten, Schuppen, Libellenköpfen usw., ist nun das Nest errichtet, eine ebenso primitive wie eigenartige Unterlage für Eier und Junge. Zwei Wochen sitzt das Weibchen auf seinen fünf Eiern — manch anderes hat wohl sieben, oder gar elf —, die, weißglänzend und fast kugelrund, einer intensiven Bebrütung bedürfen, denn die Grätenunterlage hält nicht warm, ebensowenig wie der lettige, moorige Boden, und die Mutter muß sich recht aufplustern und dick machen, um ja keine Wärme zu verlieren. Da sitzt das Vögelchen nun fast im Dunkeln, sicher zwar vor Sturm und Regen — aber auch vor Sonne und Sonnenwärme, und ist ganz auf den Gatten angewiesen, der ihm treu und sorglich genug an Futter bringt, sogar gelegentlich auch die Nesthöhle säubert und Schmutz fortträgt. Ist's schon nicht leicht, für zwei zu sorgen, so wird das Leben doch erst ernst, wenn die kleinen, blinden Jungen ausgekommen. Die liegen im Nest, nackt, großköpfig, heben zitternd die noch kleinen Schnäbelchen

betteln und wispern, kriechen wie weiß Gott welche Ungeheuer durcheinander und sind alles in allem — recht häßlich. Da gilt's. Da ist's nicht mehr möglich, ruhig am Anstand zu sitzen, und zu warten, bis was kommt. Zu zweit jagen die Eltern jetzt. Rüttelnd wie Raubvögel stehen sie über dem Wasser und fahren dann plötzlich zu. Froschlarven, kleine Elritzen, Jungfischchen allerart werden so erbeutet — immer dem Bache folgend,

R. B. Lodge.

Eisvogel auf seinem Ruheplatz am Bachrand.

wird das Terrain abgesucht, nichts entgeht dem spähenden Blick. Für die Jungen werden hauptsächlich Insekten und deren Larven, insbesonders Libellen gefangen. Mit sicherm Stoß wird das Pärchen der dünnleibigen, blauflügeligen Libelle vom Schilf genommen, die prächtige Äschna ist nicht sicher vor dem prächtigeren Räuber. Er stößt schräg aufwärts nach ihr — verfehlt und verfolgt in rasendem Flug die wie ein Blitz Enteilende den Bach hinunter. Weit unten beschreibt er eine Schleife — etwas ins Land hinein — kommt, die glitzernde Beute im Schnabel, ans Nistloch geflogen und verschwindet im Innern. Im niederen Flug über dem Wasser, dieses fast berührend, nimmt er die sorglos tanzende Stabwanze auf, holt sich die Flohkrebse und Köcherlarven aus dem Pflanzenschlick des Ufers; die Libellenlarve, die ihre Larvenhaut sprengen möchte, vom Rohrstengel und hascht sich Dutzende von Eintagsfliegen und betrügt sie so um ihr an und für sich kurzes Dasein. So geht's den ganzen Tag, vielleicht daß er in der Mittagszeit etwas rastet auf seinem angestammten Erlenstumpf und gelegentlich von da aus einmal einen Jagdversuch macht, wenn die Elritze gar zu nah der Oberfläche kommt, die Ukelei, allzu sorglos und fröhlich, spielt und springt.

Die Jungen sind größer geworden, haben, nachdem sie eine Zeitlang wie mit blauschwarzen Nadeln bewachsen schienen, das Gefieder der Alten angelegt und sind ausgeflogen. Etwas weniger feurig in der Farbe, kleiner im ganzen und mit kürzerem Schnabel sind es nach jeder Richtung die Kinder ihrer Eltern. Sie halten sich jetzt noch längere Zeit am Bach zueinander, lassen sich füttern von den Eltern und brauchen noch lange, ehe sie selbständig sein werden.

Im Herbst, wenn das Laub der Erlen und Haselnußsträucher schütter geworden ist, wenn Heide und Glockenheide blüht, wenn Karde und Flockblume, Schafgarbe und Rainfarn zusammen mit wenigen Glockenblumen und dem Wiesensalbei als letzte Blütengrüße im Jahr uns noch erfreuen, dann wird dem kleinen Fischer sein heimatliches Gebiet zu eng und er fängt an zu streichen. Die Kinder haben sich zerstreut, die Gattin hat sich ohne Sang und Klang verabschiedet, und treibt es wie er selbst. Er wechselt seinen Aufenthalt, geht an Ströme, verfolgt kleine Zuflüßchen und selbst schmale Bächelchen bis zur Quelle hinauf. Am Stauteich und Wehr ist er zu finden und zum Ärger der Fischer mit Sicherheit an Karpfenweihern, wo die Fische nicht für ihn gezogen werden. Das gilt ihm gleich und so kann er an solchen Örtlichkeiten wirklich schädlich werden, besonders wenn mehrere zugleich oder abwechselnd ein solch beschränktes Gebiet abfischen. Der Forellen- oder Karpfenzüchter, dem er den Ertrag zu schmälern droht, macht kurzen Prozeß mit dem armen Burschen und fängt ihn und seine Artgenossen im Pfahleisen, in das er ohne viel Bedenken geht. Es ist schlimme Zeit für ihn. In kalten Wintern friert wohl sein Fischwasser zu und nicht immer gelingt

es ihm, sofort eine Stelle zu finden, die durch eine warme Quelle offen gehalten wird. Hunger bei großer Kälte tötet dann den frohmütigen Vogel bald. Oftmals verunglückt er auch, indem er tollkühn in kleine Eislöcher taucht, die die Fischzüchter hauen, und aufwärtskommend die Stelle verfehlt — Ertrinken ist dann das grausame Schicksal des wasserfrohen Vogels. Zu all dem kommt dann noch der Mensch, der ihm überall Abbruch tut. Im Winter, wenn Busch und Strauch ihn weniger verbirgt, wird er — abgemattet durch Kälte oder Hunger — leicht und oft eine Beute des Bubenschützen, der das herrliche Tier unbedenklich niederknallt, wo er es findet. Auch sonst wird seine Existenz allerorten gefährdet. Wasserläufe werden reguliert, Seeufer betoniert (bayrische Seen), an vielen Stellen der immer dichter bevölkert werdenden Heimat werden Jahr für Jahr alle Bäume und Sträucher, die dem Lauf irgendeines Wässerchens folgen, unerbittlich gerodet, um Feuerholz zu gewinnen. So geht es ihm wie dem Natur(Kultur-)freund — er muß immerzu weiter fliehen, immer einsamere und fernere Gegenden aufsuchen, um seines Lebens froh werden zu können.

Schade drum. So schwinden vor unsern Augen mehr und mehr alle trauten Gestalten, alle charakteristischen Formen und einsamer und öder wird es um uns. Sollte es nicht möglich sein, daß wir unsern Wasserläufen den Eisvogel erhalten? Gönnen wir ihm seine paar Elritzen, Bitterlinge und Gründlinge und wenn wir — da und dort — gezwungen werden sollten, uns seiner zu erwehren, dann muß es nicht das grausame Pfahleisen sein und dann ist's auch noch nicht nötig, jeden gelegentlich Einfallenden zu töten.

„Hat Gott ihm doch wie mir gewollt
Einen Anteil an diesen Tagen."

Der Flamingo.

Von Martin Braeß.

Trägen Laufes zieht der Fluß durch die weiten einförmigen Kampos. Nur zuweilen weltabgeschieden eine menschliche Niederlassung unter dem Schatten eines Ombubaumes, der hoch emporragt über die schwach wellenförmige Ebene, auf Meilen hin sichtbar. Einige Weizenfelder, ein paar Kleestücke, sonst Gras und wieder Gras, von der Sonne verbrannt — dürre, einförmige Steppe. Nur unmittelbar am Fluß reichere Vegetation, Schilf, Gebüsch und höhere Bäume. Bisweilen treten die flachen Ufer zurück; eine Lagune lagert sich ein, von dichtem Rohrwald umgeben, der geheimnisvoll flüstert und sein Bild schaut im tiefblauen Wasser.

Heiß und zitternd liegt die Luft über der Landschaft. Rinder und Pferde, die ständige Staffage der Pampas und Kampos, haben sich unter den Schattenbäumen gelagert; auf ihrem Rücken schwarzglänzende Kuhvögel, emsig beschäftigt, die Schmarotzer abzulesen, ohne Scheu, denn vertraut sind sie mit den Herden. Der Ofenvogel, der sein seltsames Lehmnest kunstvoll an den starken, horizontal ausladenden Ast eines hohen Baumes befestigt hat, sitzt lautlos im Blattwerk, und auch die Trupiale schweigen in der fast tropischen Hitze des Tags; nur ab und zu fliegt ein Schwarm der etwa stargroßen Vögel kreischend von einem Baum zum andern, ein schöner Anblick, denn das prächtige Rosenrot der Brust kommt im Flug herrlich zur Geltung.

Endlich senkt sich die Sonne an dem stahlblauen Himmel. Da belebt sich die stille Lagune. Wasser- und Sumpfvögel ziehen in großen Scharen herbei oder in kleineren Trupps, oft von allen Seiten auf einmal. Sattes Grün der Ufervegetation, tiefblauer Spiegel des Wassers, rotgoldenes Licht, das alles übergießt, das zitternde Blatt des Schilfs, die leicht gekräuselte Fläche — was wählst du für Farben, Mutter Natur, den Reiz noch zu erhöhen, was für Töne passen zu dem Grün, dem Blau und dem Gold? Am Horizont ein kleines Wölkchen, rosa gefärbt. Ist es das Licht der Sonne, das dies Farbenspiel an die blaue Glocke des Himmels zaubert? Schnell wächst das Wölkchen, schnell steigt es empor, jetzt eine Linie, intensiv rosa ein Strich in dem Blau — so malt das Tagesgestirn nicht, auch nicht in des Südens durchsichtiger Luft — jetzt löst es sich auf in einzelne Punkte, und



F. M. Chapman [illegible]

Flamingostadt mit brütenden und ruhenden Vögeln.

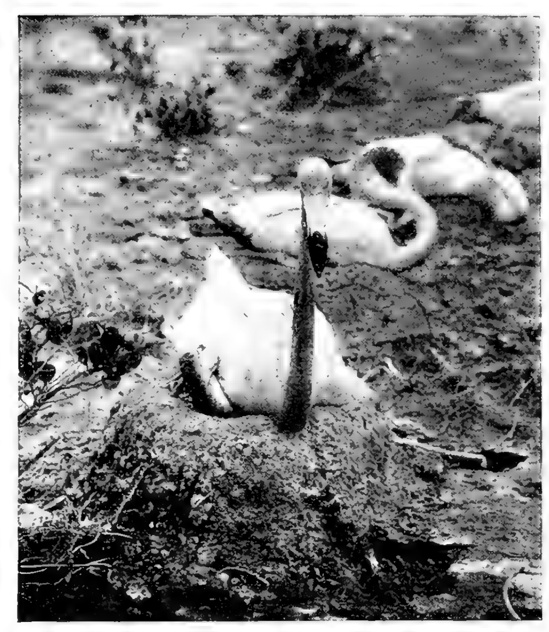
jetzt schießt es herab nach dem flachen Ufer der Bucht. Von glühender Farbe ein Band zwischen dem Blau und dem Grün: rote Löffler sind es, „Espatula“, wie die Eingebornen die seltsamen Vögel nennen, eine Zierde der Waldlagune, wetteifernd mit der reichen Blumenfülle, die den üppigen Pflanzenwuchs von Baum und Strauch malerisch überzieht; der herrlichste Reiz aber an den flachen Gewässern der einförmigen baumlosen Pampas. Das Rosarot der Flügel und des Unterrückens sowie der verlängerten Federn am Kropf fließt zusammen zu einem einzigen Farbenfleck, dessen Glut gemildert wird durch das Weiß von Hals und Rücken und Unterseite. Es sind immer nur kleinere Trupps, die zusammenhalten und gemeinsam in dem seichten Wasser herumwaten, mit dem breiten, seltsamen Löffelschnabel fischend oder das Gefieder sich ordnend, höchstens 20—25 Stück. Bald finden sich noch mehrere Gesellschaften ein, und wie Blumen im Teppich, so stehen die Gruppen hier und da vor dem sattgrünen Hintergrund.

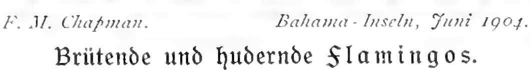
Aber mehr Farbe gehört noch ins Bild, mehr glühendes Rot; denn Rot ist die Losung heut abend. Da wächst es, da zieht es von neuem heran; kein Wölkchen, eine Feuerlinie am Himmel, bestrahlt von dem goldenen Lichte der Sonne. Flamingos sind es, eine stattliche Zahl, schon erkennt man die einzelnen Tiere. Weit nach vorn streckt sich der Hals, weit nach hinten das lange Steuer der Beine, quer in der Mitte rudern die karminroten Flügel, jeder Vogel ein flammendes Kreuz. Jetzt ein deutliches Rauschen, die Reihen lösen sich auf, kein Schlagen der Flügel mehr, ein ruhiges Schweben, nieder zur Erde senkt sich's in schön geschwungner Spirale. Mit vorgestreckten Stelzen hat der erste den Boden erreicht; ein paar elastische Sprünge, dann legt er die Flügel zusammen, die andern folgen dem Führer. Die schmale morastige Zunge, die noch soeben mißfarben sich verschob in die Lagune, wie glüht sie mit einemmal auf in feurigem Lichte! Nicht ein gleichmäßig leuchtender Strich, wie ihn die untergehende Sonne auf den ruhigen Spiegel des Sees malt, nein ein Flackern von Rosa und Rot, ein Aufblitzen von Karmin und wieder ein jähes Erlöschen zu sanfteren Tönen; denn keinen Augenblick erstarrt die Bewegung der allzeit beschäftigten Vögel. Jetzt treten etliche vor, fußtief etwa stehen sie im Wasser; langsam senkt der schlangenähnliche Hals den Kopf mit dem seltsamen Schnabel hinab, daß dieser den weichen Boden durchsuche nach pflanzlicher und tierischer Nahrung. Jetzt dehnt sich einer und streckt sich, kerzengerad, eine fast senkrechte Linie; heftig schlagen die Flügel, und die langen Stelzen schreiten hüpfend ein paar Schritte vorwärts. Hier putzen und ordnen einige das glänzendrote Gefieder; bei jeder Bewegung läuft eine Welle schlangenartig den Hals entlang. Dort wieder läßt einer seinen Körper bedächtig nieder zur Erde und ruht nun mit zusammengeknickten Beinen am Boden, und seinem Beispiel folgen die Nachbarn.

Jetzt zieht eine gewundene Bewegung durch die ganze Linie vom Anfang bis zum Ende; die dünnen Hälse richten sich auf, und dumpfes Murren geht durch die Reihe. Irgendeine Gefahr haben die scheuen Vögel bemerkt — ist es ein Raubtier im Rohrwald, ein gefiederter Räuber der Lüfte? Jetzt krächzen sie heiser und rauh, und einige schreien scharf auf, ein lautes Schnattern, wie die Stimme der Graugans. Dann geht der Führer, der ganz vorn fast an der Spitze der Landzunge Posto gefaßt hat, drei, vier Schritte vorwärts, würdevoll und zierlich zugleich; die andern rücken ihm nach. Jetzt springt er empor, halb fliegt, halb läuft er über das Wasser; jetzt hebt er sich leicht, und der ganze Flug ihm nach in die Luft. Herrlich über jede Beschreibung, wenn die Schwingen sich lüften, wenn die glänzenden Federn sich breiten. Farbe und Bewegung zugleich, eins erhöht das andre zum prachtvollsten Schauspiel. Schnell hat die Gesellschaft den Flug geordnet zu langer Reihe; in einer Feuerspirale steigt sie empor hoch in die Lüfte, wo die Strahlen des Sonnenballs sie noch erreichen, der soeben im Westen unter die Erde sich senkt. Aber bald sind sie aus dem Gesichtsfeld verschwunden, denn leicht und schnell ist ihr Flug.

Schon breitet sich die Dämmerung über die Landschaft, und die Farben verlöschen; nur der Himmel erglänzt noch golden und rot und spiegelt sich licht in der dunkeln Lagune. Da senkt sich wieder die feurige Schlange hernieder zum Ufer — ist es dieselbe Schar, sind es andre, die den Ort sich wählen zur nächtlichen Herberge? Dunkler wird es, schon huschen schwarze Schatten über das Wasser und das rauschende Rohr, aber noch immer leuchtet der rote Strich vor dem düstern Hintergrund, Farbe auch in der Nacht. Krächzend und schnatternd stehen die seltsamen Vögel am Rand des Gewässers; vom Baume herab antworten schreiend die Trupiale, vom andern Ufer her krähen elegante Silberreiher, die noch beschäftigt sind mit dem Fischfang. Dann wird es ruhig. Auf den Rücken legen die müden Flamingos den kleinen Kopf, bergen den sonderbaren Schnabel unter den Schulterfedern, heben dann eine Stelze vom Boden, knicken sie um im Fersenscharnier, daß beide Teile nebeneinander zu liegen kommen, und ziehn sie empor an den rosigen Bauch. So stehen sie unbeweglich die ganze Nacht bis an den dämmernden Morgen: horizontal der Leib auf der dünnen Säule des Ständers, der übermäßig lange Hals vor der Brust eigentümlich verschlungen, der Kopf bis zum Auge im lockern Rückengefieder. Einige strecken wohl auch in sonderbarer Weise den einen Ständer schief rückwärts, daß Schenkel und Lauf einen nach vorn offnen Winkel bilden, als wollten sie jeden Augenblick bereit sein, den Körper zu balancieren auf dem langen, dünnen Stab, der ihn trägt.

Löffler und Flamingos, nicht selten auch der rote Ibis, bilden die hervorragendste Staffage in der südamerikanischen Lagunenlandschaft. Während





F. M. Chapman. *Bahama-Inseln, Juni 1904.*

Brütende und hudernde Flamingos.

aber der zuletzt genannte mehr ein Küstenvogel ist, der hauptsächlich die Mangrove-Lagunen belebt, finden sich die beiden andern Rotmäntel in den verschiedensten Teilen Süd- und Mittelamerikas. So brüten die Flamingos in ungeheuern Scharen z. B. auf den Bahama-Inseln, wo sie an dem flachen Gestade und an den Sumpftümpeln manches Eilands ihre eigentümlichen Nester, bisweilen nach Tausenden zählend, eins neben dem andern errichtet haben.

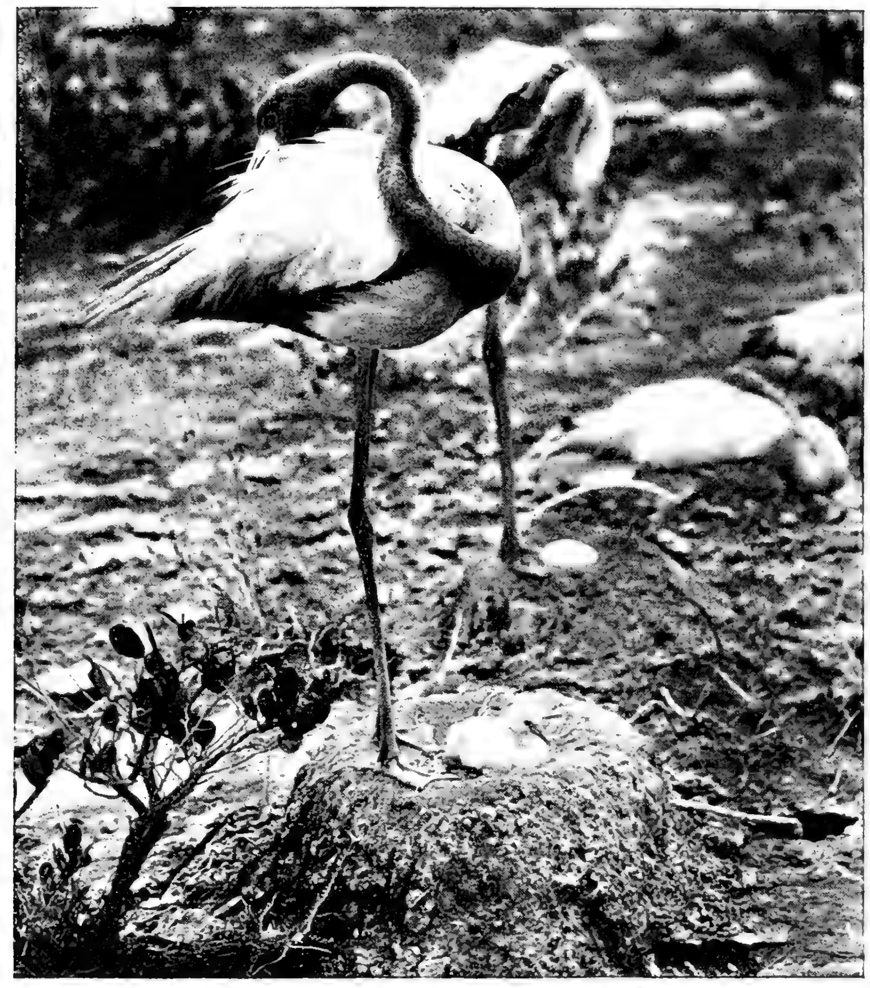
Meist stehen diese Schlammhügel zu Gruppen vereinigt, hier eine kleinere, dort eine größere, an dritter Stelle eine so riesige, daß man die Zahl der einzelnen Wohnungen nur schätzungsweise anzugeben vermag. Doch werden keineswegs alle Nester, die auf engem Raume dicht nebeneinander sich gewissermaßen jeden Fuß der niedrigen Sandbarre streitig machen — manche sind sogar vorgebaut bis ins Wasser der Bucht — gleichzeitig von der brütenden Kolonie benutzt, vielmehr zeigen viele der abgestumpften Schlammkegel ganz deutlich alle Stufen des Verfalls. Hier die Ruine eines alten Nestes, das vom nagenden Wasser beinahe dem Erdboden gleichgemacht ist — Jahre mögen vergangen sein, seit es erbaut ward — daneben ein etwas besser erhaltener Horst, dann ein Nest, das sich in ausgezeichneter Verfassung befindet — offenbar brütete hier noch im vorigen Jahre ein Paar —

und unmittelbar davor ein frisch errichteter Bau, wo ein Weibchen hockt auf seinen zwei Eiern.

Gleichgültig schaut es zu, wie ein anderes Paar noch beschäftigt ist mit dem Hausbau. Mit Füßen und Schnabel haben die Vögel Schlamm zusammengescharrt zu einer kleinen Erhöhung, dann haben sie aus einem schlammigen Loch in der Nähe noch weiteres Material herbeigeschleppt, und mit dem kräftigen, von der Mitte an ganz plötzlich abwärts gebogenen Schnabel, der zu schwer zu sein scheint für den winzigen Kopf und den langen, gewundenen Hals, haben sie wie mit einer Kelle alles zu einem niedrigen, abgestumpften Kegel aufgeschaufelt und geformt. Dieser hat am Grund einen Durchmesser von etwa 33 Zentimeter; er verjüngt sich aufwärts nur mäßig, denn der obere Umfang des Kegelstumpfes zeigt immer noch ungefähr 25 Zentimeter im Durchmesser. Die Höhe der Nester ist verschieden; die meisten erheben sich nur wenig über 20 Zentimeter, andere erreichen 30 Zentimeter, einzelne aber werden auch noch höher geschichtet. Die Vögel richten sich hierbei, wie es scheint, nach dem Wasserstand; vor einer Überflutung, die bei den schweren tropischen Regengüssen die Niederung nicht selten in einen See oder Sumpf verwandelt, können sie ihre Eier ja nur dadurch schützen, daß sie dem Nest eine ansehnliche Höhe geben. Trotzdem ragt der Bau nicht selten nur ein paar Zentimeter über die Wasserfläche empor, wenigstens bei den Nestern, deren Standort am tiefsten liegt. Die obere Fläche des Kegelstumpfes ist natürlich nicht eben, sondern mit ihrem Körper drücken die Vögel, wenn der Bau fertig ist, in den noch weichen Schlamm eine seichte ovale Vertiefung, groß genug, die beiden Eier aufzunehmen. Nur in ganz seltenen Fällen weist das Gelege drei Eier auf, häufiger nur ein einziges.

Wenige Vögel sind beim Nestbau von der Beschaffenheit des Bodens so abhängig wie die Flamingos. Weich und schlammig muß die Stelle sein, auf der sie ihre Nester errichten. Deshalb warten die Flamingos mit dem Brutgeschäft, bis die Regenzeit, die auf den Bahama-Inseln Mitte Mai einsetzt, die Niederung mit Feuchtigkeit durchtränkt und das Material für den Nestbau vorbereitet hat. Denn obgleich die Vögel Jahr für Jahr zu demselben Ort zurückkehren, der sich ihnen als Brutplatz bewährte, und obgleich sie dort in ausreichender Menge noch die vorjährigen Nesthügel finden, die meist nur geringer Ausbesserung bedürfen, so benutzen sie doch wohl nie die alten Nester, sondern errichten stets einen neuen Bau. Wenigstens entspricht die Zahl der frischen Schlammkegel einer Brutkolonie ziemlich genau der Anzahl der im letzten Jahre benutzten Hügel, und diese wieder gleicht der Menge, die abermals um ein Jahr älter ist.

Die Flamingos verschmähen fast jede Auspolsterung der flachen Nistmulde mit vegetabilischen Stoffen, selbst dort, wo ihnen ein spärlicher Pflanzenwuchs auf den Sandbarren oder dichte Mangrovebüsche in der nächsten Umgebung



F. M. Chapman. *Bahama-Inseln, Juni 1904.*

Brütende und ruhende Flamingos.

Material hierzu bieten würden. Die Eier ruhen, von ein paar Hälmchen abgesehen, ohne jede Unterlage auf dem durch Sonne und Luft zu einer harten Masse verwandelten Schlamm. Sie sind auffallend gestreckt und bedeutend größer, als die des Hausstorchs. Ihre Schale ist mit einer eigentümlichen kreidigen Kalkhülle überzogen, die in getrocknetem Zustand leicht abfällt. Einen Monat etwa sitzt das Weibchen brütend auf dem Gelege, und wahrscheinlich läßt es sich von Zeit zu Zeit von dem Männchen ablösen. Dieses erweist sich als treuer Gatte, indem es beständig am Nistplatz Wache hält, solange es nicht mit andern seines Geschlechts Ausflüge unternimmt

nach diesem oder jenem Gewässer. Überhaupt kommen den Flamingos wenig Vögel an Wachsamkeit und Vorsicht gleich. Sie stellen Posten aus, sowohl an den Brutplätzen wie dort, wo sie, den Kopf unter dem Wasser, beschäftigt sind, den Schlamm zu durchsuchen nach allerlei Nahrung. Beim Nahen einer Gefahr geben die Wachen sogleich ein Zeichen zu schleuniger Flucht. Selbst zur Nachtzeit soll immer ein „Wachthabender" die Aufsicht führen über die Umgebung, doppelt mißtrauisch und scheu am Brutplatz der Kolonie.

Über die Stellung, die der brütende Flamingo auf dem Schlammkegel einnimmt, herrschte bis vor wenig Jahrzehnten eine recht abenteuerliche Vorstellung. Man meinte, nicht wie die andern Vögel, die gleichfalls mit langen Beinen ausgestattet sind, Storch, Reiher, Kranich, Avosett-Säbler u. a., liege der Flamingo mit untergezogenen Beinen auf den Eiern, sondern er lasse seine langen Stelzen links und rechts am Schlammkegel herabhängen, zu welchem Zweck er den Hügel überhaupt erst errichte. Schon Naumann hält es für ein Märchen, daß der Flamingo auf seinem Neste gleichsam reite und weist auf die Unzweckmäßigkeit, ja auf die Unmöglichkeit solcher Stellung hin, aber erst H. H. Johnston, der im Mai 1880 brütende Flamingos in Tunis beobachten konnte, bemerkt ausdrücklich, daß die Tiere mit untergeschlagenen Beinen auf den etwa 46 Zentimeter hohen Hügeln sitzen, und Abel Chapman, der im Mai 1883 in der „Marisma" bei Sevilla, auf einer niedrigen Schlamminsel Hunderte brütender Vögel entdeckte, sah deutlich daß die langen roten Stelzen zusammengeklappt unter dem Körper liegen, so daß die Fersengelenke bisweilen sogar noch über die Schwanzspitze hinausreichen. Der frühere Gouverneur der Bahama-Inseln, Mr. Henry Blake, hat dann im Jahre 1887 auch für die amerikanischen Flamingos die gleiche Art des Brütens bestätigt. Photographische Aufnahmen, wie wir sie F. A. Chapman verdanken, ermöglichen es heute jedermann, sich von der Stellung des auf dem Neste sitzenden Flamingos zu überzeugen. Geben sich die Vögel dabei vollständiger Ruhe hin, so haben sie den langen Hals zwischen die Rückenfedern gebettet, während der Kopf über der Brust ruht; erregt aber nur ein geringes Geräusch ihre Aufmerksamkeit, so fahren die Hälse empor, und nach allen Seiten wendet sich der kleine Kopf auf seinem beweglichen Stiele.

Die Jungen, welche mit einem dichten weißen, oben staubgrauen Dunenkleid bedeckt sind, verlassen das Nest sehr früh; sie verstehen es bald, ihre verhältnismäßig langen Stelzen zu gebrauchen, an denen das Fersengelenk wie eine dicke Anschwellung hervortritt, während sie, solange sie Dunen tragen, zum Flug noch völlig unfähig sind. Dagegen sollen die Jungen gleich nach dem Verlassen des Nestes das Wasser aufsuchen und hier munter umherschwimmen. Auch die erwachsenen Flamingos sind vertraut mit der Kunst des Schwimmens; sie lüften dabei die Flügel nach Art unsrer Schwäne.

Flamingos in einer Lagune.



F. M. Chapman.

Flamingos verlassen die Lagune.

Bahama-Inseln, Juni 1904.

Das Verbreitungsgebiet der Flamingos, von denen man sechs Arten unterscheidet, beschränkt sich gegenwärtig auf die tropischen und subtropischen Regionen Süd- und Mittelamerikas, Afrikas, des westlichen Asiens bis nach Indien, und auf einige Gegenden in der Nähe der europäischen Mittelmeerküsten. Neben dem roten Flamingo Amerikas ist die bekannteste und verbreitetste Art der rosenfarbige Flamingo der alten Welt. Er bewohnt die Küsten Afrikas, z. B. sehr häufig alle Strandseen im Norden dieses Erdteils, Senegambien, Sansibar, Mozambique, Madagaskar, sogar am Kap der guten Hoffnung ist er zu Hause. Nach Osten dringt er vor in mehrere Länder



F. M. Chapman. *Bahama-Inseln, Juni 1904.*

Flugbilder der Flamingos.

Asiens, z. B. ins westliche Turkestan, und in Europa wird er außer auf manchen Mittelmeerinseln, den Balearen, Sardinien, Korsika, Sizilien, Malta u. a., besonders am untern Guadalquivir und in noch einigen andern Gegenden Spaniens angetroffen, in Kalabrien und an den Küsten Moreas.

Bisweilen geschieht es, daß ein einzelner Vogel weit nach Norden verschlagen wird; so hat man z. B. an verschiedenen Schweizer Seen, auch am Bodensee, ausnahmsweise ab und zu einen solch auffallenden Irrgast beobachtet, ja selbst nach Deutschland, so den Rhein abwärts, und hinüber nach England, ferner nach Bayern, Mähren und Österreich-Schlesien, selbst bis nach Pommern haben sich einzelne Flamingos schon verflogen. Zum Teil waren diese Wanderer Jungvögel im ersten oder zweiten Lebensjahre, die noch nicht

zeugungsfähig sind und sich, während die Alten dem Brutgeschäft obliegen, an andern Orten umhertreiben.

Dem altweltlichen Flamingo ist, obwohl er nur warme Länder bewohnt, ein merkwürdiger Wandertrieb eigen. So besuchen, wenn die Brutperiode im Spätsommer ihr Ende erreicht hat, größere oder kleinere Flüge die genannten Mittelmeerinseln, wohl auch südliche Teile Italiens, sogar die Südküste Frankreichs, um daselbst zu überwintern. Ihre Brutplätze haben diese Vögel wahrscheinlich an den Strandseen des südlichen Mittelmeers, wohin sie im Frühjahr wieder zurückkehren. Am Schwarzen Meer ist der Flamingo eine seltene Erscheinung, häufiger kommt er an den Küsten des Kaspischen Meeres vor, wo er in dem geschützten Südwestwinkel bei Lenkoran alljährlich in ziemlicher Menge überwintert. Nach Radde haben diese Vögel irgendwo am Nordostufer des Kaspischen Meeres ihre Brutplätze.

Die Flamingos meiden im allgemeinen die süßen Gewässer; es sind Seevögel, die ganz besonders flache Lagunen und Strandseen mit salzigem oder brackigem Wasser bevorzugen. Nur ausnahmsweise lassen sie sich im Innern größerer Landmassen sehen, es müßte denn sein, daß sie dem Unterlauf eines Stromes, z. B. der Wolga, ein Stück landeinwärts folgen. Der größte europäische Brutplatz der seltsamen Vögel wurde von A. Chapman beschrieben. Es ist die sog. „Marisma", jene weite alluviale Ebene im Süden von Sevilla, die der Guadalquivir in mehreren Armen durchschneidet. Wasser, Schlammbänke, größere und kleinere niedrige Inseln, mit dürftigem Gras, Disteln und Sumpfpflanzen bewachsen, das ist der Charakter der Ebene. Im Mai verdunstet das Stauwasser allmählich, und nur wenig Tümpel, mit Rohrbeständen umgeben, bleiben in dem wüsten, von der Sonne zu einer harten Masse verwandelten Schlamm zurück. Um die Vögel zu beobachten, braucht man nicht tief einzudringen in diese unwirtliche Landschaft. In Herden von 300—500 Stück stehen die langbeinigen Vögel am offnen Wasser, um gierig Gras und Sumpfpflanzen abzufressen. Wittern die scheuen Tiere eine Gefahr, so stürmen alle nach dem Alarmruf der Wachtposten mit lautem Geschrei einige Schritte vorwärts, um sich dann in die Höhe zu schwingen. Ein herrlicher Anblick, wenn all die Flügel sich entfalten und die rosige Wolke am Himmel dahinzieht.

Auf einer niedrigen Schlamminsel haben hier die Vögel ihre Nester; diese stehen so dicht nebeneinander wie die der amerikanischen Art, während sonst nicht selten die Bruthügel des altweltlichen Flamingos mehr zerstreut in seichtem Wasser errichtet werden. „Einige hoben sich 5—8, wenige 12—15 Zentimeter hoch über der Schlammfläche empor. Der allgemeine Eindruck der Insel war einem großen, mit Tellern bedeckten Tisch nicht unähnlich. Rings um diese Hauptkolonie ragten zahlreiche einzelne Nester aus dem Wasser empor; hier und da waren zwei, drei und mehr aneinandergebaut.

Diese Einzelnester erhoben sich etwa 15—20 Zentimeter über dem Wasserspiegel und hatten einen Durchmesser von etwa 38 Zentimeter. Das Wasser um dieselben war etwa 30—40 Zentimeter tief."

Das merkwürdigste Organ am Körper des Flamingos ist, neben dem langen Hals und den riesigen Stelzen, sein Schnabel. Er ist länger als der Kopf, höher als breit, und von der Mitte an unter stumpfem Winkel abwärts gebogen. Der Oberschnabel läuft in eine Spitze aus, die sanft über die des Unterschnabels greift. Dieser ist in der Mitte merkwürdig aufgeblasen, sein Rand aber stark einwärts gebogen, so daß er einer Dose gleicht, die mit dem viel kleineren, flachen Deckel des Oberschnabels geschlossen wird. Lamellenzähne stehen in dichten Reihen sowohl am Ober- wie Unterschnabel.



F. M. Chapman. *Bahama-Inseln, Juni 1904.*

Flugbilder der Flamingos.

Wie die Enten, so „durchschnattert" auch der Flamingo den schlammigen Boden; dabei wendet er den Kopf so stark nach innen, nach den Füßen zu, daß der flache Oberschnabel den Boden berührt, während die untere Schnabelhälfte nach oben gekehrt ist. Auf solche Weise durchpflügt gewissermaßen der nahrungsuchende Vogel den Grund, alles Genießbare in der weiten Dose des Unterschnabels bergend, während das schlammige Wasser zwischen den lamellenbesetzten Schneiden hindurchgepreßt wird. Zur Zeit des niedrigen Wasserstandes sammeln sich große Gesellschaften der langbeinigen Vögel auf den Watten, um hier gemeinsam am Rande des Wassers zu fischen. Freilich Fische werden die Flamingos nur ausnahmsweise erbeuten; ihre Bewegungen sind zu langsam, nicht stoßweise wie bei Reiher und Storch, auch ist ihr Schlund so eng, daß nur ganz kleine und schmale Fischchen ihn passieren können. Die Hauptnahrung bilden Würmer und Mollusken, die im Schlamm

und Sand, besonders salziger Gewässer massenhaft leben. So fand man im Magen der Flamingos neben Würmern namentlich kleine Herzmuscheln und andere Bivalven, auch kleine einschalige Schneckenhäuser, z. B. aus der Gattung der Hornschnecken (Cerithium). Außerdem nehmen die Vögel vegetabilische Stoffe in großen Mengen zu sich.

Gefangene Flamingos kann man lange Zeit ausschließlich mit Pflanzennahrung erhalten, Reis, Getreide, Brot, Wasserpflanzen usw.; doch fühlen sie sich nur wohl, wenn man ihnen zugleich einen Zusatz von tierischen Stoffen reicht. Fehlen letztere, so verlieren die herrlichen Tiere sehr bald ihre schöne rosenrote Färbung. Diese zeichnet übrigens nur die mehrjährigen Flamingos aus, Männchen und Weibchen ziemlich gleichmäßig schön, während die Jungvögel erst nach der zweiten Mauser im dritten Lebensjahre das bisher graue und weiße Gefieder mit einem rosenrot angehauchten vertauschen — besonders die Flügel prangen in kräftigem Farbentone; aber erst im vierten Lebensjahre sind die Flamingos völlig ausgefärbt. Dann ist über alle oberen Teile des Körpers die zarte Rosenfarbe ausgegossen, nur die Unterseite bleibt mehr weißlich; die Flügeldecken aber, sowohl die oberen wie die unteren, erglühen in gesättigtem Rosenrot, das sich von dem tiefen Schwarz der Schwungfedern erster und zweiter Ordnung effektvoll abhebt. Freilich solch feuriges Karminrot, wie es dem amerikanischen Flamingo eigen ist, erreicht die altweltliche Art selbst in ihren schönsten Exemplaren nicht völlig.

Die Sumpfmeise.

Von Else Soffel.

Über dem verlassenen Bauerngarten liegt die Sonne, heiß brütende Augustsonne um Mittag. Langsam, nur ganz langsam rückt der Zeiger der Sonnenuhr weiter, ja er scheint eine ganze Weile still zu stehen. Die Sandkörnchen in den Wegen glitzern und funkeln, eine schläfrige Hummel taumelt mit jähem Gebrumm zur nächsten Blume, dann sinkt alles zurück in Schlummer. Auch vom Hause her dringt kein Laut. Schön gepflegt sieht er nicht eben aus, der Garten, es mochte lange keine ordnende Menschenhand dran gekommen sein. Halb Gemüsegarten ist der Blumenanteil und auf den Kartoffelbeeten, wo die welk daniederliegenden Stauden die reifende Frucht anzeigen, wächst roter Mohn in Fülle und schüchtern daneben blasse Stiefmütterchen in Büscheln. Bis in die Wege hat sich das Unkraut hereingefressen. An der Hauswand blüht vereinzelt eine riesenhafte Sonnenrose aus schlechtem Boden auf und wenige kranke Astern; hart gewöhnte Königskerze macht ihnen den Boden streitig; zwischen den Zaunlatten haben sich Nessel und Hohlzahn vom Wegrain hereingedrängt. Der Schönheit tut das freilich keinen Eintrag. Der Mittag spinnt seinen Zauber, die Gartenblumen wetteifern mit den fremden Schwestern in Blüte und Duft. Schmetterlinge, Käfer und Bienen kommen hier ebenso gern zu Gast wie anderswo. Alles Bilder des Lebens und der Schönheit selbst im Verfall. Traurig allein mag der Anblick der Obstbäume stimmen, deren flechtenüberwucherte Zweige und zerfressene Blätter, zwischen denen hin und wieder eine verkümmerte Frucht sitzt, deutlich von Siechtum und langsamem Tode reden. Vom Walde herüber über Wiese und Weg kommt zuweilen der Häher in den Garten geflogen, aus den schlauen, blaugrauen Augen um sich blickend, dazwischen die schön gestreifte Holle stellend, spaziert er kopfnickend im hohen, ungemähten Gras. Unter einem alten Reisighaufen hat die Goldammer Junge aufgezogen; sie sind längst ausgeflogen, die Alte sitzt hin und wieder noch auf dem Zaun oder treibt sich stumm suchend in der Nähe des alten Nestes umher.

Fortgezogen ist der Pirol, verklungen sein heißer Werberuf: „Hio, gidleoh“ klang sein Flöten und Pfeifen in den taufrischen Morgen. —

Noch immer ist's still über dem Garten, kein Vogelruf dringt herein, kein Menschenlaut. Nur Schmetterlinge und Blumen reden stumme Liebes-

sprache. Die Goldammer sitzt auf einer Zaunlatte, als habe sie etwas verloren. Da klingt's plötzlich laut und munter „zizibrrrrdädä" und noch mal „terrrretet" in die Stille. Der Garten ist erwacht, das Mittagsgespenst verschwunden. Die Sumpfmeise hat Alarm gerufen.

Jetzt hängt sie mit scharfkralligen Füßchen an dem letzten Zweig eines Apfelbaums, der trägt sie mit Leichtigkeit. Mit unglaublicher Geschwindigkeit zerreißt der spitze kurze Schnabel die Mottengespinste, die die kranken Blätter einhüllen und holt sich eines der schwarzen Räupchen ums andere. Dabei macht sie einen tüchtigen Weg, denn mit jedem Bissen sucht sie erst ein Ruheplätzchen auf, steckt ihn zwischen die Zehen eines Füßchens und bearbeitet ihn blitzschnell mit dem Schnabel. Ein Stückchen ist dabei weggefallen, hastig ist sie ihm nach auf den Boden mit leisem „sit, sit" und wieder zurück zu ihrem Sitz, wo sie es ebenso hastig verzehrt. Dann wird das Schnäbelchen gewetzt, sie hüpft und dreht sich auf dem Zweig, läßt ihr „sit, sit" hören, oder auch schärfer „zit, zit" je nach Laune und Stimmung, hebt dann und wann die kleinen Flügel, zupft an den Zehen, wo etwas Eßbares hängen geblieben und läßt das Köpfchen mit den schwarzen, scharfen Späheraugen bei alledem mitgehen. Beim Absuchen der Borke hat sie eine Kolonie Eier vom Borkenkäfer entdeckt, die werden am Stamm sitzend herausgepickt; hier ist überhaupt immer allerlei Gutes zu finden, Larven und Raupen von allerlei Getier: jetzt eine Bockkäferlarve, dann die eines Splint- oder Rüsselkäfers, auch die des stattlichen Lederkäfers, die in Mengen hier auf ihre Entwicklung warten. Alle diese Verrichtungen begleitet die lustige kleine Meise mit „sit, sit", oder „zit, zit", hin und wieder ganz leisem „ds, ds", antwortet auch einmal auf einen bekannten Vogelruf mit munterem „zitzidä", wie sie überhaupt ihren Lockruf gern variiert, das zi zi und dä dä einmal wegläßt, dann wieder öfters wiederholt und ihn bald abgekürzt, bald erweitert, sanft und leise, vergnügt oder auch heftig und energisch ausstößt, wie eben, wo ihr der Anblick des grauen Würgers auf dem Zaunpfahl ein kurzes, warnendes „terrrretet entlockt. Nach einer kleinen Weile erscheint sie wieder, noch ein wenig zag und leise, treibt sich im niedrigen Gebüsch herum, duckt sich das Köpfchen in der Höhe, breitet die Flügelchen, gerät in die Himbeersträucher, stößt spielerisch eine Beere vom Stiel, hüpft mit leisem „ds, ds" ihr nach auf den Boden, untersucht sie, findet ein Würmchen drin, fliegt damit und mit „zizidä" auf den nächsten Zweig und verspeist sie. Dann findet sie ein kleines Erdloch, in dem ein Tropfen Regenwasser stehen geblieben, nimmt ein Schlückchen und hängt schon wieder an der Sonnenrose, zu untersuchen, ob die Samen reif sind. Auf den vernachlässigten Beeten ist der Salat in Samen geschossen, dem Sumpfmeischen ist das gerade recht, und daß der Mohn anfängt abzublühen und die trockenen Kapseln braune Körner streuen in Fülle, läßt's auch nicht unbeachtet. Da und dort



Bethge. *Dresden, Dezember 1905.*

Sumpfmeise.

wird ein wenig nachgeholfen, ein Hieb und noch einer, es ist geschehen. Es nimmt gleich mehr auf einmal von dem Vorrat und fliegt damit weg. Stopft die Körnchen eins nach dem andern mit Hilfe des Schnabels in eine kleine Astvertiefung und holt sie sich einzeln heraus.

Allmählich ist's doch müde geworden, wie die Sonne auch. Es setzt sich auf einen Zweig, ziemlich hoch oben, wo's noch ein wenig Wärme abbekommt, denn naß und kühl ist's vom eben noch genommenen Bad. Ganz jämmerlich sieht der kleine Kerl aus. Zusammengeklebt die trübweißen Federchen der Brust und Unterseite, so daß schwarze Flecke sichtbar werden, das sonst so adrett getragene Schwänzchen, die so hübsch übereinandergelegten mäusefahlen Schwingen zausig und dürftig, überall kommt das schwarze Unterkleid zum Vorschein, verwaschen die lichte Querbinde der Flügel, der Glanz des sauber geströhlten schwarzen Köpfchens zunichte gemacht. Eilig trachtet's wieder in Ordnung zu kommen, zupft Brust- und Bauchfederchen zurecht, legt und glättet sie, weiß auch die bösesten Stellen im Rücken zu treffen, nimmt die Schwingen einzeln her, öffnet sie, streicht jede Feder entlang,

32*



K. Spengler. *Rothehütte, Februar 1908.*

Sumpfmeise am Futterbaum.

dann ebenso den Schwanz, nun noch mal den Rücken, die Kehlfederchen dran, schüttelt sich, pludert sich auf und ist fertig. Nein? Ein unnützes, weißes Brustfederchen fliegt noch, am Füßchen hat's noch was gefunden. Bei dem ganzen Putzgeschäft hat's nicht ein einziges Mal sein „ds" oder „zit" hören lassen. Auch jetzt sitzt es noch stumm auf seinem Zweig. Das rastlose Köpfchen schaut einen Augenblick, ganz gegen seine Gewohnheit, still geradeaus, aus den nimmermüden kleinen Augen blickt versonnene Abendmüdigkeit. So sitzt es, die müde Sonne im Rücken. Dann ermuntert sich's plötzlich, dreht sich, hüpfend auf dem Zweig, leise tönt erst „sit-sit", dann laut „zizibrrrrdädä" Alarm zum Aufbruch — und abgeflogen ist es, dem Laubwald zu, jenseits der Wiese. Von dort, aus dem Dämmer schallt allabendlich vielstimmiger Lärm. Der Weidenlaubvogel hat sein „zilp-zalp" — das zweite tiefer — noch nicht ausgesagt, der Kleiber hat noch ein Letztes zu hämmern. Der Feldsperling, der von Äckern und Wiesen hereingekommen, tschilpt, des Dompfaff bittendes „tiüd" ertönt und die Sumpfmeise zankt sich unter lautem „dä dä" mit ihresgleichen um die Höhlung im toten Eichbaum.



K. Soffel. *Utting, März 1908.*

Sumpfmeise, am Boden Futter suchend.

Gelegentlich wird auch schon Vorrat eingetragen, allerhand Samen aus Feld und Garten: Distel- und Klettensamen, oder auch solchen vom Hohlzahn, später die silbergrauen Kerne der Sonnenblume, Aster- und Dahliensamen, die Körbchenblütler sind ihre bevorzugten Freunde unter den Blumen. In Rindenritzen und Baumlöcher werden die Körner mit dem Schnabel festgestopft. Freilich kommt's vor, daß man die Stelle vergißt, wo der Vorrat aufgestapelt, oder daß Freund Kleiber den Schatz entdeckt zu seinen eigenen Gunsten. Der Herbst bringt auch Beeren — Holunder und Eberesche, die werden teils angepickt, um zum Kern zu gelangen, — wie sie auch einmal ein Wespennest nach Larven zerhackt —, teils ganz gefressen. Die kleine Sumpfmeise läßt kaum etwas ununtersucht und nichts Brauchbares ungenützt. Auf diese Weise wird's ihr auch nicht allzu bang in der kalten Jahreszeit, ihr Suchertrieb, unterstützt von dem scharfen Auge und dem Werkzeug des Schnabels entdeckt die Eier und Räupchen von Schmetterlingen unter dem Moos der Rinde, die eingesponnenen Larven der Schlupfwespen in geschützter Mauerecke, die Spinnen und Spinnchen, die mit eingezogenen Füßchen unbeweglich unter

Mulm und Holzstückchen versteckt sind. Wirklich schlimm ist nur das Glatteis, das dem kleinen Schnabel allzu energischen Widerstand bietet und die Futtermöglichkeiten mit harter, undurchdringlicher Kruste überzieht. Und die allzu bittere Kälte, der der hungergeschwächte kleine Körper nicht mehr genügend Eigenwärme entgegenzusetzen vermag. In solchen Zeiten wird die sonst so listig-scheue kleine Meise zutraulich und nähert sich dem Menschen und seinen Wohnungen. Die schneefreien Plätze um die Ansiedelungen, die etwas größere Wärme, die Hoffnung, irgend Eßbares aufzutreiben, locken sie dorthin. „Sit, sit“ klingt ihr Stimmchen, wie die Glasglöckchen der Eiszapfen in der durch Schnee gedämpften Luft, es verliert sich fast in der Wintereinsamkeit. Hell aber und fast angreifend selbstbewußt tönt ihr Lockruf, wenn mittags die in tausend Glitzersternchen funkelnde Sonne ein Fleckchen freigemacht hat und die unermüdliche Suche belohnt wird. Wie paßt ihre stahlscharfe Munterkeit dann zu Schnee und Eis, wie klingt ihr „zizíterrrretet“ dann zur blitzenden Winterlandschaft! Dann läßt sie sogar eine Strophe ihres Liedchens hören, das sie bei passender Gelegenheit zu jeder Jahreszeit vorträgt. Es ist nicht schön im Sinn des Liebhabers: Eine Folge von eigentümlich gezogenen Doppeltönen, die öfters ein hell angeschlagener Triangelton unterbricht. „Tsing, tsing“, metallisch klingt's, es liegt ein echtes Meisentemperament in dem Liedchen. Der Vogelfreund, der sie beobachtet, freut sich darüber und über die Sicherheit und Kraft, mit welcher der kleine Schnabel das gespendete Hanfkorn spaltet.

Weit legt sich der kleine Körper zurück, um tüchtig auszuholen, da sitzt kein Hieb fehl.

Nur zu, kleine Meise, wir wollen dir schon durch den Winter helfen! —

Herbst und Winter begünstigen den Geselligkeitstrieb nicht bloß der Menschen. Auch unsere Sumpfmeise hat sich enger mit ihresgleichen, in lockerem Verband auch mit Schicksalsgenossen, verwandten Vögeln zusammengeschlossen, hat im Herbst, mit Brüdern und Schwestern zu wandernden kleinen Gesellschaften vereint, ein größeres oder kleineres Gebiet durchstreift und im Winter den Anschluß an andere Meisenarten und Kleiber, Goldhähnchen, den starken Specht als Anführer, gesucht. Das Frühjahr löst diese Verbände auf. Zum Genuß von Lenz und Liebeswonne sucht jedes die Einsamkeit. Im Laubwald überzieht die zarte Anemone und Leberblümchen den Boden mit lichtem Schleier und wagt sich bis heraus zu den goldenen Himmelsschlüsseln auf die sonnige Wiese. Vereinzelt schaut schon der Bischofsstab des Adlerfarn aus dem braunen Boden, die schimmernde Kerze des Seidelbast duftet von weitem. — In dem Erlengezweige am Ufer des kleinen Baches, der sich dicht unter dem Laubwald hinzieht, ist ein lustiges Getreibe. Bald klingt es nach jungen Meisen und ihrer futterheischenden, klagenden Stimme, bald ertönt Liebeslocken, „ziu ziu“, und das vieltönige, metallisch



R. Paul. *Glogau, Mai 1908.*

Sumpfmeise mit Futter vor ihrem Nest in einer Linde.

klingende Liedchen der Sumpfmeise. Beim Näherkommen möcht' man wieder glauben, die eben ausgeflogenen Kinder derselben vor sich zu haben. Aber da sausen die eben noch so täppischen Jungen um den Busch herum, locken und folgen einander und gebärden sich ganz wie Alte. So muß es wohl ein Liebespärchen sein. Wie das sich stellt und tut, ganz wie die eben flügge gewordene Brut! Mit zitternden Flügelchen und geöffnetem „schä dä dä" Futter verlangt! Und das Männchen, oder ist es das Weibchen? Die beiden gleichen sich so sehr, nur scheint das eine etwas kleiner und blasser in den Farben — und das Männchen kommt mit einer Larve oder dergleichen im

Schnabel angerückt und steckt den Fund zärtlich dem Weibchen zu. Und so fort eine ganze Weile, bis die Rolle einmal wechselt. So treiben sie's, bis die Sonne geht. Vor kurzem hatte das Männchen halbe Stunden lang von den obersten Zweigen der Buchen gelockt und gerufen: „ziu, ziu" und „hitzlidädä", fast wie ein Stieglitz. Und hat sich richtig sein Weibchen ersungen. Im Mai sind dann die Jungen da. Zwölf an der Zahl, sind sie eins nach dem andern der schön blaugrünlich gefärbten, mit rostroten Punkten betupften Schale entwachsen. Im toten Eichbaum, der so oft Schlafstätte gewesen, ist das Nest zurechtgerichtet. Halme am Grund, dann etwas Haare, Federn, — viel Umstände werden nicht gemacht. Die Jungen haben gerade Platz, die zuletzt gekommenen sitzen auf den übrigen. Die Zärtlichkeit der Alten füreinander ist kein bloßes Strohfeuer gewesen. Redlich, wie es sein soll, teilt sich das Männchen mit dem Weibchen in die Arbeit. Es ist auch wirklich zuviel für eines, zwölf Junge allein zu versorgen. Und wär's auch eine flinke, kleine Meisenmutter. So wächst die Gesellschaft, dem Marder und Wiesel glücklich entgangen, lustig heran, und ehe vier Wochen ins Land gegangen, folgen sie schon ihren Eltern zum Erlengesträuch hinunter. „Schä dä dä" klingt es. Diesmal sind's aber wirklich die Jungen.

Der würdige Pfarrherr, ein alter Junggeselle, interessiert sich für Ornithologie. Heute macht er einen Gang über Land. Als er an dem Erlengesträuch vorübergeht, bleibt er ein Weilchen stehen. „Parus meridionalis, — subpalustris, die gemeine Nonnenmeise," sagt er dann zu sich. „Aber da hinten, im Weidenmoor, ganz entschieden ‚Parus salicarius', die Weidensumpfmeise, — kenntlich an der sich spitz bis in den Nacken ziehenden mattschwarzen Kopfplatte, den stufigen Schwingen. Auch der Ruf ist ein anderer. Ich werde das Vorkommen beider Arten in hiesiger Gegend an zuständiger Stelle melden." Damit schritt er fürbaß.

Der Zaunkönig.

Von Martin Braeß.

Kühl und schattig das Waldtal. Die Buchen an den Hängen reichen einander die Hände hoch über dem Grund. Nur hier und da finden kleine Strahlenbündel den Weg durch das Blattwerk und malen zitternd lichte Kringel auf den Moosteppich, winzige Bilder der Sonne, deren sengende Glut draußen über der Ebene lagert, drückend und schwer. Lustig plätschert der kristallklare Bach in der Talrinne über den Sand; jetzt verbirgt er sich zwischen den Felsen, die ihm den Weg versperren wollen, daß man nur leise sein Murmeln vernimmt, jetzt springt er silberhell über steinerne Stufen, jetzt bildet er einen Strudel, jetzt hemmt er den eiligen Lauf, und die Buchen sehen ihr Bild in dem Spiegel, mitten im Blattwerk die Forelle im gepunkteten Kleid, jetzt lustig rieselnd unter steinernem Brückchen hindurch, jetzt in schnellem Sprung eine Wendung, und jetzt kopfüber auf das knarrende Rad der Mühle im Talgrund. Gräser sprießen an seinen Rändern und ganze Wälder von Farnwedeln zwischen den Blöcken; die Buche trinkt von dem Wasser, das zwischen dem riesigen Wurzelgeflecht so seltsam gurgelt, und der zarte Waldmeister bedeckt den Boden mit lichtem Grün. Himbeer- und Brombeergestrüpp klettert lustig den felsigen Hang hinauf, und ernster Efeu rankt sich hier und da um die alternden Stämme.

Das ist das Reich der kleinsten Majestät, des niedlichen Zaunkönigs. Welch winziges Vöglein — und dennoch ein König. Er kennt sein kleines Herrschergebiet, wie kein anderer Vogel das seine; rastlos durchwandert er es, bald hier und bald da. Im Dornengestrüpp, im Steingewirr, in der Baumhöhle, zwischen den Wurzeln, im Reisighaufen und Holzstoß, unter der Brücke, im Strauchwerk, auf dem Baumstumpf: überall hat er zu tun vom frühen Morgen bis spät in den Abend. Nichts entgeht seinem Auge, nicht das kleinste Insekt, das sich versteckt hält im verborgensten Winkel; er weiß all das Gesindel zu finden. Kein Loch ist ihm zu eng, er schlüpft hindurch, kein Rankengewirr zu dicht, er entdeckt einen Zugang. Und lustig ist er und munter, allezeit froh und vergnügt, wie das Volk einen rechten König sich denkt. Stets ist seine Tafel reichlich besetzt mit den zartesten, köstlichsten Bissen; selbst im Winter, wenn alles darbt, keine Not: ein richtiger „Schneekönig" dann, der sein Liedchen singt im stummen Forst trotz Kälte und Eis.

Aber auch jetzt in den heißen Tagen des Sommers ist vielleicht kein Bewohner des kleinen Gebirgstals so lebenslustig und keck, so frohgemut, so übersprudelnd lustiger Laune, wie dieser Gnom, dieser Knirps in dem rindenbraunen Habitchen, das ihn so gut dem Auge verbirgt. Keiner singt sein Liedchen so fleißig, wie er, der kleinste von allen. Hier ist es kühl im Schatten der Buchen am murmelnden Bach; die acht Jungen, die er erbrütet hatte gemeinsam mit seinem Weibchen in dem Nest unter der steinernen Brücke, sind schon herangewachsen, fast so groß bereits wie Vater und Mutter, sie treiben sich weiter oben am Bache umher, und nur zufällig kommt noch eins mal herab und bettelt die Eltern aus Gewohnheit um einen Bissen. Zwei Eierchen hat Frau Königin wieder in die Wiege gelegt; da hat man noch Zeit, bis von neuem die Pflicht ruft, Zeit, jeden Winkel zu durchstöbern, Zeit auch zum fröhlichen Singen.

So schmetternd das Liedchen, voll Wohllaut und Kraft, so heiter und feurig, ein Triller, ein Roller — Kanarienvogelgesang aus dem feuchten Dunkel des Waldtals! Auf einem Baumstumpf sitzt der winzige Sänger; noch kleiner erscheint er, noch kürzer, als er eigentlich ist, denn das zierliche Schwänzchen hat er senkrecht emporgestelzt, die Brust tief gesenkt, das Köpfchen mit dem Schnabel schräg aufwärts gerichtet. Jetzt beginnt er von neuem, aus voller Kraft, mächtig bläht er sich auf, die Kehlfedern zittern, nachlässig hängen die winzigen Flügel, auch der Schwanz senkt sich und breitet sich aus, weit klafft das Schnäbelchen, und der ganze Körper zuckt bei jedem Ton, der aus der Kehle rollt, der kleinsten Sängerkehle der Welt. Jetzt ist das Liedchen zu Ende; zwei, drei Bücklinge, den Hals eingezogen, das Schwänzchen noch höher gestelzt, und dann hinab zwischen die Wurzeln am Bachrand, wo das Vöglein verschwindet, wie ein Mäuschen im Loch. Aber schon rollt es wieder von einer Brombeerranke herab. Kraftvoll, ohne jede Einleitung sicher setzen die schmetternden Laute ein, staccato, ein paarmal von einigen höheren Tönen unterbrochen, dann ein tiefer, kräftiger Roller, wieder die Schmettertour, wieder der Roller, und das Lied ist zu Ende.

Jetzt schnurrt das Vögelchen von seinem Sitz ab, niedrig über dem Boden am Rande des Wassers talauf. Schwerfällig ist sein Flug; denn so klein und leicht auch der Knirps, die abgerundeten, gewölbt getragenen Flügel mit den zierlichen dunkeln Querbändern sind doch gar zu winzig, als daß er sich ihnen anvertrauen könnte für größere Strecken. Um die Ecke schwirrt er noch ein paar Meter, wo der Fahrweg, tief eingegraben im lehmigen Boden, den Talgrund kreuzt. Hier verschwindet der Vogel in einem Nest an der Lehmwand, mannshoch über dem Wege. Nur nachschauen will er, ob alles in Ordnung; denn gleich schlüpft er wieder aus dem Flugloch des rundlichen Baus, treibt sich im Rankengestrüpp und zwischen den Farnen



M. Behr. *Cöthen, Mai 1908.*

Nest des Zaunkönigs.

am Boden ein Weilchen umher, schwenkt wieder ab, der Sonne ausweichend, ins kühle Waldtal und schmettert von neuem sein Lied aus einem Busch.

Solcher Nester hat er noch zwei, eins zwischen Baumwurzeln, fast ganz im Erdreich versteckt und eins im Gras und Pflanzenwust, dicht übersponnen von Ranken. Nicht Brutnester sind es, nicht Kinderstuben, sondern Schlafnester, wo das Männchen gewöhnlich die Nacht zubringt, sich auch manchmal verbirgt bei bösem Wetter; besonders bei der Kälte der Winternacht leistet solch warmes Fleckchen vortreffliche Dienste. Manchmal mögen die Menschen auch recht haben, wenn sie sagen, es sei Spielerei; die Grasmücken machen's ja ebenso. Ist das Weibchen zuwider im zeitigen Frühjahr und will es noch gar nicht recht dran, das Nest zu bauen, vielleicht weil's nichts hält vom Eierlegen und Kinderaufziehen, dann errichtet das anders denkende Männchen, unruhig, denn es kann's nicht erwarten, wohl mitunter ein „Spielnest“ aus Reisern und Moos, leicht gebaut und wenig beständig. Aber das Nestchen hier in der seichten Höhlung der Lehmwand ist ein soliderer Bau, der sich eignet zur Sommer- wie Winterresidenz von Klein-Majestät. Dünne Fichten-

reiser, ganz gleichmäßig übereinander gelegt, gleichmäßig gebogen, bilden die fast kugelförmige Wandung; zwischen den einzelnen Reisern aber liegt je ein junger Wedel vom Farn, dessen Seitenblättchen gar zierlich herumgebogen sind um das benachbarte Fichtenzweiglein. So bekommt das künstlich gewobene Nest festen Halt, und das Gelbbraun der vertrockneten Farne stimmt mit dem lehmigen Untergrund so völlig überein, daß der Bau fremdem Auge kaum sich verrät. Harmonie mit der Umgebung, ein Haus, wie es paßt in die Landschaft: das winzige Vögelchen versteht es besser, als mancher Architekt bei den Menschen.

Aber das eigentliche Schloß, unter der Brücke erbaut an der Granitwand und gegründet auf mächtig vorspringendem Quader, oben die steinerne Wölbung, unten der Wassergraben, uneinnehmbar ist's, ein Felsennest, eine Burg, so recht der Sitz eines Fürsten. Und künstlich aufgeführt ist es, ein mächtiger Bau, viel zu groß, wie's scheint, für das Pygmäengeschlecht. Aber es währte auch lange, eh' alles vollendet, vierzehn Tage etwa. Da galt es, dürres Laub zu holen für die Außenwand und die unterste Schicht, auch trockne Pflanzenstengel und feinere Halme. Aufgesucht ist es ja schnell, denn massenhaft liegt es umher auf dem Boden des Waldes; aber schwieriger ist's für die Kleinen, mit dem widerspenstigen Material aufzufliegen zur verborgenen Baustatt. Da entfiel manches dem Schnabel, und der Bach trug es lachend davon. Dann kam Moos an die Reihe, wie es überall wächst unten an den Stämmen der Bäume, wie es die Wurzeln überzieht, die am Boden sich strecken, ein Füllsel für die zartschaligen Eier, kein besseres gibt es — vielleicht hat's der Glaser von dem Vogel gelernt, wenn er seine zerbrechliche Ware einpackt in trockenes Moos. Ganze Fetzen löston sich ab von der Rinde, sobald man dran zerrte; mit Schnabel und Füßen wurde es dann zerrissen in kleinere Stücke und einzeln zu Neste getragen. Hier wurde das Moos noch weiter zerteilt und zu dicker, filzartiger Lage verflochten, die den Innenraum des kugligen Baus bedeutend verengte. Auch die Decke wölbten die Baumeister aus schwellendem Moos; nur der Eingang blieb frei, schön abgezirkelt ein Loch in der Wand, ziemlich nahe an der flachen Wölbung des Daches. Nun noch Federchen, das innerste Polster zu bilden; es ist nicht leicht, sie zu finden. Aber wenn man alle Winkel durchstöbert, in den Dornen und Ranken herumkriecht, bringt man doch schließlich eine ganze Menge zusammen. Zarte Dunen der Wildtaube und des Fasans, Federn der Singdrossel, der Rest einer blutigen Mahlzeit, die der Sperber einst hielt, schneeiger Flaum von des Wasserstars Kehle, der in einem hohlen Pfosten brütet ganz nahe am Mühlrad, alles ist hochwillkommen als Unterlage für die Eier, weich und wärmend zugleich. Gegen Ende April war das Nest fix und fertig, und bald nach Mitte Mai entschlüpften die



M. Behr. *Trebbichauer Busch, Juni 1906.*

Nest des Zaunkönigs.

Jungen den Eiern nach dreizehntägigem Brüten von Vater und Mutter. Ziemlich lange blieben die Kleinen im Nest; da galt es zu füttern, denn die Königskinder, so klein sie auch waren, hatten gesegneten Appetit, fast mehr noch als die Jungen der Nachbarn, des Rotkehlchenpaars, das an der Böschung des Weges brütete, unter Grasbüscheln versteckt, oder die Kinder der schlanken Gebirgsbachstelzen, die über dem oberschlächtigen Wasserrad wohnen.

Und je älter die Kinder, je größer die Sorgen und Mühen; die Zaunkönige erfuhren es auch, als die acht Stummelschwänzchen am Boden wie die Mäuse dahinhuschten. Was hatten die Eltern doch immer zu achten, daß keins sich verlief, daß kein Marder und Wiesel, keine Elster, kein Häher eins von den unerfahrenen Kindern erwischte; wie mußten sie zureden, bis endlich die Jungen begriffen, wozu Mutter Natur ihnen die Flügel gegeben, und dabei hatten die Alten doch stets für die hungrigen Schnäbel zu sorgen, und den Gesang durfte der Vater auch nicht völlig vergessen, er erleichtert Arbeit und Mühe. Aber nun ist's vorbei; die Prinzen und die Prinzeßchen

flattern und hüpfen ihre eigenen Wege, und die Eltern schreiten nochmals zur Brut, denn es ist früh noch im Jahre. Erst in einigen Tagen wandert die Sonne ihre weiteste Bahn mit dem Sternbild des Krebses; das Weidenröschen am Bach hat nur eben die untersten purpurnen Blüten an den schlanken Ähren geöffnet; die Trauben des Färberginsters droben am Hang lassen die goldene Pracht noch nicht ahnen, die später sie schmückt, und die gelbe Teichrose drunten am Wasserbecken hinter der Mühle wiegt erst eine einzige Blüte auf ihren herzförmigen Blättern.

Bald sind die Eier gelegt; sechs Stück diesmal nur, klein zwar, doch im Verhältnis zur Gnomengestalt ihrer Eltern eigentlich ziemlich groß — der Fitis, dessen weicher Schlag aus dem Fichtendickicht erschallt, hat auch die Eier nicht größer. Auffallend rundlich sind sie, in der Mitte recht bauchig, die weiße Schale so zart, daß der Dotter rötlich hindurchscheint; dazu sind sie geschmückt mit feinen Pünktchen von rotbrauner Farbe, die bisweilen zerstreut sind über die ganze Fläche, meist aber einen losen Kranz bilden in der Nähe des stumpferen Pols. Nun kommt die Zeit des Brütens, die Zeit ruhigen Wartens.

Am Tage wird das Weibchen ein- oder zweimal auf mehrere Stunden abgelöst von dem Gemahl. Er huschte noch eben flink wie ein Wiesel durch das Gestrüpp, schlüpfte zwischen den Steinen hindurch, schmetterte sein Liedchen herab von dem Baumstumpf, von dem Holzstoß, da hört er sein Weibchen locken, ganz in der Nähe: „zrrr, zrrr", und sofort weiß er, was er zu tun hat. Er schwirrt hinunter zum Bach nach der Brücke, unter der er verschwindet, rüttelt einen Moment vor dem Eingang zur Wohnung, und husch ist er drinnen. Und nun sitzt er und träumt von all den Leckerbissen, die er dem Weibchen hat übriggelassen, von den Spinnen, den Kerbtierlarven, den Puppen und Eiern — die sind ihm immer das liebste. Das Weibchen hat den gleichen Geschmack; in allen Schlupfwinkeln sucht es nach der winzigen Beute, im Gebüsch und Gestrüpp, im Reisighaufen und Holzstoß, im Mull hohler Stämme, zwischen Baumwurzeln und im trocknen Laube am Boden. Auch ein fliegend Insekt wird manchmal im Sprung oder im Fluge gepackt, doch nur ausnahmsweise; denn meist verfehlt der Vogel sein Ziel, und das flatternde Kerbtier entgeht dem Tode, bis es vielleicht die flinke Bachstelze wegschnappt, schnell und geschickt.

Die jungen Prinzen im Nest sind niedliche Kerlchen. Zwar in den ersten Tagen noch nicht, da sind sie nackt, wie die andern Jungvögel auch, die Köpfe so dick, die Augen geschwollen; aber später, kurz vor dem Ausflug und dann, wenn die Eltern sie führen und allen Verwandten sie zeigen, da sind die Kleinen possierlich, kugelrund die Gestalt, denn das Schwänzchen ist noch so klein, die Flügel so winzig, der Schnabel so kurz, und zwischen den Schultern steckt das Köpfchen, als sei ein Hals kaum vorhanden. Das



M. Behr. *Diebzig, Mai 1908.*

Nest des Zaunkönigs.

Kinderkleidchen ist etwas bunter, als das der erwachsenen Vögel; die schwärzlichen Wellen treten deutlich hervor auf dem Schwanz und den Flügeln, und alle oberen Teile tragen auf dem rostbraunen Grund weißliche Schaftflecken. Der Schnabel hat sich nur am First dunkel gefärbt, sonst erscheint er noch gelblich, so licht wie die Füße.

Der Flug aus dem Nest ist gar nicht so leicht; unten rauscht das Wasser des Bächleins, und der freie Platz auf dem Stein, der das Nest trägt, ist schmal. So kam's, daß der Kleine, der zuerst die Höhlung verließ, elenden Tod fand. Er flatterte gleich hinab, um das sonnige Ufer vor der Brücke in kühnem Flug zu erreichen. Aber die Flügel trugen ihn nicht so weit; er stürzte ins Wasser, das ihn davontrieb — gewiß hat ihn die Wasserratte gefressen, die bei der Mühle haust in unterirdischer Wohnung. Wie die Alten schrien und zeterten, als sie das Unglück sehen mußten mit eigenen Augen! Sie flogen ein Stück am Bache entlang, von einem Ufer zum andern, und konnten nicht helfen. Voll Angst, daß den übrigen Kindern das gleiche Unheil begegne, schnurrten sie wieder zurück und lockten und warnten: „zerrrr zerrrr!“ Doch alle kamen wohlbehalten unter der Brücke hervor; erst auf den Steinsims, der das Nest trug, dann ganz vor, wo die Sonne sie wärmte und lockte: Kommt zu mir aus dem Dunkel ans Licht! Dann schwirrten sie abwärts, eins nach dem andern, in das Pflanzengewirr am Rande des Baches. Der erste Schritt in die Welt war getan: nun sorget weiter für uns, Vater und Mutter, wir sind hier so fremd und uns hungert!

Der Herbst ist gekommen, schon fällt das Laub welk von den Bäumen und bedeckt den Boden mit braunrotem Gold. Die Kinder des Zaunkönigpärchens wissen schon längst nichts mehr von den Eltern, und diese nichts von den Kindern; man begegnet sich wohl, und man grüßt sich mit tiefem Bückling und flüchtigem Lockruf, aber es ist alles vergessen: die Sorge und Mühe, die Dankbarkeit auch, selbst das Nestchen, das nur gelegentlich noch Besuch erhält, wie jeder andere Platz im Revier. Von Tag zu Tag werden die Ausflüge weiter — es ist kein Mittelpunkt mehr, auf den der Sinn der Vöglein sich richtet. Jetzt sind sie oft bei der Mühle; zwischen den Stäben des verwachsenen Zauns schlüpfen sie emsig hindurch, hin und zurück. Selbst das knarrende Rad fürchten sie nicht; in allen Winkeln des zitternden Holzwerks, auf dem es ruht, sind sie zu Hause. Den Holzstoß in der Ecke des Hofs besuchen sie fleißig; dort gibt es Spinnen, so oft man auch kommt, und an dem alten Wirtschaftsgebäude kennen sie jedes Loch in der Steinwand, jeden Winkel unter den Balken am Dach, auch das Nest in der Mauerspalte, wo ein anderes Pärchen den vergangenen Sommer seine Kleinen aufzog. Sie fürchten sich nicht vor der Katze, die über den Hof schleicht und mit schielendem Blick nach ihnen schaut; denn schneller sind sie als Mäuse, und die Gefahr bemerken sie schon von weitem. O wie sie zetern „zeckzeck-

zeck . . .“, so bös und so zornig, drei, vier solcher Gnomen auf einmal. Du erreichst nichts, Meister Hinz, und wirst nur verspottet durch die knicksenden Zwerge, kriech durch das Loch in den dunkeln Schuppen und wart’ auf ein Mäuslein!

Von der Mühle geht’s weiter, immer am Zaun entlang, der die Wiese begrenzt mit den Obstbäumen. Da ist man im Dorf: Garten an Garten, durch lebende Hecken getrennt und tote Zäune. Eine Lust, in alle Winkel zu schlüpfen, in die Löcher zu schauen an den Stämmen der Bäume, an den Mauern und Wänden, auch mal das Stroh zu durchstöbern auf den fast zum Boden reichenden Dächern. Strichweise hin und her, das gilt im Spätherbst als Losung bei den meisten der Zaunkönige, die aus dem engen Gebirgstale stammen. Doch geht es niemals sehr weit; denn der Flug fördert wenig, eine Schlangenlinie, aus schwachen, kurzen Bogen bestehend, sobald die Kleinen über größere Flächen dahinschnurren. Andere, die ihr Heim in den Dörfern aufgeschlagen haben, in den Strohdächern alter Gebäude, in Mauerspalten, in den Dornen der Zäune oder auch bei der Stadt in den Anlagen, in alten Befestigungswerken, efeuumwachsen, im Gemäuer von Türmen, im Gestrüpp der Wallgräben, kennen den Wandertrieb nicht, der im Herbst so viele Vögel ergreift; das ganze Jahr bleiben sie in ihrem kleinen Gebiet. Andere Herrscher wieder, deren Reich weit im Norden gelegen, begnügen sich nicht damit, auf kurzen Ausflügen hierhin und dorthin zu streichen; sie begeben sich richtig auf Reisen und ziehen in mildere Länder. Besonders gern wandern sie nachts, doch auch am Tage. Nur kein Unglück am Leuchtturm, wie es oft passiert an den russischen, dänischen, deutschen Küsten!

Das Verbreitungsgebiet des kleinen Zaunkönigs ist außerordentlich groß; man sieht es dem Knirps mit den winzigen Schwingen nicht an, wie weit er seine Herrschaft ausdehnt über die Erde. In Deutschland gibt es kaum eine Landschaft, wo er beständig fehlt; Ebene oder Gebirge, es ist ihm gleich. Weit nach Norden geht er hinauf, nach Schweden und Rußland, fast bis zum arktischen Kreis; in England und Schottland ist er zu Hause, in allen Gebieten, die an das Mittelmeer grenzen, in Nordafrika, in Kleinasien, in Palästina, auf den südeuropäischen Halbinseln. Ja, wenn man alle Unterarten, die doch nichts weiter sind, als klimatische oder örtliche Varietäten, hinzurechnet — die Größenverhältnisse und die Färbung zeigen in sehr geringem Grade einige Abweichungen —, so ist das Verbreitungsgebiet noch viel größer. Turkestan, das Himalajagebiet, die Gebirge Westchinas, Japan, die Alëuten, und jenseits des Großen Ozeans die Neue Welt, westlich und östlich vom Felsengebirge, dann über Island und die Faröer wieder zurück nach Europa: überall ist er zu Hause. Auf kleinem Revier sind ihm all die tausend Schlupfwinkel und Löcher bekannt, und auf der nördlichen Halbkugel hundert Länder und Ländchen.



Steenhuizen. *Amsterdam, Mai 1906.*

Zaunkönig. Merkwürdiger Nistplatz.

Nun ist der Winter gekommen; dick liegt der Schnee auf Wiese und Feld, auf den Dächern im Dorf, und jeder Pfahl trägt sein Käppchen. Goldammern, Sperlinge, Haubenlerchen, auch einige Finken stellen sich ein in Höfen und Gassen; die Meisen turnen an den Obstbäumen im Garten, rauh schreien hungrige Krähen und Elstern. Hart ist die Zeit und karg bemessen die Nahrung, und mancher Vogel sitzt betrübt im Gesträuch mit aufgeplusterten Federn: ach Frühling, kämst du doch bald! Nur einer ist lustig und munter, von den Kleinen der Kleinste, was kümmert ihn Schnee, was

33*

kümmert ihn Kälte und Eis! Behend schlüpft Klein-Majestät durchs beschneite Gesträuch, durch jeden Haufen von Brennholz und Reisig. Erstarrte Fliegen und Spinnen, Insekteneier und Puppen, man glaubt nicht, was sich alles verbirgt in den dunkeln Winkeln, wenn man's zu suchen versteht und klein und flink genug ist, durch jede Spalte zu kriechen. Allezeit keck und vergnügt!

Nur ein einziges Mal, da ward es dem Vöglein doch angst. Laut heulte der Sturm, und er fegte den Schnee aus allen Ecken zusammen und blies ihn wieder tief in den versteckteſten Winkel. Man konnte die Augen kaum offen behalten im schrecklichen Schneegestöber, und es währte den ganzen Tag schon. Da schnurrte der geängstete Kleine durch eine Maueröffnung über der Tür hinein in die Hausflur und von dort in die warme Stube des Bauern. Der kannte ihn draußen vom Hof her und wehrte dem Hund und der Katze. In dem Reisig und Holz neben dem Ofen verkroch sich der Gnom, nur selten kam er zum Vorschein. Doch da nahm der Bauer vom Sims die Schachtel herab mit den Ameisenpuppen und den Mehlwurmtopf und streute dem Gast von dem Futter, das bestimmt war für die Stubengenossen, Rotkehlchen und Plattmönch. Dankbar nahm er es auf. Das währt' ein paar Tage, dann war das Vöglein verschwunden, durch die Tür, durch ein geöffnetes Fenster? Niemand konnte es sagen. Es schlüpfte draußen wieder im Hof durch alle Ecken und Winkel, und die Sonne strahlte hell auf den glitzernden Schnee und warm auf das braune Kleidchen des geflügelten Zwergs; es war ihm so wohlig. Das kurze Schwänzchen in die Höhe gestelzt, die Brust gewölbt, so saß er am Holzstoß, und perlend rollten heitere Töne aus der winzigen Kehle, und ein hübscher Triller zum Schluß. Und der Bursche des Bauern, der über den Hof ging, blieb stehen und lauschte; dann lief er hinein zum Alten und rief: „Komm, Vater, und höre; bald ist's vorbei mit dem Winter, der Zaunschnurz singt schon sein Liedchen!"

Die Haubenmeise.

Von Else Soffel.

Über den Bergrücken zieht sich der Nadelwald. Menschenhand ist nicht viel dran gekommen, denn es ist felsig zerklüftetes Land und die Stämme sind schwer zu Tal zu schaffen. So wartet man, bis die Zeit selbst den einen oder andern der alten Recken fällt. Wettergetroffen, lebenssatt liegen sie oben auf den Halden. Ehe aber das Leben in dem Gestürzten völlig erstorben, sind die Vögel und der Wind dagewesen und haben, jedes auf seine Art, Sorge getragen, daß der Tote in Kind und Kindeskindern weiterlebt. Es stehen dort oben noch manche solcher alten Riesen mit hängenden Bärten und von rätselhaftem Ansehen. Das Leben hat ihnen die Glieder seltsam gestutzt und man besinnt sich auf ihre Geschichte bei ihrem Anblick. Aber man wagt nicht zu fragen, weil es so ehrfürchtig still im Walde ist.

Nur oben, wo er und das Dunkel ein Ende haben und der reine blaue Himmel sichtbar wird, spielen die Sonnenstrahlen lustig wie Kinder und liebkosen die finsteren Herren des Berges. Und diese leiden es, wie sie die Vögel in ihren Zweigen leiden und das muntere Eichkätzchen.

Auf grünem Platz steht hier eine Fichte, einzeln wie ein König. Alle andern sind zurückgeblieben wie in ehrfurchtsvoller Entfernung. Ihr Wuchs ist stolz und herrlich, ihr Gewand so schwer, daß sie es kaum zu tragen vermag. Wie eine Schleppe, so schleifen die gewaltigen grünen Äste am Boden. Eine Schar Wacholder wollte in ihrem Schatten erwachsen, aber er ist krüppelig und klein geblieben, es kann nichts neben ihr aufkommen. Nur der ebenbürtige Adler ruht hin und wieder auf seinem Flug in ihrer Krone, um auszuschauen, und den Vögelchen, den lieblichen Schöpfungsgedanken mit ihren beschwingten Liedchen, wehrt sie's nicht, Schutz zu suchen im dunkeln Geäste.

Der Meisenkönig kennt den Baum schon lange. Den ganzen Sommer treibt sich ein Pärchen drin herum. Es verliert sich in dem weitläufigen Gezweige wie in einem großen Haus. „Sit, sit," lockt es aus dem Baum und die Zweigspitze schaukelt. Man sieht aber nichts und wenn nicht hin und wieder eines von den beiden zur Mahlzeit herunterkäme auf den Boden, so könnte man glauben, die Tannengeisterchen sind es, die durch das Dunkel



K. Soffel. *Unterschondorf, März 1908.*

Haubenmeise.

huschen und wispern. Ja, wer sie nicht kennt, die kleinen Geschöpfe, entdeckt sie vielleicht nicht einmal dann, denn das holzbraune Kleidchen steht nicht fremd zu Stamm und Boden und das schwarze, weiß gespitzte Häubchen mag eine Flechte sein. Dazu schatten die schweren, schwarzgrünen Äste und über den schützenden Dämmer gehn sie nicht gern hinaus.

Dem Pärchen ist die Fichte Asyl. Zwar das Nest stand weiter unten im dichten Gehölz. Als der Eichkater ausgezogen war, zogen die Meisen ein. Aber täglich bis in den Herbst hinein kam das Pärchen herauf. Hier oben hat es nichts zu fürchten. Es ist womöglich noch stiller als drunten. Weihe und Adler ziehen im Blauen ihre Kreise, ein Stein, der sich gelöst hat, kommt mit Gepolter in die Tiefe oder ein Schuß kracht. Das alles kümmert den Vogel nicht. Nur wenn der Sperber oder Habicht in der Nähe, meldet's der König seinem Weibchen mit ängstlichem „tä, tä". Nach einer kleinen Weile treiben sie ihr Wesen wie vorher in den dunkeln Zweigen, am Stamm hinauf, zwischen den Riefen der Borke, an den Zweigspitzen hängend, um zwischen den Nadeln zu suchen, wo die Larven des bösen Frostschmetterlings



K. Soffel. *Mar. 1908*

Haubenmeise, am Boden Futter suchend.



K. Spengler. *Rothehütte, Juni 1908.*

Junge Haubenmeisen im Nest in einem Baumstumpf.



K. Spengler. *Rothehütte, Juni 1908.*

Junge Haubenmeisen im Nest in einem Baumstumpf.

hausen. „Sit, sit, — zikürr," — man hört sie wohl, aber gewahrt sie kaum. Es sind rechte, echte Tannengeisterchen. —

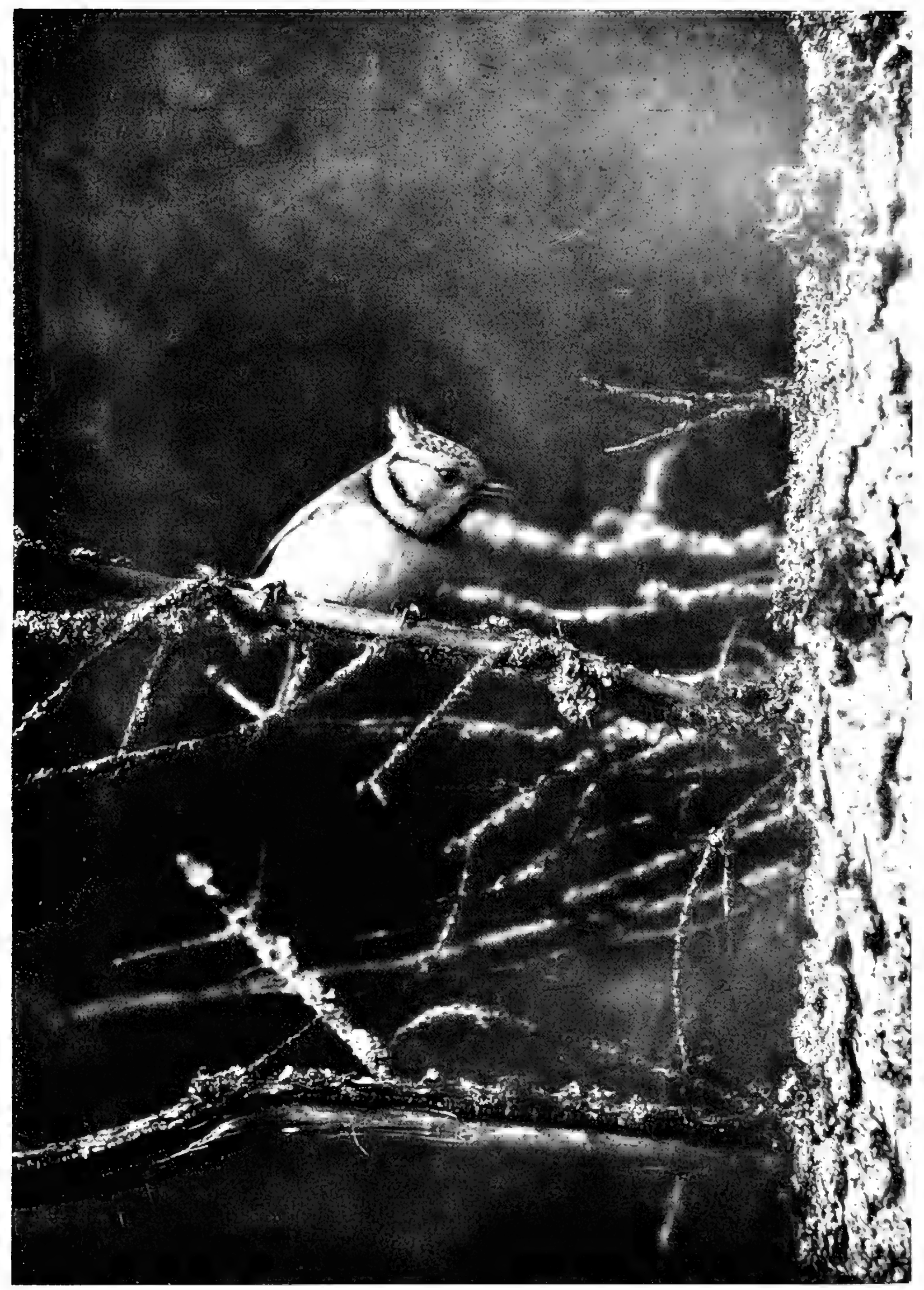
Im Winter, wenn der Hochwald schnee- und eisgepanzert starrt, ist es sogar dem scheuen Meisenkönig zu einsam geworden hier oben. Die hartgewöhnte Alpendohle ist in die wärmeren Täler heruntergekommen, das hungerzahme Wild sucht die Nähe der Menschen. Und der Meisenkönig streift mit seinesgleichen den niedriger gelegenen Bestand ab. Zu seinesgleichen zählt er im Winter allerhand: den Kleiber im knappen blauen Gewand, das putzige Tannenmeischen und das Goldhähnchen. Denen schließt er sich an. Mit leisem Geläute geht dann der Zug durch den winterstillen Wald und nicht selten ist der Meisenkönig Anführer. Die Nahrung ist jetzt knapp geworden und trockene Kost zu Ehren gekommen. Tannen- und Kiefernsamen werden, am Zapfen hängend, zwischen den Schuppen hervorgeholt, ein überwintertes Räupchen, Larven oder Eier sind Festtagskost. Doch auch diese Zeit geht vorüber. Schon kommt der Schnee in klingenden Tropfen von den obersten Zweigen der Bäume herunter und der Buchfink probiert seinen Schlag.

Nun muß sich alles, alles wenden. Im Bergwald stürzt der Gießbach in kühnen Sprüngen über ausgewaschenes Gestein und führt den geschmolzenen

Schnee zu Tal. Die Lärchen bekleiden sich mit zartgrünem Gefieder und die Troddelblume in gefranstem, violettem Röckchen hat sich durchgearbeitet.

Unser Vögelchen ist wieder allein. Und noch ein paar Tage, so hat's sich ein Weibchen ersungen. Sein Liedchen macht nicht viel aus sich, denn es ist leise und klirrend, die Kunst liegt nicht in der Familie. Aber seine kleine Königin versteht ihn doch, wenn er ihr seine süßesten Locktöne zur Strophe verwoben vorträgt, und weiß, was er sagen will, wenn er unter allerhand drolligen Tänzen die schöne Holle auf- und niederlegt.

Zu dieser Zeit hat der Meisenkönig mit seinem Weibchen wieder den schweigsamen Hochwald aufgesucht. Auf den Halden, über die das Wild zur Äsung zieht, liegt manches Flöckchen Wolle aus dem abgelegten Winterpelz und sonst gibt es allerlei, um das Nest warm auszupolstern. Es ist das alte vom Vorjahre, was der Eichkater leer gelassen hatte, und neun Eier liegen darin. Bald gibt's vermehrte Arbeit, denn die Jungen haben die weißen, rostrot punktierten Schalen gesprengt. Vorderhand neun häßliche, nackte kleine Dinger, die ihren Eltern keinen Augenblick Ruhe lassen und im Nest einander stoßen und drängen, weil jedes das erste bei der Fütterung sein will. Aber nach ein paar Wochen sind sie den Eltern schon ähnlicher. All die Larven, Räupchen und Puppen haben das Ihre getan. Nur die Holle ist noch kleiner als bei den Alten und von dem schwarzen Halsschmuck ist noch nichts zu sehen. Laut und lärmend verlangt die kleine Gesellschaft immer noch nach Futter, eines steckt das andere an. Und wenn die alte Fichte droben in ihrer Höhe sich über irgend etwas wundern könnte, so wär' es sicher das, wie die Alten mit den neun ungebärdigen Jungen fertig werden, denn das Geschrei dringt bis zu ihr herauf. Aber die Fichte ist wieder ein Jahr älter geworden und ihr Wipfel taucht noch stiller ins Himmelsblau. — Das Meisenpärchen hat auch nicht viel Zeit gehabt, nach seinem Lieblingsplätzchen zu sehen. Die Elternpflichten ließen nicht viel Raum für Kurzweil. Nur unterwegs auf der Nahrungssuche kamen sie hin und wieder auf einen Augenblick bei der Fichte zu Rast. Aber nur auf einen Augenblick. Erst wenn die zweite Brut mit nochmal sechs Jungen aufgezogen und flügge ist, gehören die Alten einander für den Rest des Sommers. Dann kommen sie auch täglich zur Fichte herauf. „Sit, sit, zikürr" lockt es aus dem Baum und die Zweigspitze schaukelt. Man hört sie wohl, aber gewahrt sie kaum. Es sind echte, rechte Tannengeisterchen.



K. Spengler. *Rothehütte, März 1908.*

Haubenmeise.

Der braunkehlige Wiesenschmätzer.

Von Martin Braeß.

Ein Trupp kleiner Mädchen spielt Ringelreigen auf blühender Au. Andere pflücken Blumen, weißstrahlige Margariten und blaue Glocken, butterfarbenen Hahnenfuß, die gelben Köpfe vom Bocksbart, weißliche Dolden vom Geißfuß, purpurne Knabenkrautblüten und wie sie alle heißen, die lieblichen Kinder der Wiese. Zu Kränzen und farbenfreudigen Sträußen werden sie von den flinken Händen vereinigt. Da, ein Ausruf des kleinen, blondzopfigen Mädels: „Kommt, kommt herbei, ein Nestchen mit grünen Eiern, so niedlich wie die Zuckereier, die zu Ostern der Hase in unsern Garten versteckte!“ Und sie springen herzu, das kleine Wunder zu schauen. Vorsichtig biegen die Kinder das hohe Gras auseinander, die Simsen und Binsen und Seggen: sechs Eier von blaugrüner Farbe, wie sie paßt zu der ganzen Umgebung. Sie liegen eng beieinander in lockerm Gewebe von dürren Würzelchen und trocknen Stengeln, von Halmen und Blättchen, etwas Moos dazwischen, und das Innere ausgekleidet mit Haaren von Rindern und Pferden, auch ein paar Flöckchen dabei von dem Wollgras, wie es in Menge wächst an dem sumpfigen Ufer des Flusses, der die Niederung langsam durchfließt. Nichts in der Umgebung, wie's scheint, das die Erbauer des Nestes verlockt haben könnte, gerade hier sich niederzulassen, kein Gesträuch, kein niedriger Erdwall, nur eine seichte Vertiefung im weichen Boden, wie sie vorzeiten vielleicht der Fuß eines Pferdes oder Rindes getreten. Das Gras wuchs üppig und schloß sich hoch über dem winzigen Nestchen, ein Schutz gegen Sonne und Regen; auch dem scharfen Auge des Raubvogels und der eierlüsternen Krähe blieb es verborgen, und nur durch Zufall gelang der Kleinen die seltne Entdeckung, als sie den doldengekrönten Stengel des Giersch ganz unten abreißen wollte am Boden, um den andern Kindern zu zeigen, daß er größer sei, als sie alle.

Wem das Nestchen gehört, danach forschten die Kleinen nicht weiter, sonst hätten sie das Vogelpärchen sehen müssen, das unruhig umherflog von einem hohen Doldengewächs zum andern, von dem Distelkopf hinüber nach den Salweiden und Erlen, die den toten Flußarm begleiten, und wieder quer über die Wiese nach dem Dornengestrüpp, das den Busch am Fuße des



K. Soffel. *Rovereto, August 1908.*

Braunkehliger Wiesenschmätzer, Männchen.

Talhangs umsäumt. Sie hätten auch den Ruf der geängsteten Tiere vernehmen müssen: „tjaudeck, tjaudeckdeckdeck“. Doch die Kinder stürmten zurück zu den Mähern, die mit wuchtigem Hieb begonnen hatten, das Gras in langen Schwaden zu Boden zu strecken und all die buntfarbige Pracht. Sie riefen die Kunde vom Vogelnestchen ihnen entgegen, doch fanden sie kein Verständnis bei den Männern der Arbeit. Und als sie zurückhüpften, von neuem die Eierchen zu betrachten und sie mitzunehmen als niedliches Spielzeug, da konnten sie die Stelle nicht finden. Das hohe Gras hatte sich wieder emporgehoben und verbarg die Eier den Blicken. Und sie suchten nicht lange — man weiß ja, wie Kinder sind — und spielten von neuem singend den Ringeltanz.

Nach einer Weile hatten sich die geängsteten Vogeleltern beruhigt. Das Weibchen war zum Neste geschlüpft durch eine Art Eingang zwischen dem Gras unten am Boden, hatte sich bald überzeugt, daß nichts weiter geschehen war, hatte ein Hälmchen geordnet am schützenden Dach, ein paar Haare im Nest, und sich dann niedergelassen mit etwas gelüfteten Flügeln, um von



K. Pa...

Wiesenschmätzer am Nest.



K. Soffel. *Rovereto, August 1908.*

Braunkehliger Wiesenschmätzer, Männchen.

neuem die Eier brütend zu wärmen, während der Gemahl die unterbrochene Jagd nach Insekten bald wieder aufnahm. Was ist es doch für ein properes Vöglein, das Braunkehlchen, wie man es nennt wegen der Rostfarbe, die Kehle und Oberbrust einnimmt und sich sanft in den Seiten verliert; die schwarze Zeichnung auf Wangen und Ohrgegend, der lichte Streifen über dem Auge und der weißleuchtende Fleck auf den Schultern, das hebt sich alles so sauber ab von der dunkeln Oberseite und den schwarzbraunen Schwingen; auch die weiße Schwanzwurzel des sonst tiefschwarzen Steuers gibt ein charakteristisches Merkmal des Vogels, wenn er in niedrigem Flug, schwache Bogen beschreibend, schnell über die Wiese dahinstreicht. Aber auch seine Haltung ist nett, wie er so unternehmend Posto gefaßt hat auf dem purpurnen Kopf der Distel; zum Adelsgeschlecht der Schmätzer gehört er, man sieht es an jeder Bewegung, hastig und schnell wie der Blitz, aber doch elegant dabei, so vornehm und graziös — das lernt keiner durch Fleiß und durch Übung, das ist angeboren, das liegt im edeln Geblüt. Vorwärts und rückwärts wiegt, nein schnellt der Wiesenschmätzer den wagrecht gehaltenen

Körper auf den schlanken Läufen, deren Zehen den Distelkopf fest umklammern, dazu schlägt er den etwas ausgebreiteten Schwanz temperamentvoll auf und nieder.

Jetzt summt ein Insekt, eine Fliege oder Bremse, einige Meter über seinem Standplatz dahin; sofort schnellt sich das Vöglein empor, hastig schlagen die Schwingen. Die kleine Beute ist schon gefaßt, und mit kühner Schwenkung, fast als ob er sich überschlüge, stürzt der gewandte Jäger wieder herab auf sein Plätzchen, nach neuem Fange ausspähend. Noch ein paarmal dasselbe Manöver, dann geht es in zuckendem Flug nach dem Abzugsgraben, der die Wiese durchschneidet, wo ein Pfahl einladet zum Sitzen. Aber einen Moment nur, dann ist der Vogel am Boden und hüpft in schnellen Sprüngen, hochbeinig, den Körper ziemlich aufrecht getragen, den Flußpfad entlang, jedes Käferchen aufnehmend, das im niedrigen Gras seinen Geschäften nachgeht, auch Ameisen pickend und kleine Heupferde schnell mit dem Schnabel ergreifend. Ab und zu hüpft er auch flatternd ein wenig vom Boden empor, rüttelt vor der Spitze des Grashalms, vor der Blüte eines Doldengewächses und nimmt mit sicherem Griff ein Käferchen, eine Fliege oder einen Kleinschmetterling, ein Räupchen, eine Larve, um dann sofort mit elegantem Sprung wieder am Boden zu sein. Aber die erhöhten Plätzchen liebt er doch mehr, niedrige Büsche, die hier und da die Einförmigkeit der weiten Flußau angenehm unterbrechen, die Kopfweiden am Grabenrand, das Erlengesträuch am Wasser, die Spitzen höherer Stauden, die aus dem gleichmäßigen Graswuchs hervorschauen, Erd- oder Steinhaufen, Stöcke und Pfähle oder die Ackerwalze am Wege, die noch vom Frühjahr her liegen geblieben.

Von solchen Plätzen aus läßt Braunkehlchen gern seinen Gesang hören. Frühzeitig ist es schon munter am Maimorgen; mit den Lerchen erwacht es, und abends hat sich die Dämmerung der Nacht schon längst gesenkt über die Flur, weiße Nebel brauen im Mondlicht auf dem Wasser und der sumpfigen Wiese, und noch immer tönt das angenehme Liedchen des fleißigen Sängers durch die schlafende Au. Hübsche, flötende Töne sind es zumeist, die sich zu kurzen Strophen vereinen, auch klirrende und zischende Laute dazwischen, wie sie dem Hausrötel eigen, und rauhes Gezwitscher, wie es die Dorngrasmücke übt, die im Busch wohnt am Rande der Wiese. Überhaupt scheint der braunkehlige Wiesenschmätzer sehr gern anderer Vögel Stimmen nachzuahmen, das komische Quodlibet der Rohrsängerarten, den flötenden Ruf des Pirols, das Locken der weißen Bachstelze, das singende Plaudern der Gartengrasmücke, das Lied des Stieglitz, das charakteristische „Würzgebier" des Buchfinken u. m. a., alles Vögel, die beständig in seiner nächsten Nachbarschaft wohnen. Ja, manche Liebhaber bezeichnen das Braunkehlchen als den besten Vogelstimmenimitator, der selbst dem rotrückigen Würger den



K. Soffel. August 1908.

Braunkehliger Wiesenschmätzer, Weibchen.

Rang streitig mache. Besonders in der Gefangenschaft, wenn das Ungestüm des freiheitliebenden Vogels sich gelegt hat, kommt dies Talent des Sängers bisweilen in staunenerregender Weise zur Geltung. Schöner aber ist es, der biegsamen, vielgestaltigen Stimme in lauer, mondheller Maiennacht zu lauschen; wirklich zarte, innige Lieder, die so mancher Meistersänger dann vorträgt, mögen es nun eigene Strophen sein oder andern Gesängen entlehnte. Welche Abwechslung: gezogene Töne und kurz angeschlagene Noten, mehrere hohe Pfiffe, dann zartes Flöten, ein paar zischende Laute dazwischen, weiche Lockrufe und sanftes Geplauder. Aber solch hervorragende Sänger sind Ausnahmen; die meisten Braunkehlchen singen nur kurz abgebrochene Liedchen, in denen zwitschernde, schnalzende und krächzende Töne vorherrschen.

Nur zwei Monate lang kann man sich erfreuen an dem abwechslungsreichen Gesang; denn gewöhnlich treffen unsre Wiesenbewohner erst Mitte oder Ende April an ihrem Brutort ein — die Männchen meist einige Tage früher als die Weibchen — und nach Johanni (24. Juni) hört man nur noch selten ihr Lied. In Gegenden, wo die Braunkehlchen häufig, besonders in manchen fruchtbaren Flußniederungen, wo die Wiesen von Wassergräben und Bächen durchschnitten werden, deren Ränder mit Buschwerk bestanden sind, auch mit höheren Baumgruppen, oder in weiten, grasreichen Tälern der Mittelgebirge, oder noch höher an Bergwiesen, die an ein oder zwei Seiten vom Wald umsäumt sind, an solchen bevorzugten Orten kann man bisweilen in der Morgen- und Abenddämmerung wahren Wettgesängen mehrerer Männchen lauschen. Jedes Vogelpaar beansprucht für sich allein ein ziemlich großes Revier, in dem es nur ausnahmsweise einem zweiten Pärchen Quartier gönnt. Doch sind die Braunkehlchen trotz aller Lebhaftigkeit, trotz ihres feurigen Temperaments nicht so zänkisch und unverträglich untereinander, wie z. B. ihre Vettern, die grauen Steinschmätzer, ja mit ihrem nächsten Verwandten, dem schwarzkehligen Wiesenschmätzer, der allerdings im mittleren Deutschland ziemlich selten ist, brüten sie bisweilen auf demselben Wiesenstück. Auch wenn die Gattin auf den Eiern sitzt, singt das Männchen sehr fleißig, immer in der Nähe des Brutplatzes, als wollte es der treuen Lebensgefährtin das langweilige Geschäft wenigstens etwas versüßen; denn selbst sich daran zu beteiligen, dazu versteht sich das Männchen nicht. Nach dreizehn Tagen etwa — möglicherweise schon etwas früher — piepen die Kleinen im Nest, und nun ist es aus mit dem sorglosen Singen vom Morgen bis Abend; denn die Schnäbelchen wollen gefüttert sein mit kleinen Insekten und Larven. Wenn sie nur etwas flattern können, nach zwei Wochen etwa, verlassen die Nestjungen den verborgenen Winkel, wo Elternliebe sie großzog, meist noch rechtzeitig, ehe der Schnitter kommt, das Gras im Talgrund zu hauen.

Unserm Pärchen, dessen Eier glücklicherweise von der Jugend des Dorfs verschont worden waren, ging es schlimmer. Schon von Anfang an hatten sich die Vögel verspätet um einige Wochen. Waren sie vertrieben worden aus dem Revier durch den Nachbar, waren es junge Leute, die sich noch nicht recht verstanden auf Nestbau und alles andre, was damit in Verbindung, hatten sie sich nicht gleich entschließen können bei der Wahl eines Brutplatzes, hatte es ehelichen Zwist gegeben — wer will es sagen? Kurz, als das Weibchen endlich das volle Gelege, das halbe Dutzend Eier, im Neste zusammengebracht, war der Wonnemonat schon verstrichen. Gegen Mitte des Juni wurden die Kinder geboren; nun waren sie eine Woche erst alt, und da sahen die Eltern mit Schrecken, wie von Stunde zu Stunde die Schnitter näher kamen mit den blitzenden Sensen. War das ein ängstliches Flattern vom Gebüsch nach dem Graben, von dem Pfahl nach der Distel, von der Spitze des einsamen Strauchs nach dem Erdhügelchen am Rande der Wiese! Die Gefahr kam näher, schrittweise nur, aber sicher. Die geängsteten Vögel konnten den piependen Kleinen schon nicht mehr die Atzung bringen, sie hätten das Nest sonst verraten. Ja, je mehr die Männer sich dem gefährdeten Ort näherten, um so mehr zogen sich die Alten zurück, um die Leute nicht aufmerksam zu machen durch ihr ängstliches Flattern und Rufen. Endlich am Abend atmeten Vater und Mutter froh auf. Wenige Schritte vor'm Nest hatten die Männer Halt gemacht, ihre Sensen über die Schulter genommen und waren heimgegangen. Jetzt galt es, schnell noch Futter zu holen für die Jungen im Nest, die so lange nichts bekommen. Bald hatte jedes sein Teil, und ehe die Nacht einbrach, saß der Vater auf einem seiner Lieblingsplätzchen und sang, froh, daß dem Nest nichts geschehen, zwitschernd und pfeifend seine Strophen hinaus in den duftenden Abend. Sterbend hörten's die Gräser, die welkenden Blumen — freue dich nicht zu sehr; der Tod, der heute deine Lieben verschont hat, morgen bereits wird er sie fordern von dir!

Naß war die Wiese vom nächtlichen Tau, da kamen sie wieder, die grausamen Männer und brachten den Tod Millionen Gräsern und tausend Blumen, während mit strahlendem Glanz die Sonne aufging und die Nebel zerstreute, während die Lerchen mit Jubelgesang den Himmel erfüllten und aus dem Busch so froh der Drossel jauchzendes Lied schallte. Jetzt ist alles verloren; übers Nest fährt die Sense dahin, die Gräser fallen zusammen, die Staude des Giersch senkt langsam ihr Haupt, die rotköpfige Distel, Braunkehlchens Lieblingswarte, mit einem Schlag liegt sie sterbend am Boden; der Schnitter Tod hält furchtbare Ernte. So kläglich schreien die beiden Wiesenschmätzer, das Schicksal der zarten Kinder beklagend, so ängstlich flattern die Eltern umher; doch was hilft ihnen ihr „teck, teck, teck“, ihr Schwanzwippen, ihr Flügelschlagen und ihr krampfhaftes Zucken des Körpers! Langsam entfernen sich endlich die Männer. Da nahen noch einmal die Eltern dem Orte,



R. B. Lodge. *Middlesex, Juni 1906.*

Wiesenschmätzer: Futterbringendes Männchen.

der ihr Glück war Wochen hindurch. Alles niedergemäht rings ums Nestchen, alles vernichtet!

Doch horch, leis' piepende Stimmchen! Sind sie wirklich dem sichern Tode entronnen, die schutzlosen Kleinen? Hurtig lassen die Alten sich nieder, hüpfen in langen Sätzen durch das gemähte Gras; jetzt sind sie am Brutplatz — lauter piepen die Kleinen — jetzt fassen die Vögel in Hast Halme und Gräser und werfen sie seitwärts. Richtig, da sind sie noch alle im Nest, die sechs hilflosen Jungen, nicht eins ist getötet; die Vertiefung im Boden hat sie alle gerettet; über den Köpfchen strich die Sense vorbei, nur an einer Seite vom Nest einen kleinen Teil des Randes mit der Spitze erfassend. Aber naß ist das zarte Dunengefieder von dem taufeuchten Grase, und es frieren die Körperchen in der Kühle des Morgens. Die Alte weiß, was zu tun ist; sie nimmt ihre Kinder unter die wärmenden Flügel, ordnet mit dem Schnabel die Würzelchen und die Halme, so gut sie's vermag, zieht hier die Gräser etwas näher heran, entfernt sie an anderer Stelle, und das Männchen, nachdem es sich überzeugt, daß dem Nest nichts geschehen ist und

nur die Umgebung ein anderes Aussehen gewonnen, entfernt sich eiligen Flugs, um den verspäteten Morgenimbiß so schnell als möglich den Kleinen zu bringen.

Bald haben sich die Vögel an die neue Lage der Dinge gewöhnt; sie haschen wie sonst vom Busch aus im Flug nach summenden Kerfen, hüpfen wohl auch im welkenden Gras und huschen verstohlen zum Nest, die Jungen zu füttern. Da naht neue Gefahr am zweiten Tag gegen Abend. Frauen und Mädchen kommen mit Rechen, das Heu zu wenden, welches Sonne und Luft schon halb getrocknet, daß es starken Geruch ausströmt, fast betäubend. Jetzt naht sich der Rechen dem Nestchen, da flattert die Mutter hervor aus dem Grase: „tack tack“. In Angst stürzt auch eins der Kleinen heraus; es kann noch nicht fliegen. Schnell hat es eine der Frauen gefaßt, behutsam hält sie's in lockerer Hand, und alle beschauen das Tierchen, dem fühlbar das Herzchen klopft in großer Angst. Was für ein winziges Wesen! Licht rostbraun die Federchen, dunkler gefleckt an der Oberseite und überall lichtgelb gestrichelt, rostgelblich der Unterleib, die Flügelchen schwarzbraun und auch das Schwänzchen, so weit es zu sehen ist, denn es beginnen die Steuerfedern nur eben zu sprossen. Der Schnabel ist weißlich, die Mundwinkel gelblich und groß die tiefbraunen Augen, ein rechtes Kindergesichtchen. Die Frauen beugen sich nieder und schauen die Geschwister im Neste, setzen das Vöglein zu ihnen und halten noch ein wenig die wärmenden Hände darüber, daß keins von neuem herausflattre. Dann greifen sie wieder zum Rechen und vollenden die unterbrochene Arbeit. Ein Weilchen reden sie noch von den Jungvögeln, ob's Lerchen sind oder Wachteln, und ob die Alten wohl wiederkommen und die Brut aufbringen, oder ob sie hilflos die Kleinen verlassen.

Heimlich schlüpft die Mutter zum Nest und wärmt ihre Jungen, dann jagt sie mit dem Vater im Flug nach schwärmenden Käfern und Fliegen. Jetzt verschwinden die Vögel unter dem Heu, denn hoch in den Lüften schwebt irgendein Falke oder ein Sperber. Jetzt ist nichts mehr zu fürchten, und wie ein Pfeil schießt das Weibchen zum Nest, die Jungen zu ätzen, dann das Männchen mit drei, vier Bissen im Schnabel. Noch ein kurzes Lied, dann geht es zur Ruhe; die Mutter schlüpft zu den Kleinen, der Vater in einen der niedrigen Büsche am Graben, nachdem das hohe Gras und die Stauden in der Nähe des Nestes, die ihm sonst Nachtquartier boten, der Sense zum Opfer gefallen.

Am nächsten Morgen ist Leben in der kleinen Gesellschaft. Dem gestrigen Ausreißer ward das Nestchen zu eng, nachdem er die Freiheit gekostet. Unbequem seine Lage; bald streckt er ein Flügelchen über den Rücken des Nachbarn, bald drängt er ihn mit dem Fuß. Jetzt richtet er sich empor auf die Fersen, jetzt flattert er über den Nestrand, jetzt versinkt der Zwerg völlig



M. Behr. *Elsdorf, Mai 1908.*

Nest mit Gelege des Wiesenschmätzers.

im Grase. Aber die Alten locken mit Pfeifen und Schnalzen, helfen ihm wieder heraus und reichen ihm Bissen um Bissen. Das sehen die Geschwister, und eins nach dem andern flattert empor, und ein jedes erhält von den Eltern Leckerei zur Belohnung für die heroische Tat. Anfangs sind die Kleinen recht hilflos; ohne die Eltern — sie würden verderben: verhungern, verbluten im Fange oder im Gebiß eines Räubers. Auf die Sicherheit der Jungen sind die Alten besonders bedacht. Die gemähte Wiese ist jetzt kein Aufenthalt mehr; nur möglichst schnell nach dem Gestrüpp am Rande des Buschs! Hier flattert die kleine Gesellschaft vom Boden nach den niedrigen Ranken und Zweigen, von Ästchen zu Ästchen den ganzen Tag, und die Eltern fliegen mit Futter herbei für die sperrenden Gelbschnäbel. Am nächsten Morgen geht's weiter, quer durch den Busch — das Flattern und Hüpfen fällt allen schon leichter. Bald sind sie angekommen am andern Saume des Wäldchens. Wie groß ist die Welt! Ja, schaut euch nur um; unabsehbar dehnt sich der Acker, hier Kartoffeln, dort Kraut und Kohl, und weiterhin Rüben und Klee. Die Eltern fliegen ins Grüne und kommen sofort zurück mit saftigen Raupen.

Wer wollte noch säumen! Es locken die Alten — keine Gefahr ist in Sicht, und nun surrt eins nach dem andern über den Weg nach dem Krautfeld.

Hier finden sie alles, was sie bedürfen, Nahrung in Hülle und Fülle, besonders Raupen an der Unterseite der Blätter, aber auch Puppen und allerlei Käfer, dazu Sicherheit vor den Feinden. Sobald sich ein Raubvogel zeigt in den Lüften, gleich warnen die Eltern, und im Nu sind alle versteckt unter den schützenden Stauden. Auch Gesellschaft stellt sich ein, andere Wiesenschmätzerfamilien. Gemeinschaftliche Ausflüge werden unternommen; die Jungen fliegen ja schon bald ebensogut wie die Alten. Heute geht's nach dem Garten hinter dem Gut, wo man sich stundenlang herumtreibt zwischen den hohen Stengeln der Möhren und in anderm Gemüse; morgen fliegt man familienweise über die Felder nach dem Tal, wo ein Wiesenbach plätschernd herabhüpft zwischen Erlengebüsch und Weidengestrüpp, einmal hier, einmal da. Und nun denkt man ja auch an die große Reise, die schon um die Mitte August angetreten wird, familienweise, oft auch in größerer Gesellschaft. Einzelne bleiben wohl etwas länger; wenn aber dann die Hühnervölker aus den Kraut- und Kartoffeläckern herausstieben und es unheimlich knallt über den Köpfen, wird es doch auch den letzten ungemütlich, und fort geht es eines Abends nach dem wärmeren Süden. Später treffen noch Durchzügler ein, die gern rasten, wo es ihnen gefällt — sie haben ja im Herbst nichts zu versäumen. Sie kommen vielleicht von den deutschen Küsten und noch weiter her von Dänemark und dem südlichen Schweden. Bis wohin geht die Reise? Hinüber nach Afrika bis südlich zum Gambia, bis Nubien und Abessinien. Aber viele bleiben auch schon in Südeuropa; ja in England, wo die Winter so mild, vergessen die Braunkehlchen die Reise meist ganz; dort sind sie Standvögel, wenigstens die größere Anzahl.

Der Nachtreiher.

Von Martin Braeß.

Ein warmer Augustabend war's. An dem schilf- und rohrbewachsenen Ufer eines der vielen Teiche, die sich eingebettet haben in der Flußniederung zwischen Wiesen und Ackerland, stand der Förster; er revidierte die Eisen, die den Fischottern galten. Der neue Forstgehilfe hatte sie aufgestellt, um dem schädlichen Treiben der argen Räuber ein Ende zu machen. Wie schön die Sonne sich senkte zum Horizont, glutig rot am westlichen Himmel, kein Wölkchen, und so klar stieg der Mond auf hinter den Weiden und Erlen. „Gutes Wetter bedeutet's — wenn sich's nicht ändert, denn morgen ist Vollicht!"

Da fliegt geräuschlos und sanft mit kurzen Flügelschlägen ein ziemlich großer Vogel herbei. Die Füße nach hinten gestreckt, den Hals eingezogen, so segelt er etwa 20 Meter hoch über dem Wasser dahin; dann schwebt er herab, flattert hastig, streckt Hals und Füße nach vorn und fällt in einer der Kopfweiden ein, die drüben das Ufer umsäumen. Erschreckt poltern ein paar Rohrhühner aus dem Schilfe hervor, und der Rothalstaucher läßt seine weithinschallende Stimme hören, ärgerlich wiehernd: „ööö — ööö". Dann wird es ruhig; nur der Abendwind säuselt durchs welke Röhricht.

„Muß den fremden Gast mir näher beschauen," denkt der Alte, nimmt die Doppelflinte von der Schulter herab — für solche Fälle hat sie stets eine Schrotpatrone mittlerer Nummer in einem der Läufe bereit — und vorsichtig pirscht er sich näher. Ganz still verhält sich der Vogel in dem Dunkel der dichtbewachsenen Weide. Nichts ist zu sehen, und doch muß er noch zwischen den Zweigen dort sitzen, von denen der Förster kein Auge gewandt hat. Schon ist er, zum Schusse bereit, wohl auf zehn Meter nahe gekommen, und noch immer streicht der Vogel nicht ab, noch immer nicht sichtbar. Endlich nach einem Schritt seitwärts ist er deutlich zu sehen: einem der Knorren hat er sich angeschmiegt, unbeweglich und steif, viel kleiner und schlanker, als man geurteilt hätte nach seinem Flugbild. Da fällt schon der Schuß, und im gleichen Moment flattert's herab in das Schilf.

„Seltsamer Vogel! Bald vierzig Jahre im Dienste, und nie kam mir dergleichen vors Korn. Ein junger Reiher ist's nicht; einer kleinen Rohr-

dommel noch am ähnlichsten, doch ist eine solche viel kleiner. Die große Rohrdommel ist ganz anders gefärbt, Männchen und Weibchen und auch das Jugendgefieder. So ist's doch ein wirklicher Reiher vielleicht, ein seltener Gast; es gibt ja so manche Arten noch außer dem Fischreiher: Schopf- und Purpur- und Nachtreiher, von denen sich nur selten 'mal einer verflog bis zu uns mitten nach Deutschland — wer sollte alle sie kennen!"

Und zu Haus wird die Beute beim Scheine der Lampe ganz genau untersucht und betrachtet. Auch der Gehilfe gibt seine Ansicht zum besten — eine Rohrdommel sei's; ob klein oder groß, das habe nicht viel zu sagen. Größer als eine Krähe sei der unbekannte Vogel ja auch nicht. Für einen echten Reiher seien Kopf und Schnabel zu dick, der Hals viel zu kurz und auch das Gefieder zu locker.

Aber der erfahrene Alte traute dem Jungen nicht und besah sich den Vogel immer von neuem. Einen halben Meter etwa betrug die Länge, einen ganzen von der Spitze des einen zu dem des anderen Flügels; der schwarze Schnabel nur von mittlerer Größe, in der oberen Spitzenhälfte merklich abwärts gebogen; hochrot die Iris mit weiter Pupille; die matt fleischfarbenen Ständer fast bis zum Fersengelenk befiedert, daß nur eine kleine Stelle darüber noch frei bleibt; die Zehen lang und schlank, mit kräftigen Krallen bewehrt. Und dann die Färbung des Kleides: schwarzbraun der Scheitel; weiß Kinn, Kehle und Wangen; der Hals an den Seiten bräunlich mit weißen und gelblichen Strichen; Oberrücken, Flügel und Schwanz graubraun, viel dunkler, als die fast weiße, nur durch verwaschene Schaftstreifen etwas abgedämpfte Färbung von Weichen und Bauch.

Es paßte dem Förster nicht „in den Kram"; er bracht's nicht heraus. Ärgerlich schob er den Vogel zur Seite. „Die Bücher befragen, das hat keinen Zweck," brummte er zwischen den Zähnen, „die lassen unsereinen doch immer im Stich!" Drauf stopft' er bedächtig die Pfeife, setzt' sich im Lehnstuhl zurecht und griff nach der Jagdzeitschrift, die er seit Jahren sich hielt. Da war ein Artikel, speziell an die Förster gerichtet, der schloß mit der Mahnung, ein jeder habe die Pflicht, falls ein seltner Vogel in dem Revier erlegt würde, diesen an das nächste naturhistorische Museum oder an einen bekannten Ornithologen einzusenden zu näherer Untersuchung und Bestimmung; so könne und solle auch der einzelne der Wissenschaft nützen.

Das ging dem Förster im Kopfe herum den ganzen Abend, und als er erwachte am Morgen, stand sein Entschluß fest: du schickst noch heute den Vogel nach dem Museum der Residenz, mit ein paar Zeilen, wann und wo er geschossen, und du bittest um Auskunft, ob's eine Rohrdommel sei oder irgend ein anderer reiherartiger Vogel.

Ein paar Tage vergingen; da kam schon die Antwort. Ein Nachtreiher ist's; seit dreißig Jahren ward keiner in der Gegend erlegt. Nicht zu ver-



R. B. Lodge. *Spanien, Mai 1897.*

Nest mit Gelege des europäischen Nachtreihers.

wundern sei's, daß der Förster den Vogel nicht kenne; denn es sei noch ein junger, im zweiten Jahr seines Lebens, ein Männchen, dem das charakteristische Kleid, wie es die Alten tragen, völlig noch fehle. Diese seien gar prächtige Vögel mit seidenweichem Gefieder, weiß alle unteren Teile mit gelblichem Anflug, auch Wangen und Stirn, die sich effektvoll absetzen gegen die tiefschwarze, metallisch glänzende Kappe auf Scheitel und Nacken; Oberrücken und Schultern mit schwarzem Schild, stahlblau schillernd und grün, scharfgezeichnet über den aschgrauen Flügeln. Das Schönste aber, das seien drei seltsame schmale Lanzettfedern, die im Genick entspringen, vom zartesten Bau, und dennoch so steif, daß sie der Vogel willkürlich heben kann und wieder senken; reinweiß sind sie, die längste 16 Zentimeter etwa, bisweilen noch länger. Erst nach der zweiten Mauser, im dritten Frühling also, sei dieser Schmuck dem Vogel gewachsen, auch dem Weibchen, das sich nur wenig unterscheide vom „schönen Geschlecht"; es sei meist etwas kleiner, das Aschgrau der Flügel nicht ganz so rein, Kopf und Rücken weniger glänzend und die „Reiherfedern" merklich kürzer und schwächer. Der Balg, so hieß es weiter im Schreiben, sei dem Museum einverleibt worden als Belegexemplar, daß der seltene Vogel auch heute noch, wenn auch ganz ausnahmsweise, nach der Gegend verschlagen werde, die er einst sicher bewohnte als häufiger Brutvogel.

„Also ein Nachtreiher ist's — und etwas Rares! Die kleine Mühe und fünfundzwanzig Pfennig Porto ist die Belehrung schon wert; dazu das frohe Gefühl, der Wissenschaft hast du gedient!" Und wie das so geht, schon in der nächsten Nummer der Jägerzeitung, da stand ein kurzer Artikel über die Verbreitung des Nachtreihers einst und jetzt an deutschen Flüssen und Seen. Der alte Graubart hätt' ihn vielleicht überschlagen, nun las er voll Spannung Zeile für Zeile. Einst als man noch beizte mit Falken, da zählte man auch diesen Vogel zur „hohen Jagd"; „Focke" nannten ihn die alten Falkoniere vergangener Tage. Damals mag er in manchen Gegenden Deutschlands, besonders in mittleren Gebieten, noch recht häufig gebrütet haben, aber auch weit im Norden, in Schleswig-Holstein und in den nordöstlichen Teilen. Für den Spreewald ist sein Vorkommen verbürgt in früheren Zeiten, ebenso ward er brütend in Pommern gefunden, auch den alten Halloren an der Saale war der „Focke" bekannt. In der Göttinger Gegend befand sich noch 1862 eine Brutkolonie von 5—6 Paaren, und auch bei Quenstedt am Unterharz haben noch in den fünfziger Jahren Nachtreiher gebrütet. Von einer ansehnlichen Siedlung des Vogels konnte im Revier Kottwitz bei Breslau noch am Ausgang des vorigen Jahrhunderts berichtet werden, wie es scheint die einzige Stelle im Deutschen Reich, wo man ihn vielleicht heute noch als Brutvogel antrifft. Seine nächsten Brutplätze muß man schon südwärts suchen, in den Ebenen Ungarns. Nur bisweilen wird

ein einzelner noch geschossen, der sich verflog, dem Odertal folgend oder der Weichsel, vielleicht auch aufwärts der Donau entlang. Dann schloß der Artikel mit fünf oder sechs Angaben, wo und wann ein Schütze einen der seltenen Gäste in den letzten Jahren auf deutschem Boden erlegt habe. „Und meiner ist nicht mit dabei; ich werd's euch schreiben; seht ihn nur an im Museum!“ Und so sehr er abhold war der Tinte und Feder, er setzt' sich doch nieder und schrieb an die Zeitung, und in der übernächsten Nummer, da fand er als Nachschrift sich und den jungen Reiher verewigt, den er vor kurzem erlegte.

* * *

Langsam fließt der Strom an dem sumpfigen Ufer dahin; drüben jenseits der graugrünen Wasserfläche weit in der Ferne niedrige Höhen, bläulich zitternd in der heißen Luft, die über der Ebene lagert mit bleiernem Druck. Mittag ist's; kein Wölkchen an der strahlenden Glocke des Himmels, alles Sonne und Licht. Hier am Ufer eine niedrige Lehmwand mit Buschwerk bewachsen und dahinter unermeßliche Sümpfe, Riede, Schilf und Morast, dazwischen Sträucher, ein undurchdringliches Dickicht, niedrige Weiden und hohe Bäume, Zitterpappeln und mächtige Eichen, zu Gruppen vereinigt. Auf dem Wasser der Riede, eingeengt von Binsen, Seggen und Rohr, ruhen die nierenförmigen Blätter der weißen Nymphäe, das Tausendblatt breitet sein zierliches Grün über die Fläche, die Wassernuß sucht mit Hilfe der aufgeblasenen Stiele das Licht zu erreichen, und herrlich prangt auf dem grünen Teppich die gelbe Blüte der Teichrose. Kein Mensch in der Nähe, kein Haus weit und breit, nur eine Fischerhütte am Strom und weiter abwärts eine knarrende Mühle, fernab vom Ufer, im Wasser verankert. Kein Leben, kein Laut; nur der Pirol läßt sich hören, von der mächtigen Eiche herab tönt sein flötender Ruf, und ein paar Bienenfresser schweben in gleitendem Schwalbenflug bald über dem Wasser umher, bald um die Baumkronen kreisend, bald der Lehmwand entlang, wo sie wohnen, lebende Edelsteine von tropischem Feuer, tropisch auch ihre Heimat; sie fühlen sich wohl, wenn die Sonne heiß brennt im Süden der ungarischen Ebene.

Am Rande des Rieds im Erlen- und Weidengestrüpp, ganz im Verborgenen hockt unbeweglich und still, den Hals eingezogen, den Schnabel gesenkt, ein stummer Gesell, der Nachtreiher, der es nicht versteht, wie man sich freuen kann an dem blendenden Glanz der Augustsonne. Das seidenweiche Gefieder, das er sorgfältig geputzt hat, umgibt locker und zart den Körper und läßt den schlanken Vogel rundlich und dick erscheinen, fast einer Eule ähnlich, die im schattigen Dunkel den hellen Mittag verträumt. Auch das Auge blinzelt eulenartig, blutigrot die Iris, von seltsamem Feuer, und



L. W. Brownell. *New York.*

Kolonie des nordamerikanischen Nachtreihers.

größer als das Auge anderer Reiher. Nur bisweilen eine zitternde Bewegung im weichen Gefieder, kaum merklich zucken die Schwingen, und die drei langen Schmuckfedern am Nacken heben und senken sich, spreizen sich einen Moment, um sich dann über den Rücken aufeinander zu legen, daß nur eine zu sehen ist. Ab und zu dreht sich der Kopf nach links und nach rechts, und dann schießt wohl auch 'mal plötzlich der Hals vor, es streckt sich der Flügel, ein kräftiges Schütteln des ganzen Gefieders. Nur die fleischroten Läufe stehen zwei Säulen gleich, unbeweglich und starr, und fest umklammern die langen Zehen den Ast.

Wovon er wohl träumt, der ernste Fischer an seinem einsamen Plätzchen? O, er hat Zeit, jetzt zu träumen, still für sich nachzudenken, zu philosophieren; denn die Jungen sind längst schon dem Neste entwachsen. Die Sonne wanderte mit dem Krebs ihre weiteste Straße am Himmel, da kletterten die halb noch mit Dunen bedeckten Kinder, dünnhalsig, langbeinig, recht ungeschickt aus ihrer Wiege auf die nächsten Zweige der Bruchweide, hockten dort nieder und verlangten nach Futter. Dann flatterten sie hinab auf den sumpfigen Boden, im hohen Schilf ganz verschwindend. Dort saßen schon andere ihresgleichen; denn ein Dutzend kleiner Horste barg wohl die Weide und das nächste Gestrüpp, sogar auf den umgeknickten Halmen des Rohrwaldes ganz nahe der Erde stand manch flacher Bau aus dürren Reisern, Rohrstengeln, Schilfblättern erbaut, und die seichte Vertiefung ausgelegt mit Binsen, feinen Fasern und Wurzeln. Welch geschäftiges Leben damals im Sumpfwald hier und dort und drüben jenseits des Wassers! Überall wurde gebaut und gebessert an den alten Horsten, die schon seit Jahren den Vögeln gedient als Wiege für ihre Jungen, und nicht nur Nachtreiher waren's, die sich diesen Brutplatz wählten, auch den andern Verwandten der Reihersippe schien der Ort zu behagen. Hoch auf den Eichen und Erlen hatten die stattlichen Fischreiher ihre Horste angelegt, unten im Schilf und Rohr bauten die kleineren Purpurreiher. Der Seidenreiher wollte wieder höher hinaus; auf der Bruchweide ganz oben, genau über den Nachtreihernestern wohnte ein Paar — wie herrlich, wenn die schneeweißen Vögel am blauen Himmel dahergezogen zu ihrem Horste! Auch einige Schopfreiher waren vertreten; in mittlerer Höhe der Bäume trug das Astwerk die Nester. Dazu die kleine Rohrdommel, die man nur wenig beachtet: auf alten Rohrstoppeln, auf geknickten Schilfstengeln baute sie bescheiden ihr Nest. In der Tat, eine bunte Gesellschaft, ferner aus den Kreisen der Wasserhühner und Entenvögel so manche Art, ganz abgesehen von dem kleinen Gelichter, welch zahlreiche Menge! Sie wollten alle ihr Auskommen finden hier am Rande der Sümpfe, in den Buchten des Stroms, alle ihr Handwerk betreiben, jeder in seiner Weise, wie's die Natur ihn gelehrt.

35*

Ende April lagen vier Eier im Nest; 's war nichts besonderes dran, glanzlos und matt, blaugrünlich, aber ganz bleich, den Eiern des Seidenreihers und Purpurreihers recht ähnlich, nur sind letztere größer. Das Weibchen brütete eifrig, und der Gatte hockte gewöhnlich ganz in der Nähe, halb schlafend und dennoch aufmerksam auf jedes Geräusch. Gegen Abend, ja schon in den späteren Nachmittagsstunden ward's dann lebendig im Buschwerk und Röhricht, wenn nicht schon vorher irgendeiner die Ruhe unsanft gestört. Ein Flug durch die Luft in kleiner Gesellschaft, kunstvolle Schwenkungen zum Spiel wie zur Übung, auch geschickt bisweilen durch die Kronen der Bäume hindurch, doch meist hoch über den Wipfeln; das machte die Glieder wieder geschmeidig nach dem langen Hocken und Brüten. Nun ging's hinab zum Ried, wo man manchen Bekannten begrüßte, nächste Angehörige, aber auch Vettern und Basen, deren Verwandtschaft man nicht mehr ausrechnen konnte. Es war immer viel Leben, vom Horst zu dem Wasser, vom Wasser zum Horst; denn die Weibchen verließen nur ungern auf längere Zeit das Gelege und wollten doch auch ihre Nahrung haben, kleine Fische am liebsten, die ihnen die Gatten gar zärtlich am Nistplatz reichten. Die ganze Nacht ward gefischt, und hoch stand die Sonne am Morgen, als man endlich sich wieder zur Ruhe zurückzog.

Die Brutzeit währte gegen drei Wochen; dann lagen die Jungen im Nest, so nackt und so häßlich, die Beine und Zehen ungeschickt lang, Kopf und Schnabel unförmlich dick — man weiß ja, wie Kinder sind — und sie wurden nicht schöner, als nach etwa zehn Tagen zwischen den spärlichen Dunen die Kiele der Federn an Flügeln, am Rücken und Hals zu sprossen begannen. Aber man liebte sie doch, die mißgestalteten Kinder, und beide Eltern wetteiferten, Futter zu bringen, am Tag wie bei mondheller Nacht, das beste, was sie nur fingen, winzige Fische und Wasserspinnen, Blutegel und Schnecken, Insektenlarven, Libellen und Würmer. Und sie freuten sich, wie die Nimmersatte gediehen und schon so keck über den niedrigen Horstrand schauten mit den großen, gelblichen Augen, und die verlängerten Federn am Scheitel, zwar struppig und wirr, standen den Kleinen so gut.

Nach einem Monat waren die Kinder dem Horste entwachsen und wurden nun eingeführt in die große Gesellschaft. Sie fanden sich bald zurecht, und heute verstehn sie's schon gut, selbst ihre Nahrung zu suchen, doch bleibt die Familie immer noch beieinander, wenn sie hoch in den Lüften fliegen, wenn sie fischen im Ried und am Strom, wenn sie schlafen während des Tags in der schattigen Weide — man weiß nicht, was für Gefahren bevorstehen, und viele wachsame Augen schauen besser, als ein einziges Paar. Und richtig, als ob's der träumende Vogel geahnt, da schaukelt, fast schwimmenden Flugs, solch ein Eierräuber und Kindsmörder niedrig über dem Ried, eine Rohrweihe, Ausschau haltend, irgendein Junges der Wasserhühner



L. W. Brownell. *New York.*

Nest mit Gelege des nordamerikanischen Nachtreihers.

zu packen. Um das eigene Leben und das seiner Kinder ist dem Reiher nicht bange; im Flug ergreifen die Weihen nie ihre Beute, und das dichte Geäst schützt vor dem gierigen Feinde. Aber als sie Eier im Nest hatten und hilflose Jungen, da wurden die Reiher oft heimgesucht von den schlimmen Gesellen, die drüben im dichtesten Schilfwald ihr Heim aufgeschlagen. Wie viele der Freunde wurden durch jene Räuber ihrer Hoffnung beraubt, auch durch Krähen und ähnliches freche Gesindel! O, sie kannten den Eindringling gut, und deshalb stürzte der Alte mit lautem „Quak“ auf ihn zu, begleitet noch von einigen andern. Die Sumpf- und Wasservögel hörten den Lärm, und hundert Stimmen erfüllten die Luft. Mit ängstlich schirkendem Ton, leicht auf den langen Fittichen flatternd, hebt sich die Weihe, noch ehe die Reiher in ihrer Nähe. In der Morgendämmerung komm' ich wieder, denkt sie, wenn weißer Nebel Röhricht und Sumpf noch verhüllt; plötzlich bin ich dann da und schreck' die Enten und Hühner und raub' mir von ihren Jungen!

Die Ruh ist dahin; ein fröhlicher Flug durch die Lüfte, sanft und leicht und völlig geräuschlos, dann hinab zu der schattigen Waldbucht am Strom. Schon der Strand bietet manches Genießbare, von den Wellen ans Ufer geschwemmt; man braucht nur ein wenig zu promenieren mit bedächtigem Schritt. Einige halten es mehr mit dem Fischfang und stehen still im seichten Wasser der Bucht, doch nicht tiefer gehn sie hinein, als bis zu den Fersen; ein hastiger Griff, ein hastiges Schlucken, und die kleine Beute gleitet hinab durch den Schlund in den unersättlichen Magen. Jetzt erhebt sich einer, in geradem, niedrigem Flug zieht er davon. Frei ist die Stelle, wo er sich niedersetzt, um weiter zu fischen, bar aller Bäume und Sträucher; aber es ist bereits dunkel, da kann man's schon wagen. Von den Genossen folgen die meisten in Trupps und auch einzeln.

Immer schwärzer der Himmel; grell zucken die Blitze, und in der Ferne grollt mächtig der Donner. Plötzlich der Sturm; wie die halbwilden Rosse der Pußten, so braust er über die Ebene, unaufhaltsam, nichts kann ihn hindern. Er fährt in das Schilf und zerbricht es, er fährt in die Kronen der Pappeln und Eichen, und krachend zersplittern selbst mächtige Äste; er fährt auf dem Spiegel der Donau dahin, daß sie aufbraust, plötzlich gestört im ruhigen Lauf; er fährt den Nachtreihern gar unsanft ins seidenweiche Gefieder und zaust und zerrt, daß die weißen Federn im Nacken wild flattern und scheu die Vögel sich ducken. Dann wird es still. Nun schnell nach dem Schilf, dem Erlen- und Weidengestrüpp; dort nur ist Schutz vor dem Sturm! Kaum sind die gefiederten Fischer geborgen, so braust es mit verdoppelter Macht. Mancher Horst bricht herab mit dem Ast, der ihn trug, die große Eiche trifft krachend ein Strahl, dann öffnen sich die Schleusen des Himmels; in Strömen ergießt sich der Regen. Eine furchtbare Nacht. Das Wasser dringt in

jedes Versteck von oben, von unten; da hilft kein Schütteln, kein Schlagen der Flügel: das sonst so lockere Gefieder klebt an dem zitternden Körper der Reiher, und die Kälte, die so plötzlich dem heißen Tage gefolgt ist, durchschauert den frierenden Leib.

Gegen Morgen regnet's nur leise, und mancher der eingeschüchterten Vögel steigt bedächtig kletternd höher hinauf in die Äste, vom Sturmwind hie und da völlig entblättert. Grau ist der Himmel; von Stunde zu Stunde wird's kühler. Wenn die Sonne doch schiene, so denken selbst die lichtscheuen Reiher, wie gern verließen wir dann unsre dunkeln Verstecke und setzten uns frei auf die Spitzen der Äste im Umkreis des Baums, um uns zu wärmen und das Gefieder zu trocknen; denn wir hassen die Sonne nicht, wie die Menschen wohl denken, die uns „Nachtreiher" nennen, sondern lassen uns gern einmal, wenn die Luft kühl ist, von ihren Strahlen bescheinen, besonders nach langen naßkalten Tagen. Doch die Sonne bleibt hinter den grauen Wolken verborgen. Da lüften die Reiher die Schwingen; denn Bewegung erwärmt. Mit lautschallendem „Quak" erheben sie sich, erst einige, dann die ganze Gesellschaft, alte wie junge. Weit fliegen sie, daß sie aus dem Gesichtskreis der Wasserhühner verschwinden, doch in schöner Schwenkung kehren sie zurück und umkreisen schreiend das Ried. Bewegung macht hungrig, besonders am Morgen, wenn die Abendmahlzeit so jäh unterbrochen ward wie gestern durch das Gewitter. Und so stehen sie denn heute auch am Tage an den bekannten Plätzen und fischen gemeinsam mit Purpur- und Fischreiher; nur in den Mittagsstunden ziehen sie sich wieder zurück nach ihren Verstecken, von wo sie mißlaunisch ganz leise quaken mit verhaltener Stimme.

Tagelang trübes Wetter, kein Stern am nächtlichen Himmel, kein Mondlicht, das ihnen doch so erwünscht ist bei ihrem Geschäft. Sie streichen jetzt weit in der Gegend umher, den ganzen Tag rege und lebhaft; aber den Lieblingsplatz, wo sie den Sommer über gehaust, den vergessen sie nicht, sondern kehren regelmäßig zu ihm zurück, immer gute Kameradschaft haltend mit ihresgleichen.

So bewohnen sie bis zum Spätsommer dasselbe Revier, ja sie suchen zur Siesta denselben Baum auf, wo sie einst brüteten, und selbst die Jungen wissen noch immer, wo ihre Wiege stand. Dann trennen sich diese von den Alten, wenn auch nur vorübergehend, streichen gemeinsam im Lande umher, kehren aber wieder zurück und bringen nicht selten Jungvögel aus andern Gebieten mit, und je weiter gegen den Herbst, um so unsteter wird die ganze Gesellschaft. Tagelang ist jetzt oft kein einziger Nachtreiher mehr zu erblicken, und dann sind sie plötzlich wieder da, nach Hunderten zählend. Schöne Flugspiele unternehmen sie, als wollten sie sich vorbereiten für den Herbstflug nach dem wärmeren Süden, lustig jagen und necken sie sich, dann bilden sie kleinere Trupps, an verschiedenen Stellen das Fischerhandwerk zu betreiben.



L. W. Brownell. New York.

Halbwüchsige Junge des nordamerikanischen Nachtreihers.

Spät im September an einem klaren mondhellen Abend, wenn nur in der Tiefe der weiße Nebel über dem Ried lagert, da brechen sie auf gemeinsam zur Fahrt, wohl auch in kleinen Gruppen und lockern Verbänden. Sie umkreisen das Wohngebiet und rufen es allen Genossen zu: jetzt geht es fort nach dem Süden! Auch dieser oder jener Artverwandte schließt sich dann an. Aber noch oft finden sich Nachtreiher ein an den folgenden Tagen im Sumpf-



L. W. Brownell. *New York.*

Junger, nordamerikanischer Nachtreiher, nahezu flügge.

wald, Vögel aus andern Teilen der ungarischen Ebene, die sich zerstreuen, tagsüber fischend am Strom und am Ried, aber nachts ziehen sie weiter. Im Oktober sind die letzten verschwunden, bis auf einzelne, die es versuchen, auch im Winter in der nördlichen Heimat auszuhalten.

Wie weit wohl die Reise? Vielleicht fern übers Meer nach dem warmen Ägypten, nach Nubien gar, oder auch nicht so weit; in Griechenland und auf den Ägäischen Inseln, vielleicht in Italien schon und in Sizilien winkt manch

passend Quartier. Auch in Asien kennt man den Nachtreiher von den Küsten des Schwarzen Meeres an durch Persien, Indien hindurch bis fern nach dem östlichsten China; in den warmen Gegenden lebt er als Standvogel, die rauheren verläßt er im Herbst.

Aber die Alte Welt scheint ihm zu klein, auch in Amerika ist er zu Hause; im Norden, von der Hudsonsbai an bis nach Brasilien und Paraguay: überall sind seine kleinen Horste zu finden, wo es einsame bewaldete Sümpfe gibt und stille Lagunen. Bisweilen haben sich Scharen von Tausenden brütender Vögel zu riesigen Kolonien vereinigt, z. B. in Florida, dem Dorado dieser und anderer Reiher. Vielen Verfolgungen sind die Nachtreiher ausgesetzt, der herrlichen weißen Genickfedern wegen, die von Federschmückern zur Herstellung zarter Federbüsche gesucht werden, auch den jungen Vögeln stellen die Eingeborenen nach, um ihr Fleisch zu essen. So ist es kein Wunder, wenn sich die Reiher immer mehr zurückziehen an verborgene Plätze, und fast wie ein Märchen klingt es, wenn man hört, daß nur einige 30 Kilometer vom Zentrum Neuyorks entfernt, der geschäftigen Riesenstadt, eine ansehnliche Kolonie sich findet, in der wenigstens 500 Paar Nachtreiher noch heute brüten. L. W. Brownell beschreibt diese Stelle, und durch vorzügliche Naturaufnahmen von Nestern und Jungvögeln gibt er uns ein treues Bild von dem Leben und Treiben am Nistplatz.

Federjäger würden wohl längst aufgeräumt haben mit diesen Reihern, wenn das Gebiet, das sie bewohnen, nicht privater Besitz wäre, dessen Eigentümer den Abschuß der seltsamen Vögel nicht duldet. Ein Sumpf ist es, mit Ahornbäumen bewachsen, kaum 200 Meter entfernt von der Hauptstraße; das unverkennbare „Quak" verrät dem Vogelkundigen die Nähe der Kolonie, dazu der lebhafte Verkehr von der Futterstelle zu den Nestern und umgekehrt.

Diese sind alle in den hohen, schlanken Bäumen erbaut, etwa 4—8 Fuß über dem Boden. Sie stehen dicht beisammen, meist 3—4 auf jedem Baum, auf einigen selbst 8 oder 9, bisweilen auch wohl nur ein einziges. Die Exkremente der Vögel sind der Entwicklung der Bäume sehr schädlich: wenig Äste und wenig Blattwerk, ja mancher Baum ist schon abgestorben unter dem nachteiligen Einfluß des klebrigen, ätzenden Vogelkots, der den Boden bedeckt und vielfach auch Stämme und Zweige. Im Mai ist das Leben und Treiben am regsten; da sind die meisten Nester von den brütenden Weibchen besetzt, und im langsamen Flug ziehen die Männchen mit Futter zum Horste. In einigen Nestern sind schon die Jungvögel glücklich erbrütet, drei, vier, selten fünf Stück; erwartungsvoll blickt ihr großer Kopf mit dem schweren Schnabel über den Nestrand nach Vater und Mutter. Jahr für Jahr werden dieselben Nester von den Reihern benutzt; sorgfältig gebaut aus Stöcken und Zweigen,



L. W. Brownell. *New York.*

Ausgefiederter, junger, nordamerikanischer Nachtreiher.

hat jedes einzelne gewiß schon manche Generation aufwachsen sehen in seiner flachen Mulde. Kein einziges ist überflüssig, jedes hat seine Bewohner.

Ende Juni ist die Mehrzahl der Reiherkinder erwachsen; sie haben den Horst verlassen und sitzen nun in kleinen oder größeren Gruppen oben in den Wipfeln der Bäume. Ein beständiges Schreien nach Futter, ein Flattern von Ast zu Ast und hinab auf den schlammigen Boden, wo die Jungen schreiend umherhüpfen, vergeblich bemüht, sich wieder empor zu schwingen auf einen Zweig; denn die Beine sind stark zwar und kräftig der Schnabel, aber die Flügel sind schwach, die Schwingen noch nicht völlig entwickelt. Die Sterblichkeit unter den Reiherkindern ist groß; so viele liegen am Boden in jedem Entwicklungsstadium, in jedem Zustand der Verwesung. Die Eltern scheinen sich um ein Junges, das aus dem Nest fällt, nicht weiter zu kümmern, sondern es elend verhungern zu lassen; der Fall von der niedrigen Höhe herab auf den weichen schlammigen Boden würde wohl keinem das Leben sonst kosten. Aber außer den verwesenden Körpern von Jungvögeln, außer den massenhaft angehäuften Exkrementen bedecken auch Reste der Mahlzeit die sumpfige Fläche unter den Bäumen, besonders größere und kleinere Teile von Fischen der verschiedensten Art; beständig fällt hier und fällt dort ein Brocken herab aus den Horsten. Dazu haben die Jungvögel die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit die unverdauten Überbleibsel ihrer Nahrung unter seltsamem Würgen auszuspeien.

Um die Mitte April erscheinen die Reiher in dieser nördlichen Gegend, und unmittelbar nach ihrer Ankunft nehmen sie wieder Besitz von den bekannten Horsten; Mitte September ziehen sie südwärts nach ihren Winterquartieren. Wenigstens 1500—2000 Vögel werden alljährlich in dieser Kolonie erbrütet; doch vergrößert sich die Vogelstadt nicht, und ihre Einwohnerzahl bleibt dieselbe Jahr für Jahr. Gewiß nehmen im Laufe der Zeit jüngere Vögel die Plätze ein, deren Besitzer, von den Südländern getötet oder von einem Raubvogel gepackt, nicht wieder zurückkehren; aber die Mehrzahl der erbrüteten Vögel bleibt doch wahrscheinlich im Süden, neue Kolonien dort gründend, sobald sie fortpflanzungsfähig geworden, oder sie treten in eine bereits bestehende Körperschaft ihresgleichen ein, die ihnen Aufnahme gönnt in gastlicher Weise.

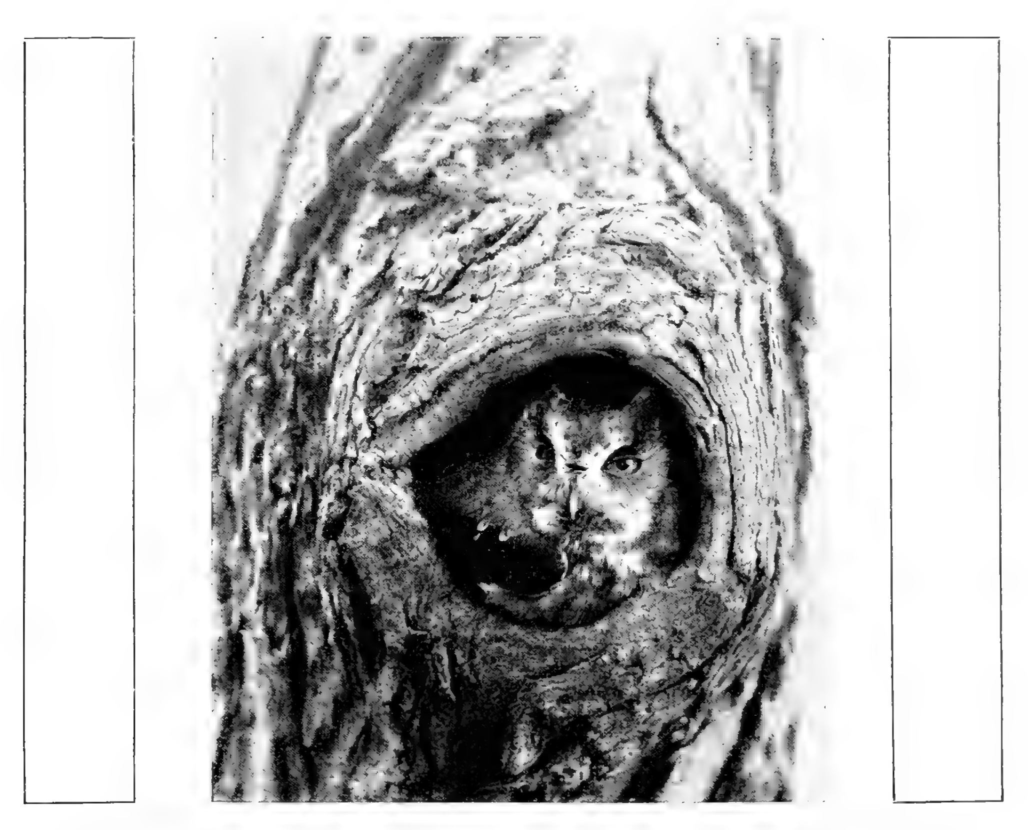
Eulen.

Von Hugo Otto.

Es gibt wenige Vogelfamilien, deren Vertreter durch Körperbau, Gefieder, Lebensweise und Familienleben so scharf in sich abgeschlossen sind, wie die Eulen. Mag ein Mensch auch so einseitig gebildet sein, daß er der Natur und ihren Schöpfungen keinen Geschmack und kein Interesse abzugewinnen vermag, so gehören doch zu den Gestalten, die sich ganz von selbst seinen Sinnen zur Aufnahme aufdrängen, die sich in sein Gedächtnis einprägen, gewiß die Eulen. Jedermann erkennt sie infolge ihrer charakteristischen Erscheinung auf den ersten Blick.

Gerade das Fratzenhafte, das in dem mit einem runden, strahligen Federkranze umrahmten Gesichte aller Eulen liegt, macht sie interessant. Ihr bewegliches Gesicht mit den stetig wechselnden Grimassen zwingt jeden Menschen zum Hinschauen und Beobachten. An einer ruhenden Eule geht so leicht kein Mensch gleichgültig wie an vielen anderen Vögeln vorüber. Eulen sind eben eigenartige Charaktervögel innerhalb der Vogelwelt, die in hohem Maße das Interesse der Menschen zu fesseln vermögen.

Auch die fliegende Eule ist äußerst anziehend. Sie regt mit ihrem leisen, weichen, langsamen Fluge die Phantasie an, die in dem geisterhaft dahinhuschenden Vogel etwas Übernatürliches erblickt, durch das beim Ungebildeten Gespensterfurcht und Aberglaube erzeugt wird. So ist es gekommen, daß der Uhu mit seinem gewaltigen Rufe den Glauben an das wilde Heer weckte, daß die angenagelte Schleiereule das Bauernhaus vor Blitzschlag schützen soll und daß das liebliche Käuzchen zum Totenvogel wurde, der die Menschen zum Kirchhof ruft. Es ist wahr: im Eulenruf, der plötzlich die stille Waldung, die im Schatten der Nacht daliegt, heulend durchdringt, der in der Nähe der nächtlicherweile erleuchteten Krankenstube wie „Komm mit, komm mit!" erklingt, der zur Zeit der Paarung und im Herbste während des Zuges, wenn manche Eulenarten in gewaltigen Gesellschaften zusammentreffen, zu vielstimmigem, disharmonischem Stimmenwirrwarr anschwillt, liegt etwas dämonhaft Unheimliches, besonders natürlich für solche Menschen, deren Ohren solch nächtliche Klänge bislang unbekannt waren. Daß die Eule zum Allerweltsvogel geworden ist, das liegt eben in ihren Eigenarten, in ihrem



Nordamerikanische Zwergohreule: Die Alte im Flugloch der Nisthöhle.

Gesicht mit dem Schleier, ihrem nächtlichen Fluge, ihrer Stimme und ihrem geisterhaften Auftreten.

Da bei weitem die allermeisten Eulenarten, wenn die Sonne scheint, ruhen und auch diejenigen, die sich am Tage tummeln, vielfach lange Zeit still sitzen, so ist es eigentlich ganz selbstverständlich, daß alle Glieder dieser Vogelfamilie eine ausgesprochene Anpassung der Gefiederfärbung an den Aufenthaltsort zur Schau tragen. Oberflächlich betrachtet stimmt diese Färbung in den Grundzügen bei den meisten Arten überein. Aber beim näheren Zuschauen staunt man gerade wegen dieser ausgesprochenen Ähnlichkeit über die mannigfaltigen, einfachen Mittel der Natur, die sie angewandt hat, um den verschiedenen Eulenarten ihr besonderes Gepräge innerhalb ihrer Sippschaft auch äußerlich zu geben. Was da in der Abtönung der Farben, ihrer Verteilung, in Strichen und Punkten auf der Grundfärbung zu schauen ist, muß beim Naturfreunde Bewunderung wecken. Mögen die einzelnen Eulenarten auch im Baustil ihres Körpers, in der Ausstattung zum Leben, in den

Lebensbedingungen, kurzum in den Grundzügen des Daseins fast völlig nach einem Modell erschaffen sein, in der Färbung ihres schlichten Kleides hat die Natur den Reiz bewunderungswerter Mannigfaltigkeit durch Anwendung einfacher Mittel hineingelegt.

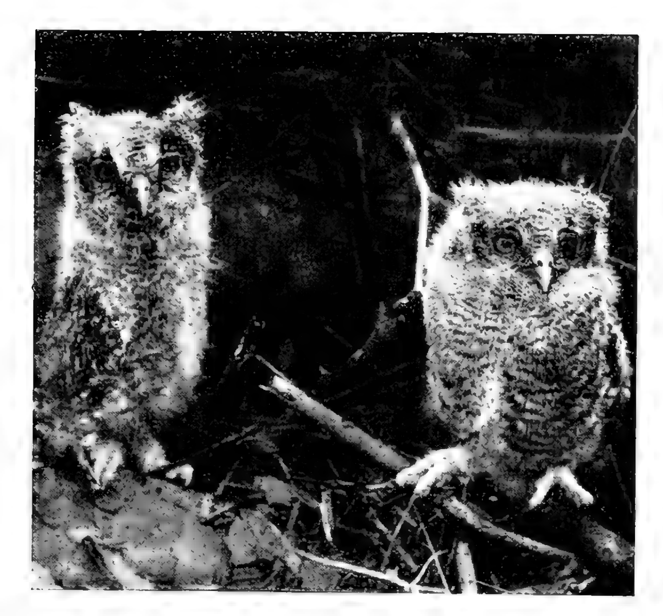
Noch eines Umstandes soll hier gedacht werden, der es erklärlich macht, daß die Eulen von jedermann gekannt werden. Sie sind in des Wortes wahrster Bedeutung Weltbürger. Daß fast jedes Volk in seiner Sprache Redewendungen, Redensarten und Sprichwörter besitzt, die sich auf die Eulen beziehen, ist dadurch zu verstehen, daß diese Vögel Bewohner aller fünf



Nordamerikanische Zwergohreule:
Jungvögel eine Woche alt.

Erdteile sind, und daß sie jede Örtlichkeit bevölkern, die ihnen Nahrung spendet und Schlupfwinkel als Verstecke bietet.

Ihre eigentliche Heimstätte ist der Wald. Er beherbergt die meisten Arten. Dort finden sie sich sowohl in den Dickichten der Auwälder als auch in den gewaltigen Hochwaldungen der Mittelgebirge bis hinauf zu den Kniegehölzen, die die Abhänge der Hochgebirge mit dürftigem, einseitigem Pflanzenwuchse bekleiden. Mag der Tropenwald — namentlich der amerikanische — auch zahlreiche Arten an Eulen aufweisen, so sind die in den Waldungen der gemäßigten Zone vorkommenden wenigen Arten doch an Einzelwesen so zahlreich, daß sie auch hier nirgends selten sind. Bis in den hohen Norden,

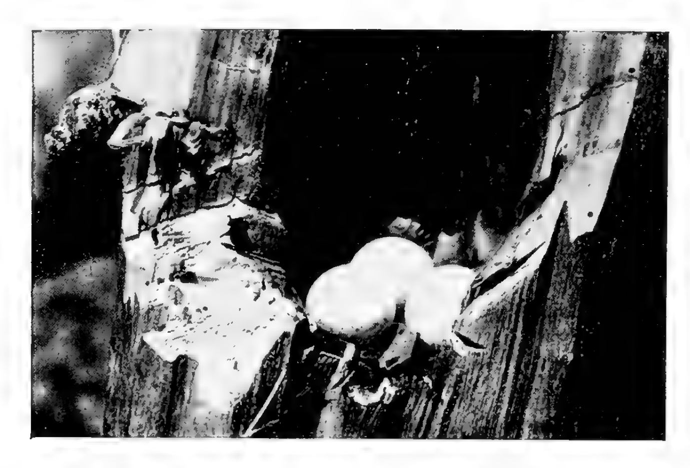


Nordamerikanische Zwergohreule:
Jungvögel zwei Wochen alt.



Nordamerikanische Zwergohreule:
Jungvögel drei Wochen alt.

wo Eis und Schnee den Landschaften ihr Gepräge aufdrücken, wo der Frost sein hartes Regiment führt, finden sich Eulen, gerade hier prächtig gefiederte Gestalten, die sich in ihrer Färbung der Schneedecke der Natur mehr oder weniger angepaßt haben. Jedes Klima beherbergt also Eulen. Die kältesten und die wärmsten Länder zählen geradeso wie die gemäßigten Erdstriche Vertreter dieser Raubvogelfamilie zu ihrer Vogelwelt. Überall hausen sie, auch außerhalb des Baumwuchses. Bald geben Felsklüfte ihnen Herberge, bald dienen ihnen Mauerhöhlen als Schlupfstätte; hier bewohnen sie die Ruinen sagenumwobener Burgen, dort den Schuppen und die Bauernscheune. Ja selbst Kaninchenbaue und andere Erdhöhlen verschmähen sie nicht, und in baumarmen Steppen, pflanzenlosen Wüsten und kahlen Gebirgen finden



Nordamerikanische Zwergohreule:
Gelege in der geöffneten Nisthöhle.

sie doch noch an und in der Erde ein zusagendes Unterkommen. Bei der Wahl ihrer Schlupfstätte lieben sie die Abgeschlossenheit vom Leben und Treiben der übrigen Tierwelt und das Halbdunkel, das sie den Blicken ihrer zahlreichen Feinde entzieht. In Ermangelung passender Ruheplätzchen suchen sie dichte Baumkronen auf, in denen sie sich nahe an den Stamm schmiegen. Durchweg aber sind sie von Haus aus Höhlenbewohner, die ihren Wohnplatz in der Regel auch als Brutstätte für ihre 2—7 weißen Eier verwenden, wenngleich auch Legenot und Mangel an passenden Höhlen einzelne Arten nicht selten dazu antreiben, in den verlassenen Horsten von Raubvögeln und Krähen die Kinderstube aufzuschlagen.

Dieses Zurückziehen vom Tagesgetriebe ist es auch, das sie so selten den Blicken des Wanderers am Tage zeigt, das sie der Beobachtung im Hellen

entzieht und mit zum Glauben beigetragen hat, daß Geisterkräfte in diesen Vögeln schlummern.

Ihr Seelenleben ist nicht reich an Fähigkeiten. Schon der Umstand, daß sie ihre Beute vielfach ganz oder doch in großen Stücken hinunterwürgen, lehrt, daß sie keinen besonders hohen Geschmack an ihr haben und daß ihnen die Genüsse, die gerade allen intelligenten Geschöpfen in der Aufnahme wohlschmeckender Nahrung entstehen, fehlen. Auch das Gebaren, das sie zur Schau tragen, wenn man sie in ihren Verstecken aufstöbert, verrät stets geistig plumpe Unentschlossenheit, ein Fehlen schneller Entschlüsse und die Unmöglichkeit der richtigen Würdigung einer Gefahr. Bei Angriffen zeigen sie nicht selten jähzornige, blinde Verteidigungswut und unüberlegtes Handeln



Nordamerikanische Zwergohreule:
Eben geschlüpfte Junge in der geöffneten Nisthöhle.

in bedenklichen Augenblicken. Ihr Seelenleben verläuft in viel einfacheren Bahnen wie bei den Tagraubvögeln. Besondere geistige Befähigungen treten nie in die Erscheinung.

Die große Eulenfamilie weist Riesen und Zwerge unter ihren zahlreichen Arten auf. Wenn auch die gewöhnliche Eulengröße durch Schleiereule und Steinkauz gekennzeichnet werden kann, so besitzen diese Raubvögel doch Vertreter von der Größe eines kräftigen Haushahnes, wie z. B. den allbekannten Uhu, und solche von der Kleinheit eines Finken, wie sie uns die bewegliche Sperlingseule zeigt.

Außer den bereits erwähnten Unterschieden in der Färbung und Größe ist noch bei einzelnen Arten das Vorhandensein charakteristischer Ohrfederbüschel beachtenswert. Sie geben der betreffenden Eule ihr besonderes Art=

merkmal, wie es Uhu, Wald-, Sumpf- und Zwergohreule und einige andere aufweisen.

Weit verbreitet ist im Volk die falsche Ansicht, daß alle Eulen ihre Jagdzeit in die Dämmerung und die Nacht verlegen. Wenn dies auch für die allermeisten Arten zutrifft, so ist doch wohl zu beachten, daß sich auch einige Eulen am Tage umhertreiben. Zwar meiden auch diese Tageulen fast durchweg die freie Ebene im hellen Sonnenscheine. Sie huschen und schlüpfen um diese Zeit mehr durch die Riesen des Ur- und Hochwaldes und durch das Buschwerk des Niederwaldes, wie dies nicht selten beim Steinkauz beobachtet werden kann. Auch bevorzugen sie für die Jagd Tage mit bedecktem Himmel. Manche Nachteulen zeigen sich dann am Tage, wenn sie fast flügge, hungrige Brut im Horste haben, die fortgesetzt nach Ätzung schreit. Namentlich nach stockdunkeln, regnerischen Nächten, die auch der scharfsichtigsten Eule die Beute verbergen, werden sie oft durch den Hunger gezwungen, schon vor Anbruch der Dämmerung auf Raub auszufliegen. Der alte Volksglaube, daß Eulen bei Tageslicht nicht sehen, infolgedessen auch keine Beute machen könnten, ist also in die Rumpelkammer naturwissenschaftlicher Unrichtigkeiten vergangener Zeiten zu verweisen; denn wie es in manchen Gegenden ausgesprochene Tageulen gibt, so sind auch die Nachteulen durchaus nicht so stiefmütterlich von der Natur bedacht, daß ihnen das helle Sonnenlicht zur eigenen Erhaltung bei der Flucht vor Feinden oder in Zeiten des Nahrungsmangels bei der Jagd am Tage hinderlich sein könnte.

Wie bei allen beachtenswerten Tierfamilien, so fragt man auch bei den Eulen ständig nach Nutzen und Schaden dieser Vögel. Leider gibt es recht viele Menschen, die die ganze Natur nur im Lichte des Nützlichkeitsprinzips beurteilen. Auch dem Naturfreunde erscheint diese Frage bei den Eulen aus nationalökonomischen Gründen sehr lösenswert. Vielen Tieren geschieht bei der Feststellung von Nutzen und Schaden bitterböses Unrecht. Viele Menschen sind nämlich durchaus nicht in der Lage, gerecht abzuwägen, weil ihnen nicht genügendes Beobachtungsmaterial zu Gebote steht, oder weil sie sich in ihrem Denken in allzu engen Grenzen bewegen, indem ihnen das Nächstliegende, das sie sehen, den Blick für das Fernliegende, das vielfach aus jenem erst gefolgert werden muß, trübt. Wie falsch auch die Eulen in der Vergangenheit in wissenschaftlichen Kreisen bewertet wurden und wie unrichtig das Volk sie in der Gegenwart noch beurteilt, lehrt die Geschichte ihrer Verfolgung bis in die jüngste Zeit hinein. Fast jeder Jäger schießt auch heutzutage noch Eulen ab, weil sich einige Arten und unter ihnen vielfach einige entartete Vertreter auch an Junghasen, Fasanen, Rebhühnern und Singvögeln vergreifen. Daß Eulen solche Übergriffe machen, ist nicht zu leugnen. Die exakte, wissenschaftliche Forschung aber hat durch zahlreiche



Nordamerikanische Zwergohreule: Alter Vogel.

Magenuntersuchungen dafür hinlänglich den Beweis erbracht, daß unsere Eulen in der Hauptsache Vertilger der äußerst schädlichen Mäuse sind, und daß sie vornehmlich dazu berufen erscheinen, Erhalter des Gleichgewichtes in der Natur diesen äußerst vermehrungsfähigen Nagern gegenüber zu sein. Ganz besonders wird dies z. B. von den nordamerikanischen Zwergohreulen behauptet. Von den deutschen Eulenarten kann nur der Uhu als schädlich angesehen werden. Aber leider geht es fast immer so, daß das Volk auf Heller und Pfennig den direkt zugefügten, manchmal recht kleinen Schaden anzugeben weiß, aber den oft indirekten, großen Nutzen, der ja auch bei den meisten Eulenarten erdrückend beweiskräftig gezeigt werden kann, nicht zu würdigen vermag. Jeder Naturfreund muß diese Frage nach Nutzen und Schaden einer Vogelart durch gründliche Beobachtung und Untersuchung zu lösen suchen. Es ist dies allen Geschöpfen — also auch den Eulen — gegenüber eine sittliche Pflicht; denn schon wir Menschen fordern bei unserer eigenen Beurteilung durch andere nichts weiter als in erster Linie — — — Gerechtigkeit!



Nordamerikanische Zwergohreule
am Eingang ihrer Schlafhöhle.

Die Schleiereule.

Von Martin Braeß.

Im äußeren Wirtschaftshof des alten Klosterguts, da gibt's eine vergessene Ecke. Dort lehnt an der Mauer eine gebrechliche Scheune. Die Lücken im Dach gestatten der Sonne ungehindert den Zutritt, dem Regen, dem Sturm, je nach dem Wetter. Am Giebel hängen locker und schief noch ein paar Bretter; sie klappern im Winde. Das morsche Tor liegt schräg in dem Eingang, nur von einer Angel notdürftig gehalten. Überall wucherndes Grün. Das Unkraut bildet fast undurchdringliche Wälder: Brennesseln, weiße Dolden vom Kälberkropf, leuchtende Nachtkerzen, und darüber aus dem klaffenden Spalt der Mauer streckt sich mit verkrüppeltem Stamm der Holunder, dessen duftende Blütenschirme sich prächtig abheben von dem dunkeln Laub und dem Steingrau der Wände. Auf der andern Seite ein uralter Kirschbaum, hohl der Stamm und knorrig die Äste. Noch schmückt er in jedem Frühjahr die Zweige mit schneeigem Weiß und saftigem Grün, wie er's aus den Tagen der Jugend gewöhnt ist; aber Früchte bringt er nicht mehr hervor, es drückt ihn das Alter, und niemand verlangt's von dem Patriarchen im vergessenen Winkel.

Sonst ist alles so sauber im geräumigen Vorhof, jedes Plätzchen sorgsam benutzt. Hier das Gewächshaus und die Rosenschule des Gärtners, dort auf dem Rasen Obstbäume, sorglich gepflegt, dann das weite Sparrenwerk, wo die Luftziegel trocknen, und ein klein Häuschen daneben für den Ziegelstreicher und seine Familie. Warum nur die vergessene Ecke?

Laßt es, das alte Gerümpel, so hatte der Amtsverwalter gesagt, es steht niemand im Wege; die Leute müßten ja ausziehn, die seit Jahren dort wohnen. Sie liefern pünktlich den Zins ab, viel mehr als das Loch eigentlich wert ist. Dem alten Kirschbaum im Winkel tu' ich auch nichts zuleide. Er zahlt mir noch heute den Platz, den er einnimmt; kein Gnadenbrot ist's, was er verzehrt, wie Diana, die alte, mit ihren stocksteifen Beinen. Wenn zwischen dem dunkeln Laub seiner Genossen die leckern Kirschen sich röten, da reifen auch seine Früchte heran, freilich im Innern des Stamms und der knorrigen Äste. Alljährlich brüten Kohlmeise und Gartenrotschwänzchen in dem Schutze des Alten, auch der Wendehals hat sich schon eingestellt und

der Kleiber. Wenn die Jungen in der Höhle nach Futter verlangen und wenn sie flügge, dann halte ich meine Ernte; viele tausend Spinner und Spanner, Bohrer und Stecher weniger in ein paar Wochen, das will schon was heißen und fällt ins Gewicht. Und ähnlich ist's mit der gebrechlichen Scheune. Dort haust seit Menschengedenken ein einsames Pärchen der Schleiereule zwischen den Sparren des Dachs. Nur dem Abergläubischen jagen die nächtlichen Vögel Furcht ein und Grauen durch ihre häßliche Stimme und ihren lautlosen Flug, ein dunkler Schemen, der vorüberhuscht oft nahe am Kopfe des zu Tode Erschrocknen. Wie töricht! Mir sind die Eulen die treuesten Bundesgenossen im Kampfe gegen die graufelligen Nager, die läst'gen Bewohner der Äcker und Gärten. Wie viele Katzen ersetzt ein einziges Paar solcher Feldpolizisten!

Und Eulen gab's allezeit viele innerhalb der Mauer, die das Kloster mit seinen Höfen, Gärten und dem ehrwürdigen Parke umzieht. In den hohlen Bäumen brüteten die Waldkäuze, drei Paar oder vier; eins hatte sich einen Raubvogelhorst erwählt, ja einmal legte ein Weibchen ein Ei auf den Boden einer Scheune, doch verließ es den Platz, da es gestört ward. Das ist dann ein heulendes Hohngelächter um die Mitte des Märzmonds am Abend bis spät in die Nacht, wenn die Käuze sich paaren; schauerlich klingt's aus den Kronen der Bäume, deren Äste, unbelaubt noch, sich schwarz abheben am Himmel, den der Mond mit silbernem Lichte übergießt. Dazu das hohe „kuwiff, kuwiff" des niedlichen Steinkauzes, hier aus dem Obstgarten, sowie dort von dem alten Gemäuer im Park her. Und als dritte im Bunde die Schleiereulen; wenn ihre Verwandten die Luft erfüllen mit schaurigem „huhu", wenn das „Leichenhuhn" ruft, „komm mit, komm mit", dann erheben auch sie ihr Geschrei. Heiser klingt es, doch laut, bald höher, bald tiefer, klagend bald und miauend, bald wütend und fauchend, der Katzenmusik zu vergleichen, die von den Dächern der Ställe und Scheunen kreischend herübertönt, ein entsetzliches Jammern. Eulen- und Katzenstimmen, gut vermischt, um die Wette singend in mondheller Nacht, das ist ein Höllenspektakel, ein schauderhaftes Konzert.

Den ganzen Winter hindurch waren die Schleiereulen ihrem langjährigen Wohnplatz im Sparrenwerk der alten Scheune treu geblieben. Sie führten hier ein zurückgezogenes Leben. Tagelang kamen sie nicht hervor aus ihrem Versteck. Die helle Sonne, die glitzernd schien auf die blendende Schneedecke, tat ihren Augen weh; selbst manche Winternacht verträumten sie müßig in dem Gebälk. Was sollten sie auch draußen im Freien, wo der Winter sein rauhes Regiment führte und alles Leben sich zurückzog vor dem mächtigen Herrscher des Nordens in warme Verstecke! Freilich der Hunger tat weh, und dann verließen sie wohl in finstrer Nacht bisweilen die Wohnung und flogen hinüber ins Tannengeäst, wo sie den Spitzmäusen auflauerten,

die unter dem Schnee im Efeugerank und buchsbaumumsäumten Beet ihrer kleinen Beute nachspürten. Manchmal aber kehrten die nächtlichen Jäger nur halbgesättigt zurück, und wenn dann am Morgen der Schneesturm nicht ein paar Sperlinge durch die Lücken der Scheune hereintrieb, daß sie die armen Flüchtlinge mit sicherm Griff fassen konnten, so mußten die hungrigen Eulen wohl auch am Tage ihr Heim verlassen, ganz gegen ihre Gewohnheit, und sich lautlos im Park von einer Koniferengruppe zur andern schwingen, bis sie die große Weimutskiefer im Herrschaftsgarten erreichten, die zahlreichen Spatzen zum Unterschlupf diente. Freilich die hungrigen Krähen, die sich in der Nähe der Höfe herumtrieben, vereitelten ihnen nicht selten den Fang. Die schwarzen und grauen Gesellen erhoben stets ein wüstes Geschrei, wenn sie eine Eule eräugten, und umflogen den Baum, setzten sich auch auf die Äste und rückten krächzend dem verhaßten Nachtvogel näher und näher, so tief auch sich dieser versteckte in dem dunkelsten Winkel, daß sein seidenweiches Gewand den Stamm der Kiefer berührte. Aber Maulhelden blieben es doch; sie wichen zurück, wenn der Kauz sich streckte und dann wieder sich duckte, mit den Flügeln schlug und so seltsam knackte mit dem gebogenen Schnabel. Gewöhnlich verharrte die Schleiereule bis gegen Abend in dem dunkeln Geäst. Dann hatte auch die freche Gesellschaft der Spatzen das Schelten und Kreischen satt; sie zerstreute sich hierhin und dorthin, und unbehelligt wählte sich der tagscheue Vogel ein anderes Plätzchen, wo er gewöhnlich noch einen der Ruhestörer erwischte und ihn befriedigt hinabwürgte.

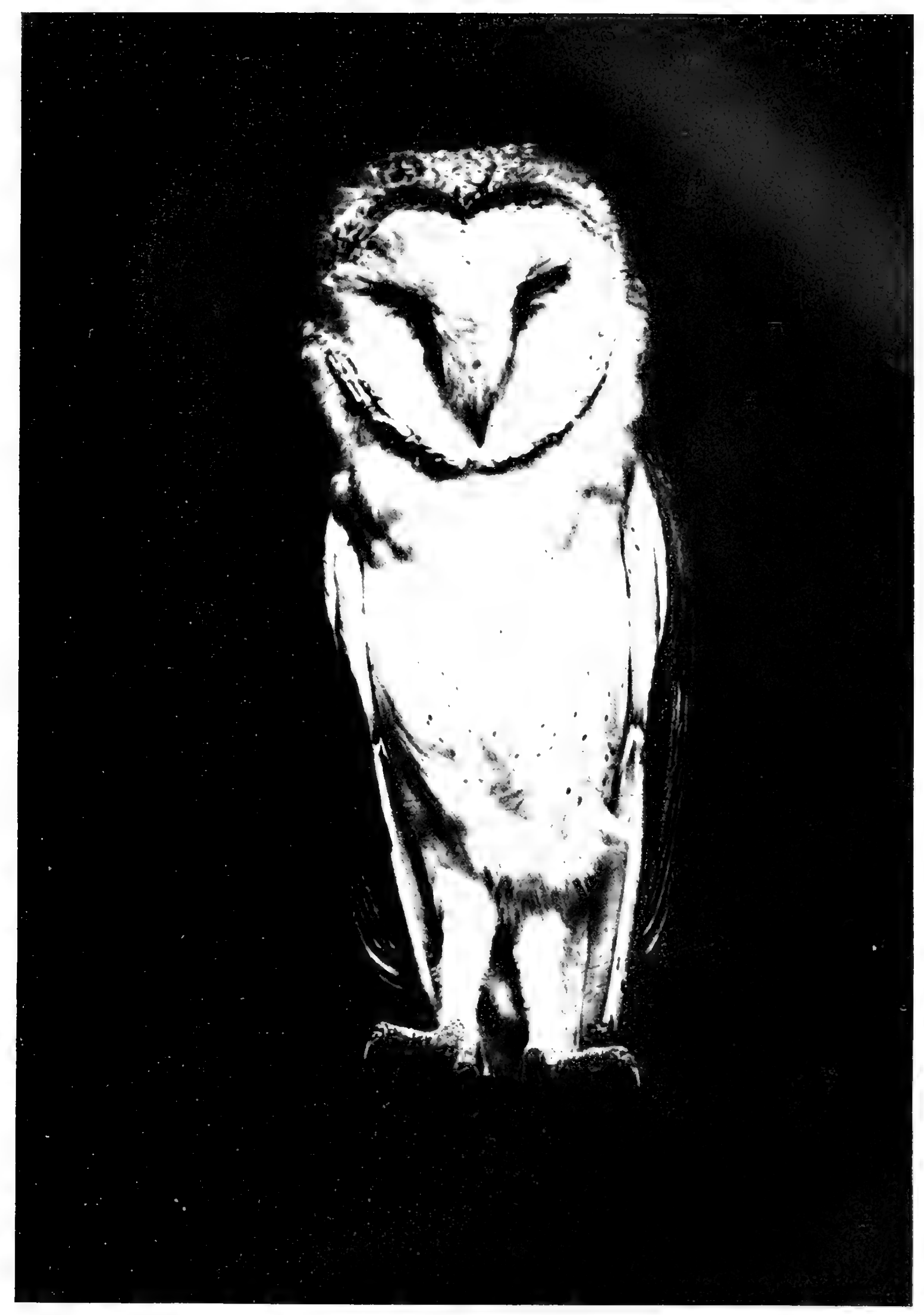
Nun ist der Winter dem Lenz gewichen. Von den Vögeln im Gutshof, da war es die Amsel, die sein Kommen zuerst mit süßem Lied begrüßte; dann ihre Base, die Singdrossel, die von den Bäumen des Parks ihre jubelnden Strophen hinaussang bis spät in das nächtliche Dunkel, und als die letzte verstummt war, da heulte der Waldkauz sein Lied. Das hörte die Schleiereule bei ihrem Jagdzug. Sie dachte, noch ein paar Tage, wenn's lau bleibt in nächtlicher Stunde, dann probiere auch ich meine Stimme; im Gesang nehm' ich's auf mit allen Verwandten, nicht so dumpf wie der Waldkauz, sondern höher und schärfer, kreischend und laut, bald gedehnt und bald in rascherem Tempo. Ihr sollt es dann hören; was ich einmal gelernt hab', das kann ich, wenn ich auch in letzter Zeit den Schnabel meistens gehalten.

Und schon am nächsten Abend, da schallte so laut der Hochzeitsgesang des seltsamen Pärchens, bald von der Ruine herab, bald vom Giebel des Wohnhauses, jetzt vom Park her, und jetzt von Scheune und Stall. Spielend jagten sich die Vögel von Dach zu Dach, von Baum zu Baum, und die Turmuhr des Herrenhauses hatte längst die Mitternachtsstunde schon gemeldet, ehe sie ernstlich d'ran dachten, dem Geschäft sich zu widmen. Sie

fingen in kurzer Zeit Feldmäuse genug, den Hunger zu stillen, ein paar Spitzmäuse auch; zuguterletzt schlug der eine von ihnen noch eine Ratte, die oben am Dachfirst spazieren ging, vielleicht vom Mondschein gelockt. Das war ein harter Kampf mit dem bissigen langschwänzigen Nager. Aber die Eule hatte tief ihre spitzen Krallen in Rücken und Nacken des Gegners gebohrt; sie hackte mit dem weißlichen Schnabel so heftig ein auf seinen Schädel, daß ihm Hören und Sehen verging und er laut aufschrie. Doch der Kauz machte kurzen Prozeß, er faßte die Ratte noch fester mit seinen Klauen und trug sie, so sehr die Gefangne sich wehrte und schrie, durch die Luft nach der Scheune. Dort saß der Gatte schon ruhig in dem Gebälk; zwei Spitzmäuse hatte er aufgespeichert, um sie später in aller Ruhe zu verzehren. Kaum sah er den Genossen mit der sich wehrenden Last in den Fängen, als er fauchend hinzusprang, und unter den Schnabelhieben der beiden hauchte der Nager sein Leben aus; der Übermacht mußt' er erliegen. Dann zogen sich die Sieger zurück in den dunkelsten Winkel und ordneten wohl eine Stunde lang ihr weiches Gefieder.

Immer von neuem nestelt der Krummschnabel in den feinen rostgelben Federn der Unterseite, deren Enden an der Brust so schön besetzt sind mit schwärzlichen Perlflecken, oder er glättet sorgfältig jede einzelne Schwinge, auf weißlichem Grunde dunkel gebändert, jede Flügeldeckfeder, tief aschfarben, hell gewässert und mit schwarzen und weißen Spritzfleckchen gar niedlich geziert. Auch den Oberrücken vermag der Schnabel noch zu erreichen, obgleich es scheint, als sei der Hals zu kurz zu dieser Bewegung. Aber gerade ein Eulenhals ist frei in seinen Gelenken. Wie beim wilden Jäger, der durch die Nacht stürmt, so sitzt nicht selten bei seiner weich befiederten Gefolgschaft das Gesicht im Nacken, freilich ohne daß der Hals verrenkt wäre, wie bei ihrem geisterhaften Gebieter. Auch jede Feder des rostgelben, dunkler gebänderten Schwanzes wird einzeln durch den Schnabel gezogen, und schließlich werden die weichen, wunderschön geperlten Kopffedern mit den Zehen geordnet, ebenso der herzförmige weißliche Schleier vor dem Gesicht. Nun ist die Toilette beendet, und befriedigt setzen sich unsre Käuze zur Siesta zurecht, der eine hier, der andere dort im Halbdunkel des Sparrenwerks; denn ganz finster ist es nirgends mehr unter dem schadhaften Dach, nachdem draußen die helle Märzsonne aufgestiegen ist hinter dem dunkeln Park. Zum verwechseln ähnlich sind sich die beiden, nur etwas größer und plumper das Weibchen, und vielleicht ein wenig dunkler sein perlenbesetzter Mantel.

Komisch die Physiognomie der ruhenden Eulen. Der rostbraun umsäumte Schleier ist breit gezogen, daß er fast rundlich erscheint, nur mit herzförmigem Ausschnitt über der Stirn. Tief liegen die großen, dunkelbraunen Augen in dem zarten Gefieder, blauschwarz die weite Pupille, beweglich die Lider. Das eine Auge ist ganz zugekniffen bis auf einen querliegenden dreieckigen



Schleiereule.

Spalt, während das andre, weit geöffnet, träumerisch vor sich hinblickt. Von dem Krummschnabel schaut nur der gelbliche First ein wenig aus den Federn hervor; seine Seiten und seine Spitze sind ganz verdeckt vom Schleiergefieder. Der große kugelrunde Kopf, den Schultern unmittelbar aufsitzend, ist um ein paar Grad seitwärts geneigt; dies gibt im Verein mit dem ruhig blickenden Auge dem ganzen Gesicht den gutmütigsten Ausdruck, als könnte der Vogel kein Wässerlein trüben. Die Läufe sind versteckt im Gefieder; nur die weit gespreizten Zehen, mit Borstenhaaren dürftig besetzt gleich dem Schwanz der getöteten Ratte, schauen hervor; dabei greifen die Zehen des einen Fußes teilweise über die Zehen des andern, wie es die Raubvögel lieben im Sitzen.

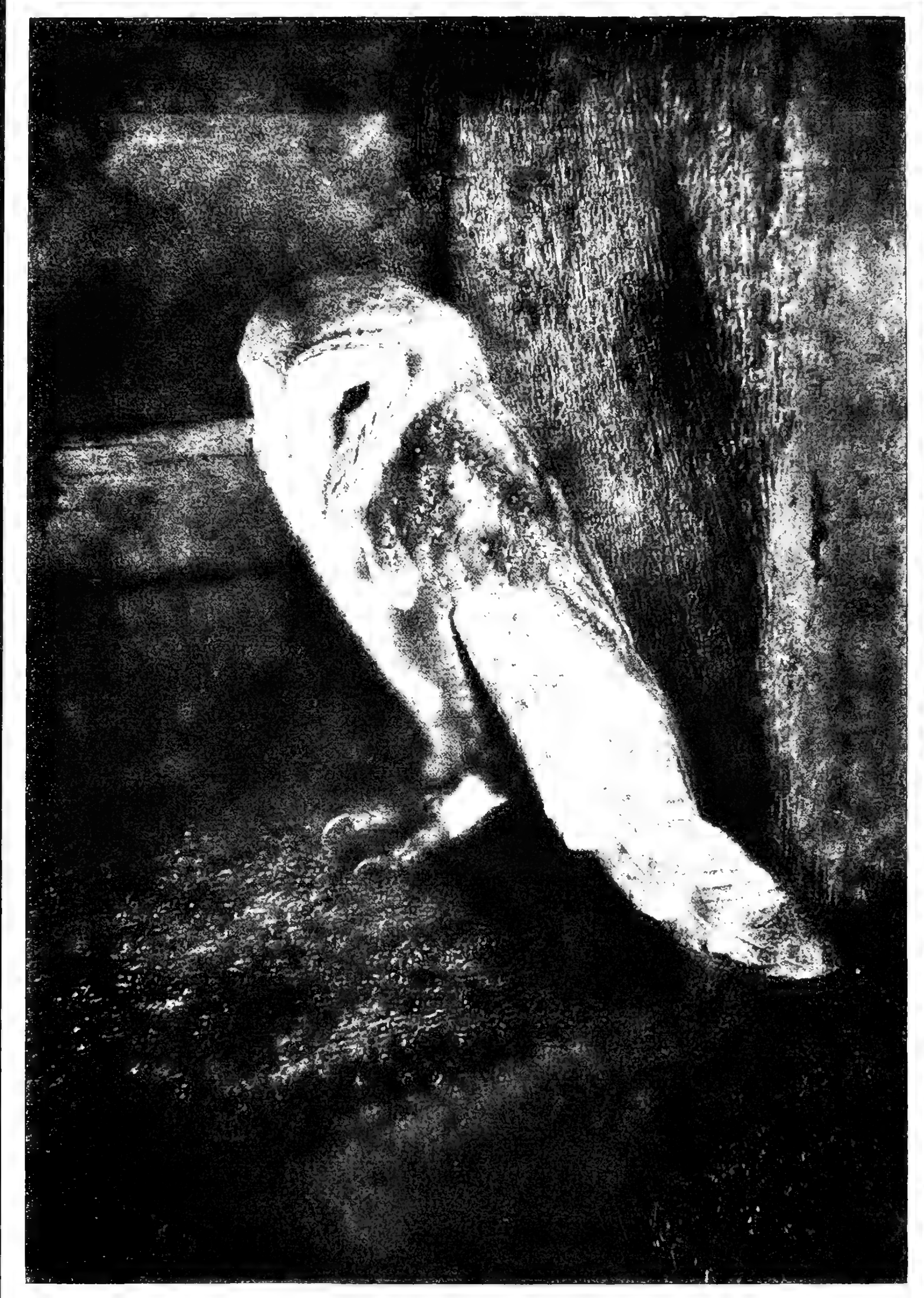
Anfang April hat sich endlich das Weibchen bequemt, ein Ei zu legen. Den Winkel, der ihm geeignet schien fürs Brutgeschäft, hatte es sich schon lange Zeit vorher ausgesucht, dort wo einer der Dachbalken aufsitzt auf dem alten Gemäuer und dieses eine kleine Vertiefung bildet, angefüllt mit abgebröckeltem Kalk. Die Eule liebt ihr erstes Ei über alles; denn sobald sie zurückkehrt von einem Ausflug, schaut sie sofort nach, ob das kreideweiße bauchige Tönnchen noch unversehrt liegt auf seinem Platze. Dann kauert sie sich zärtlich darüber und beginnt schon jetzt zu brüten, ohne erst auf die andern Eier zu warten, die sie im Lauf von ein bis zwei Wochen hinzulegt; fünf oder sechs sind es im ganzen. So sitzt das Weibchen fast ununterbrochen gegen drei Wochen auf seinem Gelege; nur einmal am Tage in der Dämmerung des Abends oder auch gegen Morgen, ehe die Nacht gewichen, verläßt der brütende Vogel den stillen Winkel, um die Glieder zu strecken und wohl auch selbst eine Maus oder einen Maulwurf zu erjagen, obgleich der treue Ehemann die Speisekammer daheim stets so reichlich mit frischem Fleische ausstattet, daß kein Mangel herrscht. Man sieht's ja auch an den Gewöllen, die herumliegen auf dem Boden hier und da, besonders in der Nähe des Nistplatzes, daß für den Magen stets gut gesorgt ist, auch in der Fichtendickung an der Klostermauer und unter der herrlichen Blautanne im Park findet man eine ganze Menge der rundlichen wurstartigen Gebilde, von schwärzlicher Farbe, wenn sie noch frisch sind, grau und bröcklich, wenn sie bereits längere Zeit im Freien gelegen. Im übrigen aber widerstehen sie allen äußeren Einflüssen sehr hartnäckig, und falls sie nicht von einem Platzregen durchweicht werden, kann es Monate dauern, ehe sie sich in ihre Bestandteile auflösen.

Außen sind die Gewölle gewöhnlich umgeben von einem schwärzlichgrauen Filz aus Mäusehaaren, der weiße Knochen und Knöchelchen einhüllt, oft den ganzen Schädel einer Maus oder Spitzmaus birgt, am Hinterkopf eingedrückt, bisweilen auch unversehrt, daneben den Unterkiefer mit seinen Zähnchen. Ausnahmsweise finden sich auch Reste von Federn; denn manche Kleinvögel, namentlich Spatzen, werden von den Eulen erbeutet, wenn

die Jagd auf Feld-, Wühl- und Waldmäuse, auf Spitzmäuse und Wasserratten nicht lohnt, sich auch kein Maulwurf blicken läßt und keine Ratte. Doch enthalten die Gewölle der Schleiereule hauptsächlich nur Reste vom Kleingefieder; denn vor dem Kröpfen des erbeuteten Vogels wird dieser notdürftig von der Eule gerupft. Auch Froschknöchelchen weisen manche Gewölle auf und hie und da das Panzerstück eines Insekts. Namentlich in den Flugjahren der Maikäfer bergen die merkwürdigen Gebilde zu der betreffenden Zeit eine große Menge unverdaulicher Reste dieser braunen Gesellen. Die Hauptnahrung der Schleiereule besteht aber, das beweisen die Gewölluntersuchungen aufs deutlichste, aus Feld- und Waldmäusen, daneben allerdings auch aus einem reichlichen Prozentsatz an den so nützlichen Insektenfressern Wald- und Zwergspitzmaus, die ihres übeln Geruches wegen von vielen Räubern verschmäht werden. Eine Fledermaus, ein Maulwurf, ein Buchfink wird nur gelegentlich einmal erbeutet. Übrigens schaden vergiftete Mäuse, die den Krähen auf den Feldern so verhängnisvoll werden, den Eulen kaum; denn sobald sich eine unangenehme Wirkung des Giftes bemerkbar macht, brechen sie die genossene Nahrung einfach wieder heraus.

In dieser Kunst sind die Eulen Meisterinnen; sie haben sich ja im Emporwürgen der Gewölle geübt von Jugend auf. Nach dem Fraß sitzt der Kauz einige Stunden regungslos in seinem dunkeln Versteck; nur der Magen ist tätig. Alles Verdauliche läßt der Pförtner eintreten in den Dünndarm; zu den Haaren, Federn, Knochen, Insektenpanzern aber, da spricht dieser Wächter der Verdauungsorgane: Zurück, hier ist der Weg für euch versperrt! Und nun formt der Magen die unverdaulichen Speisereste zu einem Würstchen oder Ballen, und wenn dies fertig und gut gerundet, wird es nach oben befördert. Freilich eine leichte Sache ist's nicht, sich des Ballasts zu entledigen. Ein Schauer zittert plötzlich über das lockere Gefieder; dann legt die Eule den Kopf weit zurück, daß sich die Federn an der Kehle aufrichten, die Augen kneift sie zusammen, als wollte sie niesen, hebt die Schultern empor und verharrt einen Augenblick in dieser Stellung. Jetzt macht sie eine tiefe Verbeugung, und das Gewölle, mit Schleim überzogen, fällt aus dem weit geöffneten Schnabel vor ihre Füße oder hinab auf den Boden unter den Schlafbaum. Mehrmals wiederholt sich am Tag dies eigentümliche Schauspiel; denn Fresserinnen sind alle Eulen, und vielleicht gilt von ihnen dasselbe, wie von Menschen, welche der gleichen Passion huldigen: nicht geboren sind sie zu Fressern, sondern erzogen!

Wenn Anfang Mai die Jungen den Eiern entschlüpft sind, können die Eltern sich nicht genug tun in zärtlicher Fürsorge; sie schleppen solche Mengen von Futter herbei, daß die kleinen Nimmersatte doch schließlich streiken, und manche Feldmaus, manches Spitzmäuschen verachtet im Winkel liegen bleibt, bis es endlich von den Alten entfernt wird. Die Jungen fressen jeden Tag



R. B. Lodge — *Middlesex, Juli 1906.*

Schleiereule.

mehr, als ihr eigen Gewicht beträgt, und so wird unsre Eulenfamilie, die mit den Eltern acht Köpfe zählt, täglich noch eine bei weitem größere Zahl von kleinen Säugern vertilgen, als das ganze Dutzend Katzen des Klosters, das in Hof und Garten, auf Feld und Wiese umherschleicht. Eine gut erzogene Schleiereule vermag, wenn sie ziemlich erwachsen ist, acht Feldmäuse „auf einen Ritt" zu verzehren, und hat sie sich dann drei Stunden der Verdauung gewidmet, so nimmt sie es von neuem mit wenigstens vier Stück auf, ein Rekord, der so leicht von keinem andern Vogel geschlagen wird.

„Häßlich wie eine Eule," ist eine gewöhnliche Redensart bei unserm Volke, mit der man jedoch dem nächtlichen Vogel das größte Unrecht tut. Denn in seiner äußeren Erscheinung ist nichts Häßliches, geschweige etwas Abschreckendes oder Widerliches zu finden, und gerade die Schleiereule mit den zarten Farbentönen des weichen Gefieders verdient diesen Vorwurf am wenigsten. Wenn etwas häßlich an ihr ist, so ist es nur ihr katzenähnliches Geschrei und die Art, wie sie die blutige Mahlzeit hält. Gewöhnlich nimmt sie das ganze Beutetier in den Rachen, ohne es zu zerteilen und schlingt und würgt, als sei ihr die Aufnahme der Nahrung die unangenehmste, widerwilligste Arbeit. Anstrengung freilich mag's kosten, bis die Maus so weit im Schlund verschwunden ist, daß nur noch das Schwänzchen aus dem Schnabel heraushängt; endlich ein kräftiger Ruck, dann ist es erreicht. Wer unsre Hauskatze ein häßliches Geschöpf nennt, der wird auch an dem Anblick einer Eule keinen Gefallen finden — denn Katze und Kauz haben viel Ähnlichkeit miteinander. Aber es gibt Menschen genug, die den eleganten, in allen Teilen wirklich harmonischen Bau der Katze bewundern, und die Eule steht ihr in dieser Beziehung nicht nach. Nur die jungen Eulen entsprechen in der Tat dem allgemeinen Schönheitsbegriffe, den man sich von einem Raubvogel entwirft, so wenig, daß man das Volk wieder des Unrechts zeihen muß, wenn es sagt: Was jung ist, ist hübsch. Aber „der Nachteul gefällt ihr Junges", und gewiß würde jede einen Eid schwören, daß sie die schönsten Kinder besitze. Nur für den Menschen, den Ruhestörer, der auch den verborgensten Winkel durchstöbert, haben junge Schleiereulen in den ersten Wochen ihres Lebens etwas überaus Lächerliches, Fratzenhaftes, Unfertiges und Fremdartiges.

Auf den Fersen hocken, die dünnen Zehen weit nach vorn gestreckt, fünf oder sechs kugelrunde Gestalten, ganz eingehüllt in gelblichweißen Flaum. Über dem noch fast kahlen Gesicht, das durch den Schnabel verlängert erscheint, wölbt sich eine zarte Daunenkapuze; diese trägt dazu bei, den Nestlingen einen schafsähnlichen Ausdruck zu geben, d. h. weniger den eines lebendigen Schafs, als vielmehr die Physiognomie, wie sie herkömmlich die primitiven Schäfchen zeigen, die als Kinderspielzeug auf den Jahrmärkten verkauft werden. Allmählich ändert sich das Gesicht; drei oder

vier Wochen alt, wenn oben auf dem dicken Kopf die ersten blaugrauen Federn zu sprossen beginnen, ebenso auf den Flügeln, da sind die Jungvögel von dem Schaf bereits avanciert zu einem ausgesprochenen Affen. Das Gesicht, noch immer wenig befiedert, ist runder geworden, da die Schnabelpartien stark zurückgedrängt sind. Die großen Augen spielen gar seltsam; bald glotzen sie wütend den Eindringling an, bald kneift sie der Kleine zusammen; jetzt öffnet er fauchend den Schnabel und zeigt seine Waffe, die hakige Spitze, wie ein Affe die Zähne fletscht: rühr mich nicht an! Jetzt wirft sich die ganze Gesellschaft auf den molligen Rücken und verteidigt sich mit den krallenbesetzten Zehen nach Raubvogelart, und jetzt wieder hockt sie eng beieinander, ein einziger Ballen, alle Köpfe auf den Besucher gerichtet, der die Ruhe gestört hat.

Nach ein paar Wochen ist das Dunengefieder fast ganz verdrängt; der weiße Schleier, farbig umrandet, hat sich schon deutlich gebildet; doch sind alle Farben viel blasser, und die schönen schwarzbraunen Punkte fehlen noch oder sind doch ganz spärlich. Jetzt wieder ein anderer Ausdruck; das affenartige Gesicht erscheint veredelt zu menschlicher Physiognomie. Wie eine alte griesgrämige Muhme mit spitzer Nase, die Haubenbänder sorgsam geknüpft unter dem hageren Kinn, daß die breiten Maschen dieses verdecken, so sieht die halberwachsene Jugend aus, wenn ihr das Sparrengerüst in der Scheune zu eng wird und die kleine Schar zum erstenmal die Eltern zur nächtlichen Jagd begleitet. Viel Hunger und wenig Geschick; die Eltern müssen noch sorgen. Bald sind die Jungen ermüdet und flattern wieder zurück nach ihrer Scheune, wo sie am Anflugsplatz die Eltern erwarten, heißhungrig und gierig, laut schnarchend, ganz wie ein Mensch. Keins wird von den Alten vergessen, auch das Nesthäkchen nicht, das sich noch nicht aus seinem Winkel herauswagte.

Auch in einer Steinnische der alten Kirchenruine im Park wohnt ein Schleiereulenpaar; doch kümmern sich die beiden Familien nicht um einander. Die Jungen der letzteren sind auch bedeutend älter, selbständig schon; sie treiben sich die ganze Nacht jagend umher, und den Tag verträumen sie in den Bäumen des Parks, dicht an den Stamm gedrückt, daß kein Tagraubvogel sie erblicken kann trotz seines Falkenauges. Schon im März saß die Alte auf den sechs Eiern, und so kam es, daß, als die Jungen das erstemal ihren Geburtsort verließen, die Maikäfer in Massen herumschwärmten zwischen dem jungen Laub der Eichen und Obstbäume, Hochzeit feiernd in lauwarmer Nacht. Das kam der Kauzfamilie gelegen; die Alten flogen von ihrem Sitzplatz den Schwärmen entgegen und schnappten die braunen Gesellen aus freier Luft weg, als wenn sie's vom Fliegenfänger im Gartenhaus gelernt hätten, und auch den Kleinen gelang es bisweilen, einen Käfer zu erwischen, der ihren Dickkopf umsummte. Nach vielen Hunderten zählte die

Menge, die ihr Ende in den hakigen Schnäbeln fand, und die Gewölle bestanden in diesen Tagen fast nur aus Maikäferresten. Jetzt ist schon längst der letzte eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben, und eifrige Mäusejäger sind die Käuzchen geworden.

Aber das Merkwürdigste in diesem Jahre — unter dem Dach des Kuhstalls im reichbesetzten Taubenschlag hat sich ein drittes Schleiereulenpaar eingemietet. Es war gegen Abend, als die Ankömmlinge die Wohnung besichtigten. Wie die Tauben herausflatterten vor den vermeintlichen Feinden und ängstlich umherflogen, bis sie sich endlich niederließen auf den Dachfirst, wo sie die Nacht schlaflos verbrachten. Ein Marder, so meinten die Leute des Hofs, habe oben seine grausame Mahlzeit gehalten; doch als einer hinaufstieg, war nichts zu sehen von einem Blutbad. Nach zwei Tagen hatten sich die rechtmäßigen Bewohner beruhigt und wie es schien auch an die Nachtmusik schon gewöhnt, die jetzt dem Verwalter kundtat, was für Einquartierung seine Tauben erhielten. Schuldlose Täubchen und beutelüsterne Räuber, so sagte er sich, passen schlecht zueinander; doch wehrt' er dem Knechte, der sich schon einen Plan erdacht, wie er die Eindringlinge mit feinen Klebgarnen, an den Ausflugslöchern des Schlags locker befestigt, des Abends fangen könnte. Hab nur ein wachsames Auge, meinte der Herr, sobald die nächtlichen Räuber sich an Eiern und Jungen vergreifen, ist's immer noch Zeit, ihnen das Handwerk zu legen.

Doch es geschah nichts, was den Frieden gestört hätte. Am Tage saßen die Eulen im dunkelsten Winkel des Schlags und kümmerten sich nicht um die brütenden Tauben, nicht um den regen Verkehr, nicht um das Liebesgurren der Täuber, und bei Einbruch der Nacht, wenn die Bewohner der Ruhe pflegten, das Köpfchen versteckt unter dem Flügel, da verließen die Eulen das gastliche Haus, um nach Mäusen zu jagen. Manchmal kehrten sie heim, mit der Beute im Fang, um sie für kargere Zeiten aufzubewahren; aber selbst wenn der Vorrat erschöpft war, so ließen sie doch die Eier der Tauben unbehelligt im Nest, und den Jungen krümmten sie nie eine Dune. Ja, was niemand für möglich gehalten, das geschah nach einigen Wochen: die Eulen schritten zur Brut, und dicht neben dem Neste einer brütenden Taube saß bald Frau Käuzin auf ihren Eiern; die beiden so verschiedenen Mütter berührten sich beinah. Später, als die Jungen dem Ei entschlüpft waren, fütterte dann das Taubenpaar seine Zwillinge mit dem käsigen Stoff, den sie im Kropfe erzeugten, während die fünf Käuzchen schon am ersten Tag ihres Lebens das Wildbret genossen, das ihnen die Eltern in kleinen Portionen zuteilten. Als sie dann ausflogen, wimmelte es draußen von Mäusen — um die Erntezeit war's — und reich lohnten Alte und Junge die gastliche Aufnahme, die ihnen das Kloster gewährt hatte. Das war leichter, dachten die Eltern, als im vorigen Jahre, wo sie die Jungen erst im November

37*

großbrachten, und der Winter kam bald. Die armen Kleinen gingen ein aus Mangel an Nahrung, bis auf ein einziges, das sich dann gegen das Frühjahr verlor. Vielleicht hat es ein größerer Raubvogel gepackt und gewürgt, vielleicht ist's das Opfer eines Tellereisens geworden, vielleicht hat sich's verirrt in eine Kammer, wo es den Ausweg nicht fand, und ist dort verhungert; es gibt ja so mancherlei Tragödien auch im Leben der Vögel.

Die Schleiereule hat eine weite Verbreitung; doch liebt sie mehr ein wärmeres Klima, als manche ihrer Verwandten. So fehlt sie dem nördlichen Europa, da sie über das südliche Schweden nicht hinausgeht, wo sie schon sehr selten ist. Dasselbe gilt von dem Norden Schleswigs und von Ostpreußen. Aber auch in den gemäßigten und südlicheren Ländern Asiens kennt man die Schleiereule, ebenso in Afrika. Doch ist es auffallend, daß der Vogel ohne ersichtlichen Grund in manchen Gegenden nur spärlich auftritt, ja völlig fehlt. In Bulgarien, Bosnien, der Herzegowina, in Montenegro z. B. scheinen die Schleiereulen nicht zu brüten, und auch mitten in Deutschland gibt es manchen Gau, wo sie sehr selten sind. Daß bei dieser weiten Verbreitung örtliche und klimatische Abarten festgestellt werden können, darf nicht befremden; namentlich ändert die Färbung der Unterseite stark ab von ausgesprochenem Rostgelb bis zum reinsten Weiß. Aber die wesentlichen Artmerkmale verleugnet kein einziger Vogel, und in der Lebensweise gleichen alle einander.

Auch die amerikanische Schleiereule ist mit der altweltlichen aufs allernächste verwandt. Sie liebt die wärmeren Teile der neuen Welt, wo sie meistens bereits im Februar und März brütet und ihre Jungen, ganz wie in Deutschland, in hohlen Bäumen, auf Türmen, Ruinen, in Glockenstühlen usw. aufzieht. Ihr großer Nutzen für die Landwirtschaft wird auch dort von allen verständigen Leuten anerkannt, obgleich die Eulen natürlich, wie bei uns, auch in Amerika unter unsinnigem Aberglauben zu leiden haben. Einmal flüchtete ein Paar zu seiner einflußreichsten Beschützerin, der Wissenschaft; es zog in einem der Türme des Smithsonian-Instituts zu Washington seine Jungen auf. Als diese halb erwachsen waren, untersuchte man die Gewölle, die den Boden in großer Menge bedeckten — in Überzahl Reste von Mäusen und Ratten, ganz wie bei uns! Traurig, wie oft der Mensch seine wahren Freunde verkennt!

Die Waldohreule.

Von Hermann Löns.

Die alte, krause, breitästige Kiefer, die an dem Heidwege steht, ist ein Hauptrastplatz von Allem, was über die Heide fliegt.

Hier fußt der Bussard und äugt nach Mäusen; da wartet der Raubwürger auf Eidechsen; die Ringeltauben halten dort Umschau, ehe sie sich tränken; der Krähen Luginsland ist der alte Baum, des Sperbers Hinterhalt, der Elster Schwatzplatz.

Es war darum etwas unvorsichtig von der Ohreule, daß sie sich gerade diesen Baum aussuchte, um zu verdauen; aber weil er so kraus im Wuchse war, seine Krone so verworren und sein Astwerk so dicht, gefiel er ihr so gut, daß sie sich dort einschwang, als über dem Walde das Tageslicht heraufzog.

Fest an einen schrägen Ast gelehnt, saß sie da, als wäre sie ein Auswuchs des Astes. Sie schlief, aber jedes Geräusch in der Nähe vernahm sie, und dann öffnete sie die Augen, lockerte den Schleier und richtete die Federohren auf.

Um die Rehe, die unter ihr her der Dickung zuzogen, kümmerte sie sich ebensowenig, wie um den Hasen, der sich in dem losen Sande dicht bei dem Baume trocken lief, und der Fuchs, der den Weg entlang schnürte und, wie immer, auf der höchsten Wurzel der Föhre sich löste, war ihr vollkommen gleichgültig. Ja sogar der Jagdaufseher, der vom Hahnenverhören aus dem Bruche kam und unter der Kiefer seine Pfeife ansteckte, ängstigte sie keineswegs.

Als aber eine Krähe hart über die Krone des Baumes hinwegstrich und laut quarrte, da drückte sie sich fester gegen den Stamm, und als der Würger über ihr fußte und mit hellem Geschrille bekannt gab, daß von den Bruchwiesen her ein Mensch komme, fühlte sie sich recht ungemütlich. Aber weder Krähe noch Würger gewahrten sie.

So genießt sie denn behaglich die warme Morgensonne, die des Baumes Geäst durchstrahlt, und die ihr nach der kalten Nacht angenehm in das Gefieder zieht. Sie rückt weiter, bis sie das volle Sonnenlicht bekommt, lockert ihre Federn auf, läßt die Flügel hängen, schüttelt sich, zupft Feder um Feder zurecht, kratzt mit dem Schnabel dort, wo es die Federläuse zu arg treiben,



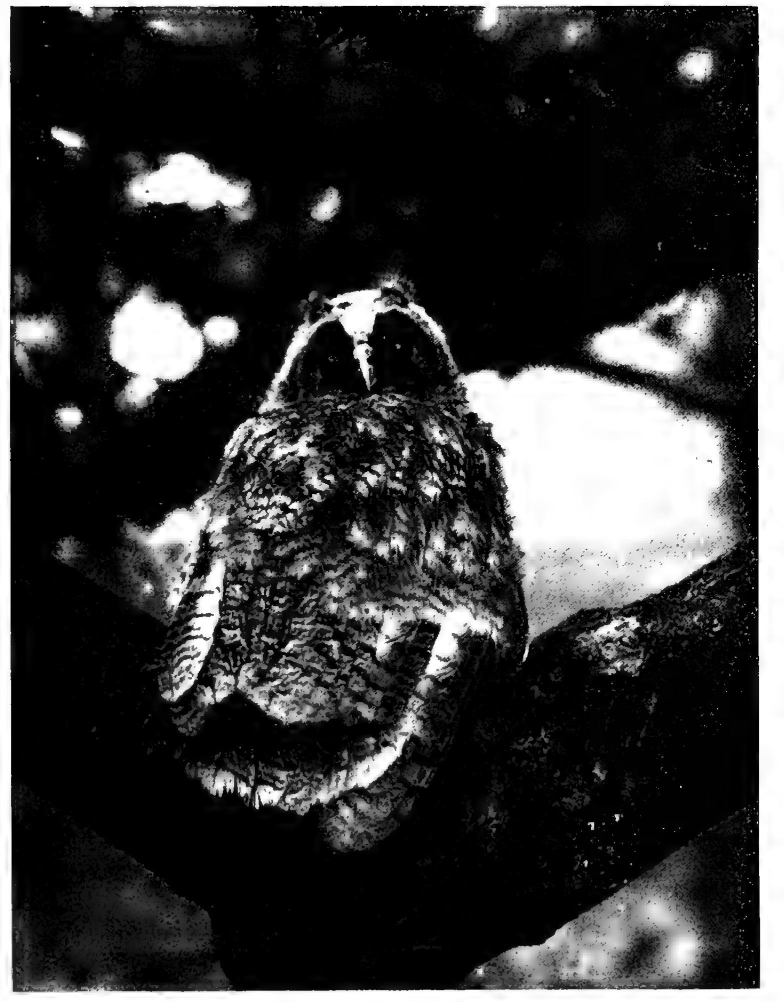
S. J. Stephanescu. *Kudsir, Ungarn, Juni 1906.*

Junge Waldohreule.

und gibt sich dann unter allerlei Getrippel, Halsverrenkung, Zittern und Schütteln der ebenso notwendigen, wie lästigen Tätigkeit hin, sich der Gewölle zu entledigen.

Gerade hat sie einen der glatten, schleimigen, aus Mäusehaaren und Knochen, Käferbeinen und Flügeln bestehenden Propfen herausgewürgt und sieht ihm mit inniger Befriedigung nach, wie er in das Gras fällt, da schrickt sie zusammen, denn nicht weit von ihr erklingt ein hartes, scharfes, dünnes Gezeter. Ein Rotkehlchen ist es, das die Eule entdeckt hat. Fortwährend zeternd flattert es hin und her, kommt näher, weicht zurück und lärmt immer toller. Noch ein zweites folgt, ein drittes, ein Weidenlaubvogel stellt sich ein, eine Kohlmeise gesellt sich hinzu, Tannenmeisen müssen auch dabei sein, die Haubenmeise fehlt ebenfalls nicht, und die ganze Gesellschaft tanzt und springt und flattert und hüpft um die Eule herum und schimpft und schmäht und lästert.

Es dauert gar nicht lange, so ist auch das Amselpaar da, und nun ist es kaum mehr zum Aushalten, ein solcher Lärm erhebt sich jetzt. Aber als

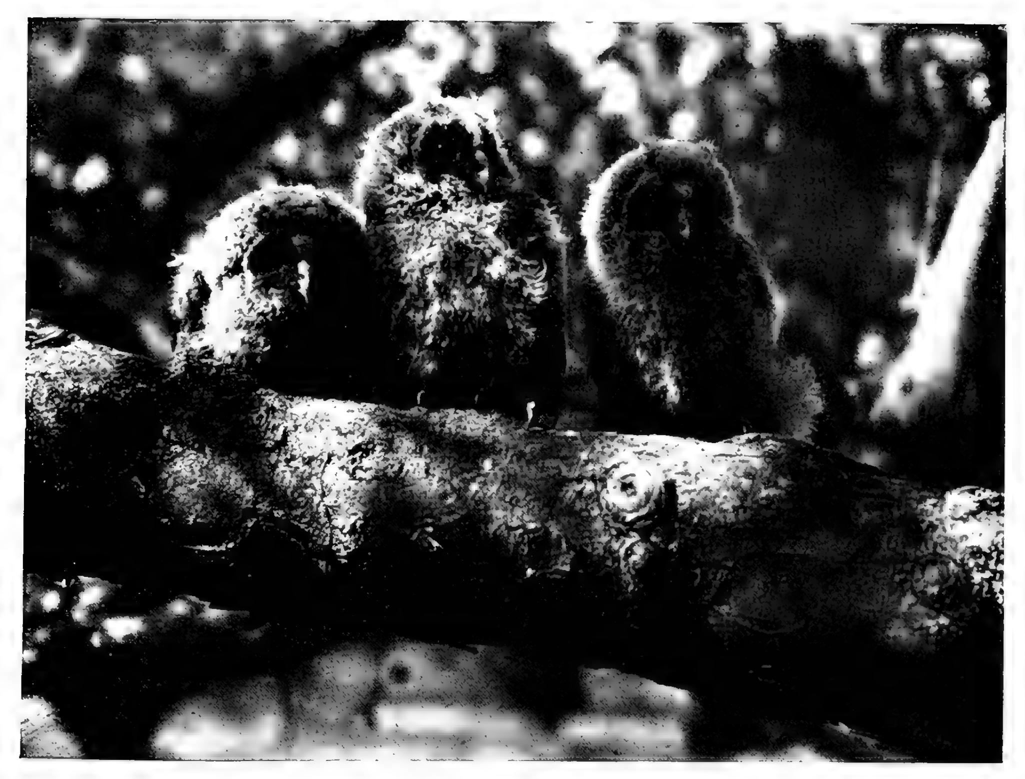


Junge Waldohreule.



S. J. Stephanescu. *Kudsir, Ungarn, Juni 1906.*

Junge Waldohreulen auf dem Horstbaum.



S. J. Stephanescu. *Kudsir, Ungarn, Juni 1906.*

Junge Waldohreulen auf dem Horstbaum.

dann noch ein Häher angeflattert kommt, der der Eule in ganz rüpelhafter Weise zuleibe geht und dabei einen Höllenlärm macht, da wird es ihr zu dumm; mit jähem Ruck schwingt sie sich ab und schwenkt über die Heide, gefolgt von der schimpfenden Gesellschaft, zu der sich unterwegs noch eine Krähe gesellt, die so hart auf die Eule haßt, daß diese dem Stoße des scharfen Schnabels eben noch durch eine blitzschnelle Doppelwendung entgeht, mit der sie in dem rauhen Kiefernstangenorte untertaucht. Noch eine Weile suchen ihre Verfolger mit viel Lärm die Ränder des Stangenholzes ab, dann wird es allmählich still.

Für heute hat die Eule vollkommen genug von dem Tag und seinem Getier und so bleibt sie in einer dichtästigen Krone sitzen, bis die Sonne hinter den Heidbergen zur Rüste geht, Amsel und Misteldrossel den letzten Pfiff tun, die Himmelsziegen meckern und das Rotwild aus der Dickung tritt. Da fühlt sie sich wieder sicher und weil der Abend so schön warm und weich ist, sehnt sie sich nach Gesellschaft. Aus ihrem Verstecke heraus schwenkt sie bis an den Rand des Bestandes, hakt auf einem hervorstehenden Aste auf

und wartet da ein Weilchen. Dann ruft sie in langen Pausen nach ihresgleichen. Ein tiefes, hohles „Huh“ ist es, das sie ausstößt, ein Ton, der so klingt, als wäre er in der Erde und zugleich in der Luft, ganz in der Nähe oder weit weg im Moore.

Von jenseits der heidwüchsigen Blöße aus dem Kiefernaltholze kommt ein helles Heulen, ein lautes „Wuhiwuhi“, und dann schwebt lautlos ein schwarzer Strich heran, haarscharf auf sie zu, schlägt die Flügel zusammen, daß es laut klatscht, gibt ihr einen Stoß, daß sie von ihrem Sitze gedrängt wird, und folgt ihr in jeder Wendung, die sie an der Kante des Holzes entlang macht. Eine geraume Zeit jagt das Männchen das Weibchen auf der Heide hin und her, dann tauchen beide im hellen Holze unter und unken dort ihren dumpfen Zwiegesang, bis das Männchen abermals heulend, mit dem Schnabel knappend und mit den Flügeln klatschend das Weibchen treibt.

Der Hunger besiegt schließlich die Liebe. Die eine Eule jagt auf der Heidblöße, die andere am Rande der Wiese. Ab und zu schwenkt das Männchen dorthin, wo das Weibchen jagt, und macht ihm heulend und klatschend den Hof, aber dann trennen sich die beiden wieder und jedes jagt für sich. Der halbwüchsige Maulwurf, der auf der Sohle des trockenen Grabens auf der Würmersuche ist, fühlt einen furchtbaren Schmerz in den Flanken. Er hampelt und strampelt, aber ein Biß in das Genick tötet ihn. So, wie er ist, mit Haut und Haar, kröpft ihn die Eule und jagt dann neben den Gräben auf und ab. Plump läßt sich ein Mistkäfer auf der Erde nieder. Vier Krallen fassen ihn. Er stellt sich tot, aber das hilft ihm nichts; er kommt dorthin, wo der Maulwurf ist. Am Staugraben zwitschert es schrill, plätschert und plumpst es. Die Eule rüttelt über dem Wasser und in demselben Augenblicke, wie die Wasserspitzmaus auftaucht, ist sie erfaßt und totgekrallt.

Ganz so, wie die eine Eule hier an der Wiese, treibt es die andere auf der Heide. Flink ist die Maus, aber schneller ist die Eule; die Grille, die im Grase hüpft, entgeht nicht ihren hellen Augen, und ihre feinen Ohren vernehmen das leise Rascheln, das die Blindschleiche verursacht. Sie dreht und windet sich vergeblich in den mit acht krummen Dolchen bewehrten Griffen des Nachtvogels, aber der krumme Schnabel bricht ihr das Genick, Ruck um Ruck verschwindet sie in dem weiten Rachen und hinterdrein folgt ein Moorfrosch, der nicht mehr die Zeit zum Sprunge in den Graben fand. Die Heide ist dürr und die Wiese ist naß, mehr Beute ist in der Feldmark zu finden; wie auf Verabredung streicht das Eulenpaar dorthin, wo schon zwei Turmeulen vom Dorfe auf der Jagd sind. Gegen Morgen aber sind die Ohreulen wieder in ihren dunkeln Heidwäldern, wo sie unken und seufzen, bis die Nacht zu Ende geht und das Sonnenlicht die Vögel des Tages weckt und die Eulen die helle Zeit verschlafen und verdämmern, bis abermals die Nacht über die Heide zieht.



R. B. Lodge.

Waldohreule.

Mit geringer Abwechslung spielt sich so die nächste Zeit ab, bis das Weibchen sich gedrängt fühlt, eine Wiege für die künftige Brut zu suchen. Da sie selbst nicht baut, so sucht sie nach einem verlassenen Taubenneste oder Krähenhorste. In der Nähe findet sich nichts Passendes; so streicht sie nach dem Wohlde hin, einem wildwüchsigen Mischwalde von Fichte und Eiche, Erle und Birke. In einer vielästigen Eiche, dicht umwachsen von Fichten, steht in guter Deckung ein Krähennest. Das wählt sie. Bald liegen fünf runde weiße Eier darin. Langeweile hat das Weibchen beim Brüten nicht, denn es ist hier, wo der Boden so sumpfig und das Unterholz so geschlossen ist, immer still und heimlich, und so unkt und heult schon in der Vordämmerung das Männchen fleißig um den Horstplatz. Selten gibt es eine Störung; die Kuhjungen, die im Bruche hüten, wollen wohl einmal nach Taubennestern suchen, aber da bellt und heult und klatscht das Eulenmännchen so gefährlich, daß es die Jungens mit der Angst bekommen und fortlaufen. Ein anderes Mal will sich eine Eichkatze bei dem Horste zu schaffen machen, wird aber von den beiden Eulen so scharf angegriffen, daß es fauchend und schnalzend das Weite suchte.

So brütet denn das Weibchen in aller Ruhe und wenn es auch ab und zu selber jagt, in der Hauptsache sorgt das Männchen für Fraß. Das wird ihm von Tag zu Tag leichter. Im Bruche gibt es Wühlmäuse, Waldmäuse und Spitzmäuse, an Fröschen und Blindschleichen mangelt es nicht, an Kleinvögeln allerart und an großen Kerbtieren ist Überfluß. Als dann aber fünf weiße Wollklümpchen in dem alten Krähenhorste sitzen und fortwährend mit dünnem Gepiepse nach Atzung gieren, da muß das Eulenweibchen wieder mit auf die Jagd. Fünf junge Eulen haben fünf hungrige Mägen, und es genügt ihnen nicht, gibt es erst von der Dämmerung an Futter. Und wenn die fünf Jungen auch über Nacht bis oben hin voll gestopft sind, nachmittags fangen sie schon wieder zu fiepen an. Dann hilft weiter nichts, als daß die Alten sich aufmachen und zusehen, ob es nicht etwas zu greifen gibt. Geschickt schwenken sie im düsteren Bruchwalde hin, haschen die Maus und den Jungvogel, die Eidechse und die Heuschrecke, und tragen sie zu Horste, wo ihnen gierige Schnäbel die Beute entreißen.

Von Tag zu Tag nehmen die formlosen weißen Wollklumpen in dem Krähenhorste mehr Gestalt an, weisen zwischen den langen Dunen immer mehr buntes Gefieder auf, die Schwungfedern sprengen die Hüllen und aus den weißen Wuschelköpfen recken sich die Federöhrchen. Nun wird es den jungen Eulen zu langweilig in ihrem Neste; wenn die Sonne so recht warm scheint, klettern sie über auf den Horstrand, wagen nach langem Besinnen, unbeholfen flatternd, den Sprung auf den dicken Fichtenast, und weil sie dort noch nicht Sonne bekommen, hüpfen sie auf den nächsten Eichenast, rutschen so lange darauf entlang, bis sie den sonnigsten Fleck erreicht haben,

und dann rücken sie aneinander und lassen sich von den Sonnenstrahlen ordentlich durchwärmen. Von Tag zu Tag werden sie kecker; das Älteste wagt sich schon weit hinaus in die äußersten Äste der Fichte, wenn es die Alten näher rufen hört, um ihnen die Beute zu entreißen. Dabei bekommt es auf dem schwanken Zweige das Übergewicht, hängt erst eine Weile kopfüber und flattert dann ungeschickt zu Boden. Angstvoll lockend umflattern die Alten es und suchen ihm zum Aufbaumen zu verhelfen, aber es ist noch zu ungeschickt und fliegt ängstlich am Boden umher, bis die Füchsin es gewahrt und es ihren Jungen bringt. Einige Tage später purzelt das zweitälteste Junge aus der Fichte und flattert zu seinem Unglücke gerade dahin, wo die beiden Hütejungen liegen. Mit einem Freudengeheul nehmen sie es auf und bringen es abends stolz mit heim; nach drei Tagen liegt es tot auf dem Mist; es mochte weder kalte noch warme Kartoffeln und Speck und Schinken auch nicht und verschmachtete elend.

Drei Junge bleiben dem Eulenpaare noch, und die zieht es glücklich auf. Bald ist der Krähenhorst zu eng; die drei Geschwister flattern hinter den Alten her, erst von Ast zu Ast im Bruchwalde, dann über den verwachsenen Holzweg, und schließlich auch von Baum zu Baum in das nebelige Bruch hinein, wo sie sich in den Krüppelkiefern und Kopfeichen verteilen und fortwährend unken und fiepen, bis die Alten mit irgendeinem Getier in den Griffen angestrichen kommen. Und eines Tages gelüstet es sie, selber zu jagen, denn gar zu verlockend hüpft eine Waldmaus zwischen den Moorbeerbüschen umher. Der Versuch gelingt, und mißlingt ein anderer auch wieder, ehe eine Woche vergeht, sorgen die drei schon fast ganz allein für sich, wenn sie auch immer noch gern die Maus nehmen, die die Alten ihnen zutragen. In der nächsten Woche aber sind die Jungen ganz selbständig und die Familie löst sich auf; jedes Stück hält sich für sich und jagt, wie es gerade kommt, bald in der dürren Heide, dann an den Wiesen, heute im einsamen Moore und morgen in der Feldmark, wo sich die meisten Mäuse finden.

Davon gibt es in dem Jahre reichlich. Es ist der zweite trockene Sommer gewesen und das Unzeug hat über die Maßen geheckt. Im Sandlande spürt der Bauer nicht soviel davon, aber auf dem schweren Boden hat er alle Ursache, zu klagen. Es wimmelt und krimmelt überall von Feldmäusen; die Feldraine sehen aus, wie Siebe, die Klee- und die Luzernestücke sind kreuz und quer von den Gängen durchzogen, überall liegen die zernagten Getreideähren, die abgebissenen Halme umher. Aber wo Mäuse sind, da gibt es auch Eulen. Erst kommen aus den benachbarten Bergwäldern die Käuze und Ohreulen in das Getreideland, dann wandern auch die aus den Kiefernwäldern der fernen Heide zu. Alle Wälder und Vorhölzer beherbergen sie über Tage, die Käuze und Waldohreulen, und überall in den Kartoffeläckern liegen die Sumpfohreulen. In der Dämmerung streichen sie über

Junge Waldohreule in Kampfstellung.

M. Behr. Trebbichauer Busch b. Cöthen, 9. Juni 1908.



Junge Waldohreule in Schreckstellung.

M. Behr. Trebbichauer Busch b. Cöthen, 9. Juni 1908.



M. Schelenz. *Bulacher Wald bei Karlsruhe i. B., Juni 1908*

Junge **Waldohreulen** im Horst.

die Kleestücke und Koppelwege, rütteln an den Rainen und auf den Stoppeln und unzählige Mäuse enden in ihren scharfen Griffen.

Hier, bei dem großen Eulenstelldichein, schlagen sich, je mehr der Herbst heranrückt, die Waldohreulen zu kleineren und größeren Flügen zusammen, tauchen in kleinen Vorhölzern auf, wo nie eine Waldohreule horstet, übernachten, wenn sie keinen Wald antreffen, in Kartoffeläckern, Rübenfeldern und Weingärten, ja sogar auf dem blanken Sturzacker, und erstaunt sieht der Bauer, der die Furche entlang geht, wie sein Hund eine Eule nach der andern hochmacht, und noch mehr schüttelt er den Kopf, als sich überall zwischen den Schollen graue Gestalten erheben, putzig anzusehen mit ihren dicken, gehörnten Köpfen, bis der Spitz ihnen näher kommt und sie sich mit quäkenden Rufen erheben und schwanken Fluges davonstreichen.

Unstet und ruhelos wandern die Eulenflüge umher; wo es Mäuse gibt, da halten sie sich auf und sie ziehen weiter, haben sie darunter aufgeräumt. So manche wird von rohen Schießern heruntergeknallt, andere verenden elendiglich in Pfahleisen und ungebildete Menschen nageln sie, die eigene Dummheit damit aller Welt kundgebend, an die Scheunentore, zum Dank dafür, daß sie die Felder von den Mäusen befreiten.

Verzeichnis und Erläuterung der Bilder.

Goldkolibri
(Selasphorus rufus Gm.).

Aufnahmen von H. T. Bohlman.

Rubinkolibri
(Trochilus colubris L.).

Kohlmeise *(Parus major L.).*

Aufnahmen von Bethge und Spengler.

Blaumeise *(Parus coeruleus L.).*

Aufnahmen von Bethge und Spengler.

Gefleckter Fliegenfänger
(Muscicapa grisola L.).

Aufnahmen von M. Behr, Kearton, R. B. Lodge, R. Paul.

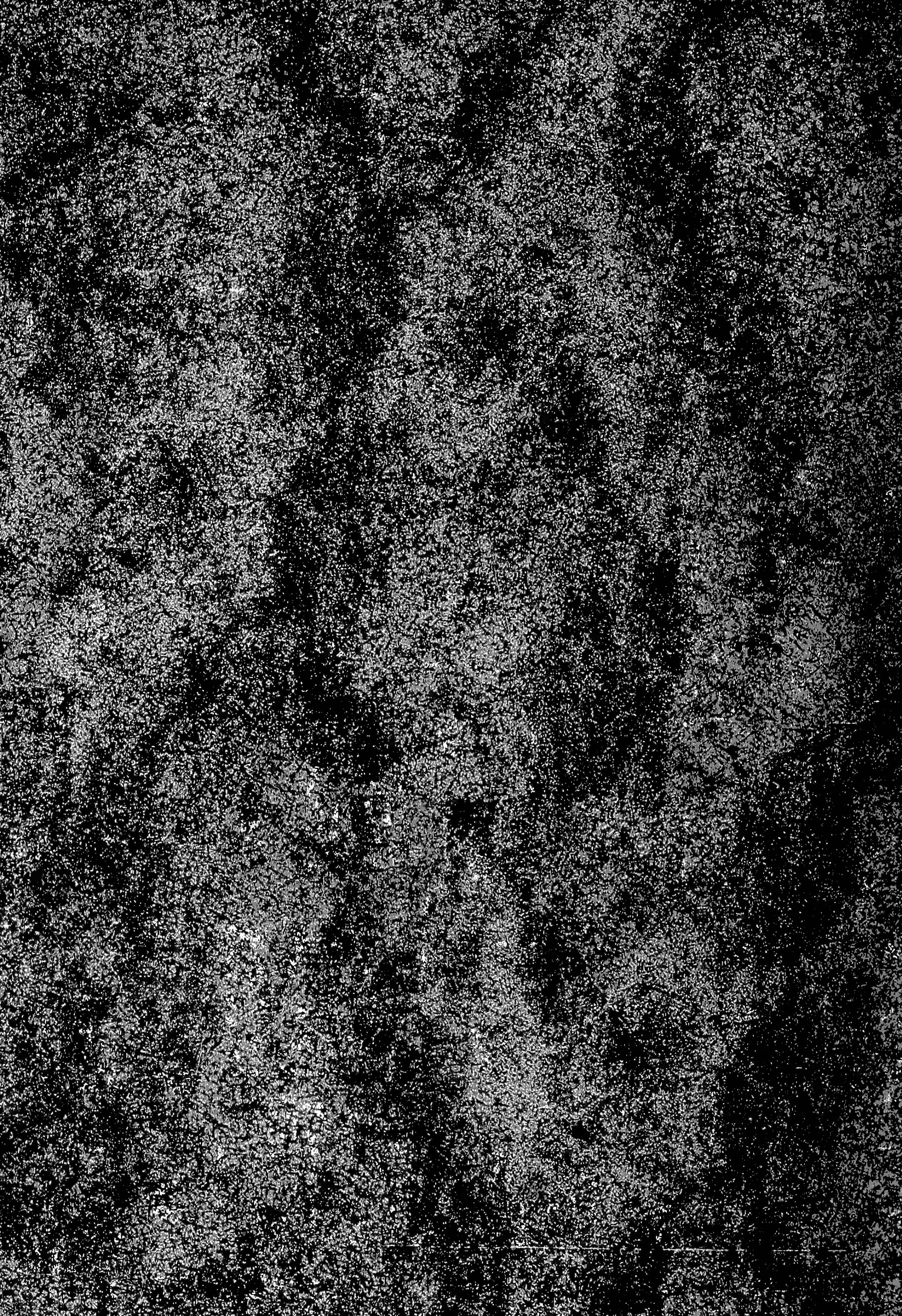
Singdrossel *(Turdus musicus L.).*

Aufnahmen von M. Behr, R. B. Lodge, R. Paul, Steenhuizen.

Kleiber *(Sitta europaea L.).*

Aufnahmen von Bethge, R. Paul, K. Soffel.

Register.






SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00701 5209